

Ottonische Studien

zur

deutschen Geschichte im zehnten Jahrhundert

II.

Hrotsuit von Gandersheim

von

Rudolf Köpke



Berlin 1869

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstrasse 69

Hrotsuit von Gandersheim

Zur Litteraturgeschichte des zehnten Jahrhunderts

von

Rudolf Köpke

Mit einem photolithographischen Bilde der Münchener Handschrift

Berlin 1869

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstrasse 69



Johannes Schulze

an

seinem vier und achtzigsten Geburtstage

den 15. Januar 1869

in

dankbarer Verehrung

gewidmet

Ihnen, hochverehrter Herr, an diesem Tage meinen Glückwunsch öffentlich darzubringen, ist für mich ein Glück, dessen Erfüllung ich heute um so freudiger begrüsse, je länger ich es mir gewünscht habe. Doch was spät geschieht, kommt auch wohl einmal zu rechter Zeit. Denn im steten Wandel der Dinge reift, wie das Grosse, still auch das Kleine einer günstigen Stunde endlich entgegen.

Länger als zwanzig Jahr haben Sie in Altensteins Rathe die erste Stelle des ehrenvollsten persönlichen Vertrauens eingenommen, vierzig Jahr hindurch mit jener nie ermüdenden Rastlosigkeit, die getragen wird von der Begeisterung und dem Glauben an die höchsten Güter des Menschen, für das Wohl von Volk und Staat unerschütterlich gearbeitet, und in schweren Tagen haben Sie das Schiff in jene Strömungen leiten und darin erhalten helfen, die unser preussisches Vaterland dem weitesten Gesichtskreis entgegengeführt haben. Neben dem Ruhme der Waffen ist ihm dadurch der wahrlich nicht geringere freier geistiger Entwickelung aufs neue gesichert worden.

In jenen Zeiten haben sich Ihnen Viele in Wunsch und Hoffnung genaht. — Aber wie hoch auch der Staatsmann stehen möge, dem Manne, der an eine grosse sittliche Aufgabe die volle Lebens-

kraft gesetzt hat, der den wohlverdienten Eichenkranz in der Hand, hinter seine fortwirkenden Thaten schweigend zurücktritt, einem solchen Manne die einfach menschliche und persönliche Verehrung aussprechen zu dürfen, das gehört zu den Augenblicken, welche die reinste innere Befriedigung gewähren.

Doppelt freudig thue ich es auch darum, weil ich Sie als väterlichen Freund anzureden, ein volles Recht zu haben meine. Denn sechszig Jahr, seit der Zeit erster Jugendstudien, sind Sie auf allen Lebensstufen ein treuer Freund meines theuern Vaters gewesen; Sie haben mit ihm die schwankenden Schritte meiner eigenen Jugend überwacht, Sie haben mich angespornt auf der Bahn der Wissenschaft, und endlich an die Stelle geführt, wo ich wirken konnte, soweit meine Kräfte reichen wollten. Das ist eine der grössten Wohlthaten, die der Mensch dem Menschen erweisen kann.

Was ich Ihnen als Zeichen meiner dankbaren Verehrung und Wünsche an dem heutigen Tage überreiche, ist dem Kreise meiner Studien der Geschichte des deutschen Volkes entlehnt. Sie haben für seine Bildung gewacht und gehandelt, und mit demselben weiten Blicke, den Sie der Philosophie und der antiken Welt zunächst zugewendet, haben Sie stets auch auf andern Gebieten die verschiedenartigsten Erscheinungen ins Auge gefasst, und der Eigen-

thümlichkeit anderer Kräfte und Richtungen ihr Recht widerfahren lassen.

Darum, so darf ich hoffen, werden Sie auch heute den folgenden Versuch wohlwollend aufnehmen, und was ihm fehlen mag, aus eigener Auffassung und Rücksicht dessen was, und wie ich es habe sagen wollen, ergänzen.

Mögen Sie den Ihrigen, wie allen Ihren Freunden, als ein Vorbild ungeschwächter Kraft noch lange erhalten bleiben, und mir Ihre väterliche Freundschaft bewahren.

Rudolf Köpke.

Vorwort.

Eine kritische Untersuchung, wie die folgende, deren Aufgabe und Durchführung klar sein und für sich selbst sprechen soll, mit einem Vorworte zu begleiten, würde ich, wie früher, auch dieses Mal überflüssig erachten, wenn nicht eine eigenthümliche Veranlassung dazu vorläge. Gegeben ist sie durch das besondere Verhältniss zu der viel besprochenen Ansicht, welche Hrotsuits Schriften zu einem Trugwerke des funfzehnten Jahrhunderts machen will. Freilich diese Hypothese allein, deren Unhaltbarkeit mir vom ersten Augenblicke an ebenso zweifellos, als der Ton der Unfehlbarkeit, in dem sie verkündet wurde, staunenswerth gewesen ist, sie allein würde mich schwerlich bestimmt haben, das Wort zu ergreifen. Aber etwas Anderes kommt hinzu.

Zu derselben Zeit, als Aschbachs Abhandlung „Roswitha und Conrad Celtes“ 1867 erschien, hatte ich in der Monographie über Widukind von Korvei („Ottonische Studien I.“ Berlin, Mittler und Sohn 1867) die bisher nicht erkannte kritische Beziehung dieses Geschichtschreibers zu seiner Zeitgenossin von Gandersheim dargelegt. Sogleich ward mir

klar, in meiner Ausführung müsse Aschbach gefunden haben, was der seinen noch fehlte, die Nachweisung, aus welcher Quelle die Fälscher den Stoff des historischen Hauptwerks, der Gesta Oddonis, entlehnt haben könnten, nämlich aus Widukind. Auch hat er sich das nicht entgehen lassen. Einen sehr wesentlichen Theil „der nachträglichen Untersuchungen“ in der zweiten vermehrten Auflage von 1868 bilden S. 100—107 die vergleichenden Stellen Widukinds und Hrotsuits; sie sind aus meinem Buche S. 39—45 herübergenommen. Aschbach wäre also in der angenehmen Lage, aus der Hand eines Gegners, „des Berliner Kritikers“, für seine Ansicht das entscheidende Beweismittel zu empfangen, das er selbst nicht herbeizuschaffen vermochte. Unmöglich jedoch konnte ich mir die Rolle eines Zeugen aufnöthigen lassen, der bezeugen muss, was er nicht bezeugen will, und eine Hypothese begründen sollen, die ich mit allen Einsichtigen für durchaus grundlos und abenteuerlich halte. Nach dieser Seite hin war eine ins Einzelne gehende Auseinandersetzung entschieden geboten; in Folge dessen nimmt die Widerlegung einen grössern Raum ein, als sonst nöthig scheinen möchte.

Doch dies ist ein geringes Interesse, das mit dem Tage, der es geboren, vorübergehen wird. Hrotsuit bleibt eine historische Zeugin ersten Ranges, die eine sorgfältige Prüfung vor vielen verdient, auch darum, weil gerade ihre Schriften, besonders ihre Komödien, „den Ausdruck der Gestalt des Jahrhunderts und des Körpers der Zeit zeigen“, und als kulturhistorischer Spiegel des zehnten Jahrhunderts einzig

dastehen. Theilnehmende Forscher werden darum den positiven Bestandtheilen der folgenden Untersuchung ihre Billigung, so hoffe ich, nicht versagen. Hrotsuits Werke und Widukinds Zeitgeschichte ergänzen sich gegenseitig, und bei dem nur allzu fühlbaren Mangel zahlreicher umfassenderer Quellen, bieten sie eine gemeinsame unentbehrliche Grundlage Ottonischer Studien dar. Als solche möge man im Vereine mit der Abhandlung über Widukind auch diese nachsichtig aufnehmen.

Schliesslich habe ich noch Herrn Professor und Oberbibliothekar Halm zu München meinen Dank für die Liberalität öffentlich auszusprechen, mit welcher er mir die Benutzung der Handschrift hier am Orte verstattet hat. Das beigegebene photolithographische Abbild einer durch Celtis Korrektur entscheidenden Stelle, ist durch Herrn Burchard, dessen Handschriftenbilder ähnlicher Art rühmlichst bekannt sind, aufgenommen worden, und wird zur Entscheidung der Streitfrage als beweisendes Aktenstück gewiss willkommen sein.

Berlin, im Januar 1869.

Rudolf Köpke.

Inhalt.

1. Litteratur.

Der Anklang, welchen ein Schriftsteller bei den Zeitgenossen findet, ist stets ein beachtenswerther Beitrag zu seiner Charakteristik, doch niemals wird er der erschöpfende Ausdruck seines Wesens sein. Die Bedeutung desselben danach endgültig bestimmen wollen, wäre kurzsichtig und ungerecht, es hiesse den Werth der Gabe wie des Gebers nach dem Bildungsgrade des Empfängers abmessen. Mehr vielleicht ist er ein Beweis des Verständnisses und der Empfänglichkeit, die einem Buche entgegenkommen, ein Zeugniss der Zeit, in der es wirken will. Zwar ist das freie Spiel der Kräfte des Einzelnen, die Möglichkeit des Eindrucks, abhängig von Beschränkungen aller Art und tausend unberechenbaren Gegenwirkungen; aber was sich Vielen mittheilt und in ihnen lebendig ist, wird schwerlich verborgen bleiben, es muss sich kund geben. Dieses Wechselverhältniss in der Litteratur ist für ihre Geschichte wichtig und anziehend, weil es Rückschlüsse auf den Charakter beider Theile verstattet. Soll es für die Kritik des Schriftstellers benutzt werden, so wird man sich nicht innerhalb der Grenze weniger Jahre halten dürfen, denn nicht die Zeitgenossen allein bilden den theilnehmenden Leserkreis, auch die Angehörigen späterer Jahrhunderte treten ein. Mag ihnen Einiges bereits ferner gerückt sein, erst im Laufe der Zeiten wird sich das Gleichgewicht des allgemeinen Urtheils herstellen. Der augenblickliche in die Breite gehende Erfolg wird Abzüge erleiden, aber auch die anfänglich mehr im Verborgenen arbeitende Kraft wird endlich zu Tage kommen. Die Gegenwart bietet keine unbedingte Bürgschaft für die Zukunft, doch eine Stimme, die heute wenig beachtet wird, kann künftig mehr Hörer finden, und vielleicht werden unter diesen die gerechtesten Richter sein.

Wo ich am Eingange einer wissenschaftlichen Untersuchung hinaus wolle mit diesen Allgemeinheiten, wird man fragen. Die Antwort liegt in dem Namen, der an der Spitze steht. Ungeachtet der glänzenden Umgebung, in welcher er zuerst erscheint, die dauernde Beachtung, welche man erwartet, hat er weder bei den Zeitgenossen noch der nähern Nachkommenschaft gefunden. Vierhundert Jahre lang war der laute Ruf von Gandersheim verschollen. Um so mehr hat er die steigende Aufmerksamkeit späterer Zeiten erweckt, und unter den Hörern sind nicht allein Richter sondern auch Bewunderer gewesen.

Das zehnte Jahrhundert ist nicht jenes bleierne barbarische, wie es Baronius genannt und die Unkenntniss nachgesprochen hat; in seiner zweiten Hälfte steht es an litterarischer Bildung dem Karolingischen nicht nach. Hrotsuits Stellung scheint dennoch einsam gewesen zu sein. Doch nicht sowohl in der Theilnahme der Frau an der Litteratur überhaupt, als in der Art derselben ist der Grund davon zu suchen. Das beweisen ihre Dramen. Alle Kraft, deren sie fähig war, hat sie hineingelegt, auf Geschmack und Urtheil vieler Leser wollte sie wirken; aber jene Zeit verstand das Drama nicht, was auf die weiteste Verbreitung berechnet war, ward spurlos vergessen, und mit ihren Dramen auch die Dichterin. Das Bild, welches sie mit dem glänzenden Meteor am dunkeln Himmel vergleicht, möchte nicht zu überschwänglich sein.

Zwei Mittel giebt es den Erfolg litterarischer Werke jenes Zeitalters zu beurtheilen, die Verbreitung derselben durch Handschriften, und ihre Benutzung durch Spätere. Eindruck, Verständniss, Beifall lassen sich danach ermessen. Von manchen Schriftstellern finden sich fast zahllose Handschriften. Wie viel gelesen und unendlich oft ab- und ausgeschrieben wurden nicht Sigebert und andere Weltchroniken; von Hrotsuits Büchern hat die sorgfältigste Forschung nur eine alte Handschrift aufzutreiben vermocht, und sie ist nicht einmal vollständig. Aber diese eine gewährt einen tiefern und eigenthümlichern Stoff als die Masse von Wiederholungen; und wer möchte dergleichen um der Zahl willen diesen Dichtungen vorziehen? Man wird die Geschicklichkeit anerkennen, mit welcher jene Männer brauchbare Lehrbücher für ihre Zeitgenossen verfassten, und deren Bildungsstufe danach beurtheilen, aber für uns ist bis auf einen geringen Theil ihr Inhalt erschöpft, nur wenig bleibt übrig, was sich aus andern nicht gleichfalls lernen liesse.

Niemand vermag seiner Zeit vorauszueilen, aber ebenso unzweifelhaft prägen sich grosse Kräfte und Richtungen oft unbeachtet in Einzelnen aus, bevor sie Gemeingut Vieler werden. Auch für

Hrotsuit gilt das. Wenn nicht für die historischen Gedichte, wo es an Vorgängern nicht fehlte, doch gewiss für die Dramen. Mag man diese Produkte der gelehrten Schule nennen, haben sie auch so wenig volksthümliche Einwirkung gewonnen, dass sie keinen Nachfolger gefunden, ja kaum über die Schwelle des Klosters hinausgekommen sein mögen, dennoch sind sie eines eigenthümlichen Geistes voll, dem die spätern nationalen Anfänge des Schauspiels vorläufig noch lange fremd bleiben sollten. Sie sind der erste litterarisch durchgeführte Versuch des Dramas in Deutschland; und nicht hier allein, sondern im christlichen Abendlande überhaupt, denn was etwa an ältern Resten vorhanden, ist damit doch kaum zu vergleichen. Nicht minder giebt es der Dichterin einen universalen Charakter in der vorwiegend einseitigen litterarischen Richtung jener Periode, dass sie sich in den Besitz des epischen und des dramatischen Stils zu setzen vermochte, während die wenigsten Schriftsteller kaum jenes mächtig waren. Ihre historischen Gedichte boten für die Ottonische Zeit zu wenig drastische Züge und massenhaften Stoff, wie man es damals liebte, um als ergiebige Quelle benutzt zu werden; die Dramen im Gegentheil mochten allzu drastisch, ihres kirchlichen Inhalts ungeachtet, allzu gelehrt und abweichend in der Form erscheinen, um viele Leser zu haben, oder zum Studium anzuregen. Selbst Hrotsuits Name muss bald vergessen worden sein, denn vor Tritheim wüsste ich kein Verzeichniss von Schriftstellern, in dem er zu finden wäre.

Die folgenden Zeilen haben die Absicht, einen Ueberblick der litterarischen Schicksale Hrotsuits zu geben, den Spuren der Benutzung im Mittelalter zu folgen, bis dahin, wo sich an die Wiederentdeckung die Anfänge des kritischen Studiums knüpfen, mit einem Worte Alles, was man ihre Litteratur nennen kann, zusammenzufassen. Dabei wird manche nicht unerhebliche Frage zur Sprache kommen.

Mit Hrotsuit hatte die Schule von Gandersheim ihren Wendepunkt erreicht; mit der gelehrten Aebtissin Gerberg II. scheint sie, und der Ansicht waren bereits gleichzeitige Geschichtschreiber, vollends ausgestorben zu sein. Unbegreiflich bleibt es sonst, dass so glänzende Beispiele keine Nachfolge fanden, dass sich zunächst im elften Jahrhundert Niemand angeregt fühlte, die spätern Schicksale der alten Liudolfingischen Familienstiftung der Nachwelt in würdiger Gestalt aufzubewahren. Welchen Schatz haben dagegen die Jahrbücher von Quedlinburg ihrem Kloster erhalten! Allerdings einen schwachen Versuch hat eine spätere Zeit gemacht; aber da war der Faden der Ueberlieferung bereits zerrissen. Dennoch ist das wichtig genug wegen der Folgerungen, die daraus zu ziehen sind.

Im Jahre 1216 verfasste Eberhard, Presbyter beim Stifte Gandersheim, in niederdeutscher Sprache eine Reimchronik, die eine Uebersicht der Geschichte desselben seit der Begründung geben sollte[1]. Der Kreis seiner Hülfsmittel war sehr eng, sein Verdienst nichts weniger als original. Seine Hauptquelle ist eine im Kloster selbst geschriebene Stiftsgeschichte, als deren Uebersetzer er sich ankündigt; damit hat er die ältesten Urkunden und einige Bruchstücke aus einer sächsischen Kaiserchronik verbunden. Wenn er im schriftlichen Gebrauch der Volkssprache der neuern Richtung folgte, so mochte eine besondere Veranlassung dazu in dem Entschwinden der Erinnerungen der Vorzeit in den Kreisen liegen, wo man nicht lateinisch verstand. Hrotsuits historische Schriften gehörten nicht mehr zu seinen unmittelbaren Quellen. Was hätte ihm sonst näher gelegen, als ihre *Primordia* des Klosters zu übersetzen, und für das zehnte Jahrhundert die *Gesta Oddonis* als Fortsetzung daranzuknüpfen? Nicht einmal ihren Namen scheint er gekannt zu haben. Aus einem trüben und dürftigen Seitenabflusse schöpft er, während ihm die ursprüngliche Quelle zu nächster Hand ist. Das *bok,* auf das er sich oft beruft, ging, wie er selbst bezeugt, bis auf die Zeiten Heinrichs II. herab. Schon aus diesem Grunde kann es nicht mit irgend einer Schrift Hrotsuits identisch sein. Der Verlust desselben ist weniger um des Inhalts als um der Einsicht willen, die es in die litterarische Verknüpfung gewährt hätte, zu beklagen, denn wir kennen es nur aus Eberhard. Für die spätere Zeit kann es kaum mehr als dunkele Erinnerungen gewährt haben. Namentlich die bereits feststehende Abstammung Herzog Liudolfs von Widukind, der sagenhafte Charakter einzelner Erzählungen macht eine spätere Abfassung sehr wahrscheinlich. So konnte man zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, nimmermehr aber zu Heinrichs II. Zeit über Gandersheim schreiben[1].

Doch einen Vorzug hat das Buch, dieser Verfasser hat noch Hrotsuits *Primordia coenobii Gandershemensis* benutzt. Wenn sich unleugbare Anklänge daran bei Eberhard finden, und er Hrotsuit nicht kannte, so können sie ihm allein dorther gekommen sein. Statt mehrerer Beispiele führe ich hier das erste an, dem man begegnet, ich halte es für entscheidend. Eberhard sagt von Liudolf II. 10:

To wyve nam he eyne vil eddele vrouwen
Von Frankrike ut deme lande geborn,
Unde von deme grotesten gheslechte uterkorn,
Dat men over all dat konekrike vant;

---

[1]) Das Nähere s. 1. Beilage

Ode was de eddele vrouwe genant,
Unde also ek an deme boke bescrewen vant,
Billingk was der vrouwen vader genant.

Damit vergleiche man Hrotsuits *Primordia* 21:

Cui coniux ergo fuerat praenobilis Oda,
Edita Francorum clara de stirpe potentum,
Filia Billungi, cuiusdam principis almi.

Fand sich im zwölften Jahrhundert zu Gandersheim noch Jemand, der dieses Gedicht würdigte und benutzte, so ist damit wenigstens eines, aber ein entscheidendes Zeugniss für Hrotsuit gewonnen. Denn den Mangel eines solchen hat man hoch genug angeschlagen, um selbst ihre Authentie zu bezweifeln.

Mit Eberhard schwinden die letzten Spuren der litterarischen Nachwirkung Hrotsuits, es folgen mehr als drittehalb Jahrhundert des Stillschweigens. Einer Entdeckung bedurfte es, und eine Umwälzung auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung wie des Geschmacks war nöthig, um ihr in der Zeit der Restauration ihre Stelle in der Litteratur wieder zu geben.

Die Ehre dieser Rettung gebührt den Humanisten, namentlich Conrad Celtis. Das war sonst eine anerkannte Thatsache, deren einfache Erwähnung jetzt nicht mehr hinreichend ist, nachdem die neueste Hypothese den Entdecker Hrotsuits zu ihrem Erfinder gemacht hat. Zwar könnte man mit vollem Recht jedes fernere Wort für überflüssig erklären, da die Echtheit der Handschrift die Widerlegung der Hypothese und Celtis' eigene Rettung ist. Aber dem gegenüber meint Aschbach seine Ansicht mit inneren Gründen nach wie vor siegreich vertheidigen zu können. Der Zweifel ist einmal in die Forschung hineingeworfen, in ihrem Wesen liegt es ihn zu entwickeln oder ganz zu beseitigen. Indem ich das Einzelne in eine Beilage verweise[1]), gebe ich hier was durch den allgemeinen Ueberblick geboten ist.

Der erste Herausgeber der Werke ist Celtis, und in der Widmung von 1501 nennt er sich ihren Entdecker. Der erste der Hrotsuits Namen wieder öffentlich genannt, und von dem Inhalte ihrer Schriften schon 1494 gesprochen hat, ist Johann Tritheim gewesen. Sehr fraglich ist es, ob er nicht die Handschrift früher kannte, dann wäre er der Entdecker.

Cum itaque nuper eius gratia peregre profectus fuissem, forteque in cenobium ordinis s. Benedicti concessissem, reperi vetustissimum littera ferme Gothica et mulieris manu conscriptum codicem sub titulo et inscriptione virginis et monialis Germanae gente Saxonica; sagt

1) 2. Die neueste Hypothese über Hrotsuit und ihre Werke.

Celtis in der Dedikation an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, die er zu Nürnberg im Hause seines Freundes Wilibald Pirkheimer schrieb. Auffällig sind die ganz allgemein gehaltenen Angaben über Zeit und Ort des Fundes; schon Aventinus[1]) sprach seine Verwunderung über dieses Schweigen aus, als habe Celtis dem Kloster zu St. Emmeram die Ehre nicht gönnen wollen. Ohne Zweifel ward er dabei durch den eifersüchtigen Wunsch geleitet, seine Quelle, aus der er noch manches zu schöpfen hoffte, lästigen Nebenbuhlern so lange als möglich geheim zu halten. Glücklicher Weise werden diese Lücken ergänzt durch das litterarische Aktenstück, das Celtis' Biograph E. Klüpfel zuerst veröffentlicht hat[2]), worin der Prior des Klosters Laurentius Aicher und der Mönch Erasmus Australis, wohl der Bibliothekar, unter Beifügung des Prioratssiegels am 27. Januar 1494 erklären, dem Poeten Conrad Celtis aus wohlwollender Freundschaft ein Buch zur Benutzung geliehen zu haben, in dem in Vers und Prosa die *editio cuiusdam monialis* enthalten sei, zu dessen Rückgabe er sich schriftlich verpflichtet habe; auch habe er es einem zuverlässigen Bürger zu Nürnberg vorgelegt. Wahrscheinlich sollte sich dieser von dem richtigen Empfang der Handschrift durch Celtis und der Identität derselben überzeugen, wodurch er gewissermassen die Bürgschaft für deren Erhaltung mitübernahm. Man wusste also im Kloster sehr wohl, welchen Schatz man daran besass. Diese Sicherheitsmassregel allein schon musste eine trügerische Vertauschung unmöglich machen, oder der Nürnberger Bürger mit in das Geheimniss gezogen werden. Celtis' unruhiges Leben, da er den Aufenthaltsort unendlich oft wechselte, das übliche Weiterverleihen solcher neuer Funde, lässt übrigens diese Vorsicht, ohne ihn selbst einem Verdachte auszusetzen, vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Und das um so mehr, da volle sieben Jahre vergingen, bevor es zur Herausgabe kam. Die Verleiher hatten jenes Dokument aufgesetzt, zum amtlichen Erweise, von ihrer Seite sei nichts verabsäumt worden, um das Kloster vor Schaden, und sich selbst vor der Ersatzleistung möglichst sicher zu stellen.

Nach diesem Aktenstücke muss Celtis die Handschrift bereits vor dem 27. Januar 1494 empfangen haben, mithin fiel die Auffindung in eine frühere Zeit; nach Klüpfels Annahme in das Jahr 1490, wo er sich im Sommer in Regensburg aufhielt. Aber auch im Herbst

---

1) Imperatoris Heinrici quarti vita August. Vind. 1518. Epistola ad Ambrosium: *Quam ob rem autem id obticuerit satis mirari non possum.*

2) De vita et scriptis Conradi Celtis II, 78.

1491 berührte er es auf einer litterarischen Rundreise, und in den ersten Monaten des Jahres 1493 hatte er daselbst eine Lehrstelle, während er zur Zeit der Entleihung Professor der Poesie und Beredsamkeit in Ingolstadt war. Die Entdeckung fällt also wahrscheinlich in das Jahr 1493. Einer der rastlosesten litterarischen Schatzgräber der Restaurationszeit, ward er durch die Lust des Suchens und Findens von Ort zu Ort getrieben, aber er verlor dadurch die Ruhe der Arbeit und der Benutzung des Gefundenen. Das Meiste was er veröffentlichte war flüchtig, wie am Wege, hingeworfen. In dem Schreiben an den Kurfürsten rühmt er sich nicht ohne Stolz der Opfer an Geld und Gesundheit, die er bei seinen Reisen durch die entlegensten Gegenden Germaniens gebracht habe, wie er den Hercynischen Wald, die Alpen und Obnobischen Berge durchzogen, um die Schätze der alten Kaiserklöster zu heben. Nicht allein ein litterarischer, ein nationaler Enthusiasmus erfüllte ihn dabei. Wohl sei es eines deutschen Mannes würdig, zum Ruhme des Vaterlandes dergleichen *exemplaria vetera dono, commutatione vel mutuo aut numerata pecunia* zusammen zu bringen, um sie durch den Druck nutzbar zu machen. Da er gesehen, wie Italiener mit reicher Beute dieser Art aus Deutschland abgezogen seien, habe er vor allen, der den kaiserlichen Lorbeer trage, es als seine Aufgabe erachtet, wie der Jäger dem Wilde, den Spuren der Kodices in das Dunkel ihrer Höhlen zu folgen. Solche Jagden werden dann durch solchen Gewinn belohnt. Es folgt ein begeistertes Lob der wiedergefundenen Hrotsuit, deren hohe Vorzüge ihm *incredibile dictu* sind. An die hervorragendsten Erscheinungen der Vergangenheit erinnert sie ihn wie der Gegenwart, an Velleda und Aurinia, an Sappho und Cloelia, an die Friesin Agnula und die Schwester seines Freundes, Charitas Pirkheimer, die ausgezeichnet sei durch Kenntniss des Lateinischen und ihre Briefe. Am Ende sei jedes Geschlecht und jedes Lebensalter zur Bildung berufen. Welche Prädikate Celtis auch der Hrotsuit beilegen möge, ich stelle sogleich fest, *mulier Cimbrica* hat er sie nicht genannt, weder in dieser Vorrede noch meines Wissens sonst wo.

Einen solchen Fund, der die kühnsten Erwartungen überflügelte, eilte er seinen Freunden mitzutheilen, denn auf der Gemeinsamkeit der Arbeit ruhte das rege Leben dieser Kreise. Im Herbste 1494 findet man ihn bereits auf dem Wege nach Spanheim, Freiburg und Basel, ohne Zweifel begleitete ihn die Handschrift. Schon am 2. September d. J. sendet der Baseler Professor Johannes Silberberg ihm und seiner Roswitha einen Gruss. Seine Begeisterung für die Gandersheimer Nonne geht auf die Studiengenossen und die

ganze rheinische Societät über. Man erkannte in ihr die wahlverwandte Seele, eine Humanistin des zehnten Jahrhunderts als Vorbotin des funfzehnten. Dramen hatte sie verfasst wie Terenz, in den epischen Gedichten fromme Fürsten und deren Waffen besungen wie Virgil, ihre Distichen enthielten lyrische Anklänge. Bei solchem Gehalte durfte man immerhin von den Verstössen gegen Syntax und Metrik absehen.

Die Vergleichung mit den grossen Mustern der alten Litteratur hat den Stoff zu jenen Versen gegeben, in denen Celtis und seine Freunde ihrer Bewunderung Luft machen. Die Nonne wird ihnen zum antiken Charakter. „Eine Sappho ist sie!“ rufen Heinrich von Bünau und Urbanus Prebusinus. „Neben Sappho die elfte Muse,“ sagt Pirkheimer in einem griechischen Distichon; „wie die Leier des Orpheus glänzt sie am litterarischen Himmel,“ Johannes Tolophus. Griechenlands sieben Weisen will sie Johannes Sprentz vergleichen. Aber auch heilige Geschichten singt sie. Die deutsche Jungfrau hebt Deutschlands Ruhm empor zu Griechenland und Rom! so preisen sie Eitelwolf von Stein und die Mathematiker Johannes Werner und Johannes Stabius. Am entschiedensten spricht Martin Pollich den nationalen Gedanken aus; er setzt den Ruhm der Geschichtsschreiberin dem Waffenruhm der Ottonen gleich.

Zu diesen Genossen gehört auch Johannes Tritheim. Ganz in demselben Tone wie die andern sagt er, den Griechen würde diese germanische Jungfrau eine Göttin sein; als Mann der Geschichte fügt er die Zeitbestimmung hinzu, nach sechs Jahrhunderten kehre Phoebus zurück. In seinen Händen hatte Celtis auf der Reise von 1494 die Handschrift zurückgelassen; denn am 11. Apr. 1495 schreibt ihm Tritheim: *Rosvidam necdum rescripsi* [1]). Dass soll schwerlich heissen, abgeschrieben sondern umgeschrieben, umgearbeitet. Natürlich nicht etwa die Handschrift, sondern das, was er über jene in seinen litterarhistorischen Büchern gesagt hatte. Gegen Ende desselben Briefes sagt er ferner: *Cathalogum de illustribus viris Germaniae, quem dudum ad instantiam Jacobi Wimphelingi edideram, brevi sum impressurae daturus. In quo multos addidi, qui in maiori volumine non habentur.* Bekanntlich hat Tritheim deren zwei geschrieben. Das frühere hier als *maius volumen* bezeichnet, in dem gleichwohl Vieles fehle, ist das Buch *de scriptoribus ecclesiasticis,* erschienen zu Basel

---

[1]) Aschbach 2te Aufl. S. 67. Ohne Zweifel eine Antwort auf den Brief von Celtis, den Klüpfel II, 149 anführt aus dem Jahre 1495: *Facit mentionem de operibus Roswithae, quae ante obtulerat.*

1494[1]). Zwei Briefe sind darin vorangeschickt, ein sachlich erläuternder an seinen Freund Albert Morderer vom 2. Apr. 1492, und die Widmung an den Bischof von Worms, Johann von Dalberg, den gelehrten Protektor der Societät, vom 26. Apr. d. J. Im Prolog kündet er an, mit seinem Stoffe bis auf das letzte Jahr Friedrichs III. herabzugehen, und in den Paragraphen über seinen Freund Celtis und seine eigenen Schriften nennt er das Jahr 1494 als gegenwärtiges. Zugleich erklärt er diesen Katalog endlich schliessen zu wollen, nachdem er ihn dreimal vermehrt, verbessert und *per septennium ferme* daran gearbeitet habe; also bereits seit 1487. Stückweise hatte er ihn dem Freunde zugesandt, daher die frühern Daten der vorangeschickten Briefe und der Unterschied, den er zwischen *edere* und *impressurae dare* macht. Jenes ist die private Mittheilung in der Handschrift, dieses die Veröffentlichung durch den Druck.

In diesem Buche hat auch Hrotsuit ihren Paragraphen, zwar nur kurz, aber eingehend genug, um zu beweisen, der Verfasser kannte ihre Schriften. Die sechs Komödien, die Gesten und drei Legenden bezeichnet er namentlich, die *Maria* mit den Anfangsworten *Unica spes*[2]). Wenn eine solche Notiz 1494 in einem Buche gedruckt erschien, an dem er sieben Jahre gearbeitet hatte, so stammte sie schwerlich aus einer Mittheilung von Celtis, die erst im Herbst desselben Jahres erfolgt war; sie war wohl älter. Entweder also verdankte er sie ihm schon vor dem 27. Januar 1494, oder, was bei Tritheims Verbindungen mit anderen Klöstern wahrscheinlich ist, einer unmittelbaren Mittheilung aus St. Emmeram, wohin er sich anfragend gewendet haben konnte. Bemerkenswerth ist allerdings, er sagt nicht, wie in dem etwas späteren Buche, er habe diese Schriften gelesen; aber die Kenntniss vor 1494 wird man annehmen können.

---

[1]) Die editio princeps hat 140 foll. und schliesst: Explicitus est liber de scriptoribus ecclesiasticis disertissimi patris domini Johannis de Trittenheim abbatis Spanhemensis Basileae a. d. 1494; das Tagesdatum fehlt. S. Panzer Annales typograph. I, 164. Opera ed. Freher I, 185, 187, 390, 399.

[2]) Ed. pr. fol. 59, Opp. I, 278. Zur Vergleichung setze ich die Worte her: *Catalogus de scriptoribus ecclesiast. Rosvida nobilis mulier in Saxonia nata, in Gandeshemensi coenobio, quod non longe ab Hildeshem distat, sanctimonialis, miro ingenio et doctrina claruit, et in utroque scribendi genere admirabilis. Ad virgines enim sacratas castitatem et continentiam hortando latino sermone conscripsit: Comoedias sex, de gestis Ottonum panegyricum versu hexametro. In laudes beatae virginis elegiaco et hexametro versu lib. I: Unica spes mundi. Item passionem s. Dionysii carmine elegiaco. Item de s. Gangolfo et aliis sanctis plura. Graecae etiam linguae notitiam habuit. Coaetanea Joannis Anglici fuit, qui doctrina sua papatum meruit.*

Das zweite Buch ähnlicher Art, mit dem er am 11. Apr. 1495 beschäftigt erscheint, ist der *Catalogus de illustribus viris Germaniae* [1]). Viele Nachträge haben sich gefunden, andere Gesichtspunkte geltend gemacht, sein Freund Wimpfeling wünscht die Bekanntmachung. Ein Brief an diesen vom 8. Februar 1495 gegen die Verkleinerer deutscher Wissenschaft geht voran, der Paragraph über Celtis bezeichnet dasselbe Jahr als gegenwärtiges, der Schluss des Buches ist datirt aus dem Kloster Spanheim vom letzten Tage des Monat Juli 1495. Viel ausführlicher lässt er sich über Hrotsuit vernehmen. Der Vollständigkeit wegen mögen die oft wiederholten Worte hier eine Stelle finden:

Rosuida monasterii Gandeshemensis in Saxonia *sanctimonialis, virgo nobilis ordinis divi patris Benedicti, in divinis scripturis studiosa et erudita, seculariumque litterarum disciplinis probe imbuta, ingenio praestans et clara eloquio, nec minus conversatione quam eruditione insignis, scripsit tam metro quam prosa multa praeclara opuscula, quibus sexum ingenio superans, nomen suum cum ingenti gloria transmisit ad posteros. Ex his ego legi subiecta: Ad Gerbergam abbatissam heroico carmine de vita et conversatione intemeratae Dei genitricis et virginis Mariae librum unum; de ascensione Domini eodem carmine lib. I; item de s. Gangolfo lib. I; de passione s. Pelagii martyris his temporibus in Corduba passi lib. I; de lapsu Theophili vicedomini et eius poenitentia lib. I; de lapsu cuiusdam iuvenis per s. Basilium conversi lib. I; de passione s. Dionysii episcopi et martyris lib. I; de passione s. Agnetis virginis lib. I. Omnia praedicta eleganti carmine heroico composuit. Scripsit praeterea sex comoedias stilo imitata Terentium, quarum prima inscribitur conversio Gallicani principis, passionem includens Ioannis et Pauli martyrum. Secunda est de passione Agapis, Chioniae et Hirenae virginum. Tertia de resuscitatione Calymachi et Drusianae per sanctum Ioannem. Quarta de lapsu et conversione Mariae, neptis Abrahae eremitae. Quinta inscribitur conversio Thaidae meretricis. Sexta vero passionem recitat sanctarum virginum Fidei, Spei et Charitatis. Scripsit etiam metrice gesta Othonis imperatoris lib. I; epigrammatum diversorum lib. I et quasdam non inelegantes epistolas. Caetera quae composuit ad notitiam*

---

[1]) Ed. pr. s. l. et a. Cathologus illustrium virorum Germaniam suis ingeniis et lucubrationibus omnifariam exornantium domini Johannis Tritemii abbatis Spanhemensis ordinis s. Benedicti — Explicit. Rosvida f. IX, Opp. I, 129, 174, Panzer IV, 63. Das hier Gesagte hat er dann im Chronicon monast. Hirsaug. — 1370, Opp. II, 36, zum Theil wiederholt mit dem Zusatze: Quorum memoriam in praefato libello virorum illustrium fecimus latiorem; vollständiger in der Umarbeitung von 1511.

nostrae lectionis non venerunt. Claruit temporibus Ottonis primi et secundi clarissimorum imperatorum. 970.

Vergleicht man die beiden Artikel von 1494 und 95 mit einander, so ist ersichtlich, was Tritheim mit dem *rescribere* meinte. Nicht ohne den wesentlichsten Nutzen hatte er die Handschrift gehabt, nur wenige Worte sind aus dem alten Paragraphen in den späteren übergegangen. Die Irrthümer sind verschwunden; er sagt nicht mehr, Hrotsuit sei Zeitgenossin der Päpstin Johanna gewesen, noch sie habe Griechisch verstanden, in der Reihenfolge der Handschrift, zum Theil mit wörtlicher Wiederholung der Titel, führt er die einzelnen Stücke auf. Wenn er die Worte hinzufügt *ex his ego legi subiecta*, die 1494 fehlen, so wird man ihm dieses Mal glauben können. Wenn er ferner von Schriften *tam metro quam prosa* spricht, von Epigrammen und Briefen, so verstand er darunter gewiss, wie Pertz bemerkt [1]), die verschiedenen Widmungsdistichen an die Gerberg, die Vorreden und einleitenden Briefe. Auch mit der Versicherung, das Uebrige was sie geschrieben nicht gelesen zu haben, hatte es seine Richtigkeit, denn die Primordien kannte er in der That nicht. Seine wiederholt und dringend ausgesprochene Bitte, man möge ihm zutrauen, dass er seine Gründe habe so und nicht anders zu schreiben, man möge nicht gleich den Stab über ihn brechen, wenn er von den Schriftstellern anders spreche als der Leser erwarte, ist dieses Mal begründet.

Wir sind daran gewöhnt, Tritheim als massenhaften aber leichtfertigen Compilator zu benutzen und zu beurtheilen, und er hat der kritischen Sünden genug begangen. Dennoch hat er eine unverkennbar wichtige Stellung. In der Zeit, wo sich die Geister scheiden, ist er ein Charakter des Ueberganges. Noch steht er mit einem Fusse im Mittelalter, während er mit dem andern hinüberschreitet in das Jahrhundert der Restauration. Noch ist er der scholastisch gelehrte Abt eines alten Klosters, in diesen Ueberlieferungen lebt er, auf der andern Seite ist er Humanist, der den Drang hat, neue Gebiete des Wissens zu eröffnen; die ganze Gelehrsamkeit des Mittelalters steht ihm zu Gebote, er umfasst und compilirt sie in der Weise wie einst Sigebert und Ekkehard, nur noch massenhafter. Wie kritiklos er im Einzelnen sein möge, wenn das Material ihn zu erdrücken droht, die Nothwendigkeit einer neuen Behandlung der Wissenschaft fühlt er nicht minder lebhaft. Ein Mann wie dieser konnte Hrotsuits Schriften sehr wohl schon früher gekannt haben, und sie feiern wie Celtis.

---

[1]) Monument. German. IV, 303 A. 17.

Endlich, nach vielen litterarischen Kreuz- und Querzügen, kam es 1501 zur Herausgabe. Zu einem solchen Werke bedurfte es eines Protektors, der die Kosten trug. Zu Nürnberg legte Celtis die Handschrift dem Gönner, der auch seine Krönung als Dichter veranlasst hatte, dem Kurfürsten Friedrich, vor. Dieser genehmigte Druck und Dedikation, und erwirkte ein Privilegium gegen Nachdruck auf zehn Jahre [1]. Der Titel lautet: *Opera Hrosvite illustris virginis et monialis Germane gente Saxonica orte nuper a Conrado Celte inventa.* Am Schluss: *Finis operum Hrosuithae clarissimae virginis et monialis. Germanicae gente Saxonica ortae Impressum Norunbergae sub Privilegio Sodalitatis Celticae a Senatu Rhomani Imperii impetrato. Anno christi Quingentesimo primo supra Millesimum.* Ohne Paginirung, aber an Illustrationen fehlt es nicht. Albrecht Dürer gab sechs schöne Holzschnitte zu den Komödien und ein Titelbild, Celtis darstellend, der dem Kurfürsten die Handschrift überreicht. Obgleich Celtis sie sieben Jahre unter Händen gehabt hat, ist seine Ausgabe doch nur eine flüchtige zu nennen. Sie ist ein Werk das abgethan werden musste, weil der vielbeschäftigte Mann zu anderem eilte, was ihm jetzt anziehender war. Darum nahm er sich nicht die Zeit den Text abzuschreiben, in den Gesten setzte er die Argumente der einzelnen Abschnitte an den Rand, und schickte den ganzen Kodex, zu nicht geringem Schaden desselben, in die Druckerei. Auch so ist es kaum begreiflich, dass er die beiden grossen Textlücken in den Gesten, die Geschichte Liudolfs und die Kaiserkrönung, von beinahe 400 an der einen, und 300 Versen an der andern Stelle, übersehen konnte, da sie sich durch die Zusammenhangslosigkeit sogleich kund geben. Willkürlich wich er in der Reihenfolge des Inhalts von der Handschrift ab, und stellte die Komoedien voran, weil sie ihm merkwürdiger scheinen mochten, den erzählenden Gedichten schickte er Inhaltsangaben voraus, im Einzelnen korrigirte er den Text vielfach, nicht selten überflüssig und irrthümlich, obgleich er die Handschrift für Hrotsuits Autograph hielt. Es waren Korrekturen vom Standpunkte der Grammatik und Metrik; der Gedanke, auch hier sei eine historische Eigenthümlichkeit zu schonen, kam ihm gar nicht.

Die Wahlverwandtschaft, in der sich die Humanisten zu der wiederentdeckten Muse des zehnten Jahrhunderts fühlten, gab sich sogleich auch in dem Eindrucke kund, den diese überraschende Erscheinung auf andere gleichgesinnte Freunde machte. Celtis selbst verbreitete seine Ausgabe, und andere unterstützten ihn darin. Nicht

---

[1] Panzer, Annales typographici VII. 439.

mehr als billig war es, ein Exemplar davon der gepriesenen Schwester Pirkheimers zu übersenden, deren Gewandtheit im Gebrauche der römischen Sprache er nicht allein in der Vorrede gerühmt, sondern die er selbst zu einem Gegenbilde Hrotsuits gemacht hatte. Sie unterlässt nicht, ihm dafür in einem überschwänglichen Briefe vom Jahre 1502 zu danken, in dem, nun allerdings begreiflich genug, einige Reminiscenzen der Gandersheimischen Nonne wiederklingen. Sie hat die liebenswürdigen Schriften dieser hochgelehrten und weisen Jungfrau gelesen, in denen sie eine Verherrlichung des *fragilis sexus* sieht, dem doch auch ein Brosam vom Tische des Reichen gegönnt werde; und das ist ganz Hrotsuits Ton. Celtis antwortete mit einer neuen Sendung, seiner Vita Sebaldi und einer Sapphischen Ode, in der er sie als *Teutonis rarum decus sub oris* preist [1]).

Zugleich erwachte ein Gedanke, dessen Durchführung bis auf die Gegenwart herab wiederholt und in sehr verschiedener Weise versucht worden ist; die deutsche Dichterin in der volksthümlichen Sprache reden zu lassen, sie durch eine Uebersetzung weiteren Kreisen bekannt zu machen. Adam Werner von Themar, Erzieher der Söhne des Pfalzgrafen Ruprecht und Lehrer am Gymnasium zu Heidelberg, ein Freund Celtis' und Tritheims, der Manches vom Virgil und Horaz übersetzt hatte, übertrug das beweglichste unter den Dramen, den Abraham, 1503 ins Deutsche, und widmete es seinem Pfalzgrafen [2]).

Auch jenseits der Alpen, in Italien, wo gelehrte Frauen hochgefeiert wurden, ward Hrotsuits Name bekannt. Kein anderer als ein Doge von Genua, Baptista Fulgoso, nennt ihn zunächst. Nach seinem Sturze 1483 lebte dieser in litterarischer Musse, und schrieb nach dem Vorbilde des Valerius Maximus ein Buch *De dictis factisque me-*

[1]) Der Brief der Charitas Pirkheimer findet sich in ihren Epist. in Opera Bilib. Pirkheimeri ed. Goldast Frankf. 1665 S. 342; er ist undatirt und steht neben Briefen von 1502, vor 1501 kann er nicht geschrieben sein. Es heisst: *Caeterum superioribus diebus accepi etiam scripta amabilia Rosuitae virginis doctissimae, a Vestra dominatione mihi exiguae — destinata. — Extollenda tamen et laudanda Vestra humilis diligentia, qua studuistis scripta et carmina mulierculae in lucem producere atque arti impressoriae tradere.* Im Eingange beklagt sie ihren Freund, dass er von Räubern geplündert worden sei. Eine Antwort darauf, auch auf diesen Punkt eingehend, dessen Celtis selbst in der Dedikation der Werke Hrotsuits an den Kurfürsten gedenkt, ist die erwähnte Ode *ad Charitatem de familia Pirkheimerorum,* die auch Aschbach S. 56 abdruckt.

[2]) Wilken, Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen S. 394. Von dem Uebersetzer giebt Tritheim weitere Auskunft im Catal. ill. viror. und de scriptoribus ecclesiast. Opp. ed. Freher I, 180. 398.

morabilibus collectanea in italienischer Sprache. Nach seinem Tode wurde es von Camillo Ghilino ins Lateinische übersetzt und 1509 zu Mailand herausgegeben [1]). Da weder das Original gedruckt noch Fulgosos Todesjahr bekannt ist, lässt sich die Zeit dieser Erwähnung nicht genau feststellen; jedes Falls nach 1494, denn sein Führer war bereits Tritheims Buch *de scriptoribus ecclesiast.* In dem Capitel von den berühmten Frauen lässt er auf Sappho, Zenobia u. a. als erste unter den neueren die Sachsin Roswida folgen, ausgezeichnet durch ihre Gelehrsamkeit in den humanen Wissenschaften.

Die zu St. Emmeram gemachte Entdeckung fand in Gandersheim selbst ihre Vollendung. Zu Celtis und Tritheim kam ein Menschenalter später Heinrich Bodo aus dem von dort aus 1124 begründeten Kloster Clus. Auf Anregung seines Abtes Konrad unternahm er die Geschichte des eigenen Hauses zu schreiben, erkannte aber bald die Unmöglichkeit, von diesem zu sprechen, ohne auf die wichtigern Schicksale des berühmten Mutterstiftes einzugehen. So brachte er ein Doppelwerk von erheblichem Umfange zu Stande, dessen Theile er mit dem zwar gesuchten aber bescheidnen Titel *Syntagma* bezeichnete; es waren mühevoll zusammengesetzte Bruchstücke. Das Gandersheimische geht bis 1531, das Clusische bis 1538 herab [2]). Er war Mönch nach Beruf und Gesinnung, ein entschiedener Gegner der Reformation; da die Fäden der alten Ueberlieferung zerreissen, will er retten, was noch zu retten ist. Mit Jahre lang andauerndem Eifer brachte er ein bedeutendes Material zusammen, Urkunden, Chroniken, Verzeichnisse der Aebtissinnen. Er besass einen gewissen Sinn für Kritik, und war auch sonst nicht gerade ungelehrt, selbst den Einwirkungen des Humanismus war er nicht ganz entgangen. Nach Inhalt und Sprache trägt sein Buch nicht mehr den Charakter des Mittelalters, es hat ein modernes Gepräge.

Studio faventibus et occurrentibus astris, wie er sagt, sei dabei Manches wieder ans Licht gekommen, was in die Letheischen Gewässer versenkt schien. Das Bedeutendste waren Hrotsuits Primordien von Gandersheim. Fast hat es das Ansehen, als habe er diesen

---

[1]) Ap. Jacobum Ferrarium. VIII, 3 im Capitel *De feminis quae doctrina excelluerunt* heisst es: *Prima igitur inter recentiores faeminas doctrina insignis a nobis referetur Roswida, quae in Germania apud Saxones orta est. — Haec Graece atque Latine, omnium bonarum artium peritissima, permulta non sine magna commendatione scripsit.* Allgemein erwähnt er der Dramen, Gesten und Legenden. Im Verzeichnisse seiner Autoren nennt er (ex) *Joanne tretene parhisino abate!* Eine Entstellung, in der der Abt von Spanheim kaum noch zu erkennen ist.

[2]) Weiteres darüber s. in der 1. Beilage.

werthvollsten Fund selbst gemacht; wo, scheint er geflissentlich zu verbergen, doch wird man annehmen müssen, im Klosterarchiv selbst, da er später als der Entleiher galt. Für ihn hat Hrotsuit noch eine andere als die litterarische Bedeutung, ihm ist sie die zuverlässigste Zeugin des Lebens der älteren Kirche, nicht allein der Entsagung und des lautern Wandels, sondern auch der Gelehrsamkeit der Nonnen. Ihm wird sie, wie die Humanisten sie genannt hatten, eine begeisternde Muse. Denn was in den früheren Jahrhunderten Niemand empfunden zu haben schien, ward durch dieses Beispiel in ihm erweckt, er wünschte ihr zu folgen, ihr Fortsetzer zu werden. In der Vorrede schreibt er: *Opusculum illud illustrissimae sanctimonialis feminae Hroswithae, in quo ecclesiae memoratae fundationem heroico canit poemate, fateor, me et accendit et ad rem propemodum compulit. Hoc namque post sexcentos annos latenter in aliquorum notitiam deductum*[1]) etc. Im Gandersheimer Syntagma widmet er ihr ein eigenes Kapitel: *De illustri virgine sanctimoniali coenobii Gandesiani. Sub illustrissima domina Garburgi ista secunda vitam egit ac floruit illustris virgo sanctimonialis Hrosuita in Saxonia nata, miro ingenio atque doctrina clarens, et in utroque scribendi genere admirabilis, cuius opera sunt: Ad virgines sacratas castitatem et continentiam hortando Latino sermone conscripsit. In laudes beatae virginis etc.* Die hervorgehobenen Worte sind aus Tritheims *Catalog. de scriptor. ecclesiast.* 1494 entlehnt; diesen Führer glaubte Bodo doch nicht entbehren zu können. Es ist klar, die Worte *Ad virgines* etc. beziehen sich nicht, wie man gemeint hat, auf ein so benanntes aber verloren gegangenes Gedicht des Inhaltes[2]). Nach Erwähnung der Legenden und Gesten heisst es: *Praescripta quidem in lucem per calcographos edita habentur cum comoediis sequentibus: Comoediae sex in aemulationem Terentii.* Bodo kannte also Hrotsuits Schriften aus Celtis' Ausgabe, eine andere vollständige Handschrift hatte er nicht. Aber weiter sagt er: *Verum de fundatione coenobii Gandesiani versu hexametro scriptum opus, cui etiam beatissimorum pontificum Anastasii et Innocentii vitas, eodem genere metrorum contextas, praemisit, pulveribus longissimis temporibus abditum, nostro aevo vix lucem vidit* (also vor Kurzem erst), *aliquibus etiam foliis privatum. Taceo quod et vetustate nonnullis in locis non litterae tantum, verum et totae sententiae absumptae sunt. Incipit: „Ecce meae*

---

1) Leibniz Script. rer. Brunsvic. II, 331. III, 712.

2) Wie Leuckfeld meinte Antiquitates Gandershemenses S. 274, und Barack Werke der Hrotsvitha S. XV. berichtigt. Aber ein starker Irrthum Baracks selbst ist es S. VII, Tritheim zum Abschreiber Bodos zu machen!

supplex humilis devotio mentis". Graecae etiam linguae notitiam habuit. Rara avis in Saxonia visa est. Coaetanea Joannis Anglici fuit, quae doctrina sua papatum meruit.

Er hatte also eine Handschrift der Primordien vor sich, deren Alter er auf sechshundert Jahr schätzte, er meinte, sie stamme aus Hrotsuits Zeit [1]). Wie übel sie auch bereits zugerichtet sein mochte, so enthielt sie mehr als wir heute besitzen, wenigstens noch zum grössten Theil die ebenfalls metrischen Legenden der Päpste Anastasius und Innocenz. Auch das möchte gerettet sein, wenn Bodo den Gedanken einer Veröffentlichung zur Ergänzung von Celtis' Ausgabe hätte fassen können. Aber das lag ihm sehr fern, er begnügte sich in seinem Buche eine Paraphrase davon zu geben; so ist zwar nicht das Werk, aber doch die Handschrift verschwunden. Die spätern Gandersheimischen Geschichtsforscher wollten wissen, sie sei von Bodo niemals zurückgegeben, und bei der Auswanderung von Clus 1568 von den Mönchen mitgenommen und dann irgendwo verborgen worden; 1595 ward das Kloster aufgehoben [2]).

Damit stimmt überein, dass ein jüngerer Zeitgenosse Bodos, der in nächster Nachbarschaft lebte, der Senior des Klosters Marienrode, Franz Borsem, gest. 1581, die Primordien nicht mehr kannte. Er ist Verfasser einer Geschichte der Bischöfe von Hildesheim bis 1573, und schaltet in dem Abschnitte über Bernward Folgendes ein: *Vixit eodem tempore in Gandersheimensi coenobio eruditissima monialis Roswitis, puella Saxonica, insignis poetria, quae sex comoedias sacras ad imitationem Terentii scripsit et trium imperatorum Ottonum res gestas omnes; multorum item divorum vitas heroico et neutiquam contemnendo carmine complexa, totum illud opus suum Gerbergae abbatissae dedicavit* [3]). Nur was in Celtis' Ausgabe steht erwähnt er, und zum Theil unrichtig. Die Handschrift ist wahrscheinlich nach Westfalen geflüchtet worden, wenn irgend wo, müsste sie in einem der dortigen Archive zu finden sein. Denn noch 1693 theilt Schaten in seinen Paderbornischen Annalen siebzehn Verse der Primordien 7 bis 23 mit, bei Erwähnung des Herzogs Liudolf. Zugleich nennt er die *Roswida poetria Saxonum,* aber woher er diese Worte genommen habe, sagt er nicht [4]).

---

[1]) Woher Harenberg Historia ecclesiae Gandersheimensis diplomatica S. 1074 wissen wollte, sie sei aus dem 15. Jahrhundert gewesen, ist nicht zu begreifen, da er sie nicht gesehen hatte und ihren Verlust beklagt.

[2]) Leuckfeld Antiquitates Walckenried. S. 243; Antiquit. Gandersh. S. 276. Harenberg Historia ecclesiae Gandershem. a. a. O.

[3]) Leibniz Scr. II, 787; über den Verfasser II, Introduct. 38. 53.

[4]) I, 128; die Varianten scheinen nur Lesefehler zu sein.

Nachdem Hrotsuit in die Litteraturgeschichte wieder eingeführt war, kamen, zunächst unter Einwirkung der phantastischen Vorstellungen des Mittelalters und der Hypothesensucht moderner Gelehrter, die abenteuerlichsten Meinungen zum Vorschein. Schon Fulgoso wiederholte von allen Notizen Tritheims die verkehrteste, die dieser selbst nachher getilgt hat, sie sei Zeitgenossin der Päpstin Johanna gewesen. Es schien eine überraschende Parallele, zu der die dunkle Vorstellung von der Ausserordentlichkeit beider Gestalten, der historischen wie der mythischen, Veranlassung gegeben haben mochte. Die hochbegabte Nonne, welche die gelehrtesten Männer ihrer Zeit übertraf, stand kaum noch innerhalb der Schranken des gewöhnlichen Lebens. Auch Bodo und Konrad Gessner [1]) wiederholten das. Aber es ging noch weiter.

Zweimal hat sie den Sieg der göttlichen Gnade gefeiert, welche den Sünder, der ein Bündniss mit dem Teufel geschlossen hat, diesen Verstrickungen entzieht. Nicolaus Selnecker, der eifrige lutherische Polemiker, der 1572 als Generalsuperintendent nach Gandersheim berufen ward, um die neue Kirche festzustellen [2]), wird als Gewährsmann einer solchen Geschichte genannt, in der Hrotsuit selbst eine mythische Rolle spielt. In seiner *Paedagogia christiana* soll er erzählt haben, die Aebtissin Hrotsuit, die hier mit der Dichterin identificirt wird, sei die Tochter eines Königs von Griechenland gewesen, und habe dem Teufel einen Schein, durch den sich ihm ein Jüngling mit seinem Blute verschrieben hatte, abgerungen. Danach wäre die Dichterin an die Stelle ihrer Helden getreten, ihr selbst hätte die Sage die Thaten dieser zugeschrieben. Sofern das auf örtlicher Ueberlieferung beruhen sollte, wäre es nicht ohne Bedeutung, Selnecker könnte sie erkundet haben. Aber es bleibt sehr zweifelhaft ob er, oder überhaupt wer diese Geschichte in Umlauf gesetzt habe. In seinem Buche finde ich sie nicht, aber die Verweisung auf dies zuerst unter den Notizen, die der ältere Meibom dem Leben Hrotsuits in seiner Ausgabe der Gesten 1621 vorangeschickt hat [3]). Durch eine lange

---

[1]) Bibliotheca universalis, Turici 1545 f. 586'.

[2]) Leuckfeld Antiquitat. Gandersh. S. 321.

[3]) Meiboms Abdruck erschien Frankfurt 1621 und ward nebst der Vita von dem jüngern Meibom 1688 in den Scriptores rer. Germanicar. I, 706 wiederholt. Das Citat, das sich auch noch bei Barack, Werke der Hrotsvitha S. IV. findet, lautet: Selneccer Paedagogia sacra. P. I. de usuris tit. I. Weder in der lateinischen Ausgabe, Jenae 1568, noch in der deutschen, Frankfurt 1573, habe ich es zu finden vermocht, vielmehr wird dort I, 220 erzählt, Luther habe zu Wittenberg dem Teufel einen Jüngling entrissen, der sich ihm verschrieben hatte.

Reihe von Büchern ist dieses Citat bis auf die Gegenwart herabgegangen, ohne dass es festgestellt worden wäre.

Minder phantastisch, aber um so abgeschmackter ist eine andere Meinung, der zuerst wieder Meibom, und dann I. G. Vossius 1627 erwähnt hat[1]). Der Oxforder Theologe Laurentius Humphrey, Selneckers Zeitgenosse, gestorben 1590, habe Hrotsuit in Hilda, der Aebtissin von Streaneshalch, oder deren Schwester Heresvith, den Enkelinnen des Königs Edwin von Deira, wieder finden wollen! Sollte wirklich nationale Eifersucht das Motiv dieses wahrhaft verzweifelten Versuchs gewesen sein, so müsste sie ihn allerdings blind gemacht haben, wenn er den örtlichen und volksthümlichen Unterschied, wie die Kluft von 300 Jahren, denn Hilda starb 680, übersehen konnte. Doch man erfährt abermals nicht, wo Humphrey seinen sonderbaren Anspruch erhoben habe[2]). Endlich mag diese Sammlung abenteuerlicher Meinungen geschlossen werden mit der spätern, oft wiederholten gedankenlosen Behauptung M. F. Seidels 1670, der aus dem Namen Hrosvitha nicht allein Helena, sondern auch die Abstammung aus dem märkischen Geschlechte von Rossow herausgelesen hat. Dieser Entdeckung würdig ist das Bild, welches er ohne Zweifel ebenfalls seinen authentischen Denkmalen und Medaillen verdankt, und das, wie einst Mabillon, noch Magnin mit Verwunderung betrachtet hat[3]). Einsichtiger war Morales, der bereits 1574 die berühmte sächsische Nonne kannte, die im fernen Norden einen spanischen Glaubenshelden, Pelagius, besungen habe. Seine Notizen sind auf Sandoval 1610 und andere übergegangen[4]).

In einer Zeit, wo der Sinn für Erforschung der Quellen nationaler Geschichte zuerst angeregt ward, musste das materiell wichtigste Werk Hrotsuits, von den Thaten Otto I., vor den andern Theilnahme finden. Mehr als einmal erscheint es in den grössern Sammelwerken nach Celtis' Ausgabe. Reuber 1584 hatte das Verdienst, die beiden grossen Lücken des Textes, die jener übersehen, zu erkennen;

---

[1]) De historicis latinis II, 41 S. 351.

[2]) Eine ausführliche Wiederlegung hat Schurtzfleisch in der Vorrede seiner Ausgabe der Opera Roswithae, Witeberg. 1707 S. 7 ff. für nöthig gehalten. Ueber die angelsächsischen Frauen, Beda Histor. ecclesiast. Anglor. III, 25, IV, 23 und Lappenberg, Geschichte von England, I, Stammtafel G.

[3]) M. F. Seidel, Icones atque elogia virorum aliquot praestantium 1670; das Bild haben Meibom, Schurtzfleisch, Leuckfeld, Schroeckh, ja noch der Neue deutsche Merkur von 1803, wiederholt Mabillon, Annales ordinis s. Benedicti III, 548, Magnin Théâtre de Hrosvitha S. XXVI.

[4]) Morales, Eulogii episcopi Cordubensis Opera, Compluti 1574, S. 112. Sandoval Antiguedad de la iglesia de Tuy 1610, S. 62.

mit seiner Sammlung wurden die Gesta 1619 und 1726 neu aufgelegt. 1621 erschien zu Frankfurt der inkorrekte Abdruck, den der ältere Meibom besorgte, 1688 zu Helmstädt die ebenso nachlässige Wiederholung durch den jüngern im zweiten Theil der Scriptores. Im Anschlusse daran hatte schon 1627 I. G. Vossius in dem Buche von den lateinischen Geschichtschreibern eine Charakteristik Hrotsuits gegeben. Indess erinnerten auch andere gewichtige Stimmen an ihre sonstigen Schriften. Taubmann, der humoristische Philolog und Herausgeber des Plautus, fand in der Ausgabe von Virgils Culex 1609 Veranlassung der Komoedien zu gedenken. Hrotsuits Namen nennt er in Verbindung mit der deutschen Heldensage, mit Otfried und Williram, seine warme Vertheidigung vaterländischer Dichtung führt ihn schliesslich zu dem Geständniss, das Alles sei der Art einem ächten Deutschen die griechischen und lateinischen Dichter zu verleiden [1]).

Was später fremde Litterar- und Kirchenhistoriker in ihren Kompendien gesagt haben, Oudin 1683 und Dupin 1686, Cave 1690 [2]), diente nur dazu, den alten Irrthümern neue hinzuzufügen. Erst durch Mabillons Beispiel, der in den Annalen 1702 eine kurze Skizze Hrotsuits gab, und Leibnizs Anregung oder unmittelbare Thätigkeit traten ihre Schriften wieder mehr in den Vordergrund. Leibniz war es, der wohl in Erwartung eines bessern Ergebnisses, Schurtzfleisch veranlasste, sie neu herauszugeben, denn sie waren, wie dieser schreibt, *nostratibus in regionibus iam vix cognita* [3]). Zweihundert Jahr nach Celtis erschien seine Ausgabe in Wittenberg 1707, und anderthalb Jahrhundert ist sie die einzige geblieben. Es ist ein Wiederabdruck der ältern, mit wenigen Verbesserungen und vielen neuen Druckfehlern, nicht einmal die erste grosse Textlücke in den Gesten hat er erkannt, die Primordia fehlen selbstverständlich.

---

[1]) Virgili Culex, Witebergae 1609, Praefatio. Taubmann sagt: *Habui ego in bibliotheca illustris puellae Germanae, cui nomen Hrosvitae, comoedias sex, in aemulationem, uti praescripsit, Terentii factas, item panegyricum hexametro et elegiaco carmine Oddoni Magno dictum annis abhinc septingentis et amplius.* Dann: *Haec profecto talia sunt, prae quibus genuinus aliquis Germanus Graecosque Latinosque poetas fastidiat.*

[2]) Oudin, Supplementum de scriptoribus ecclesiasticis II, 502 wollte ihr die Viten Wilibalds und Wunibalds der Heidenheimer Nonne zuschreiben; ebenso Dupin, Bibliothèque des auteurs ecclesiastiques; Cave, Scriptor. ecclesiast. histor. litterar. II, 108. Schurtzfleisch Opera S. 30 ff. unterzieht sich der Mühe einer weitläufigen Widerlegung. S. auch Harenberg, Hist. eccles. Gand. S. 1073, Barack S. XVI.

[3]) Hrosvithae Opera S. 37. 38.

Leibniz musste die Abschrift, die er benutzt hat, damals noch nicht kennen. Diese fand Leuckfeld, wie er berichtet, bei einem ungenannten Freunde, aber die Legenden der Heiligen Anastasius und Innocenz fehlten bereits. Sie ward von der zeitigen Aebtissin Henriette Christine angekauft, und 1709 von Leuckfeld in den Antiquitates Gandershem. herausgegeben. Sein Kapitel über Hrotsuit ist ungemein dürftig. Den Gallicanus bezeichnet er als eine Komödie „von der Bekehrung eines Frantzösischen Prinzen“! Wer wird ihm nach so glänzendem Erweise seiner Studien noch glauben, wenn er eine Schrift aufführt „Von der Keuschheit der Nonnen“? [1]) Gleichzeitig, 1710, erschien Leibnizs Ausgabe im zweiten Bande seiner Sammlung, begleitet von einigen Notizen über Leben und Schriften, die er mit Zusätzen in den Annales imperii wiederholte [2]). Somit hatten diese Jahre eine bedeutende Erweiterung des Materials gebracht. Zwar Paullini 1712 [3]), Leyser 1721 [4]), die Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen 1732 [5]), wiederholen noch das Alte, aber 1734 gab Fabricius in seiner gelehrten und praecisen Weise einen Artikel über Hrotsuit [6]), derAlles berührte, was sich damals sagen liess, und einen ermüdend breiten Harenberg in der Geschichte von Gandersheim [7]), dann 1754 Ziegelbauer [8]).

Was endlich Werner von Themar gewünscht hatte, geschah 1757 durch Gottsched. Er hat das Verdienst sie als Dichterin erkannt, und ihre Stellung im Zusammenhange der Entwickelung deutscher Litteratur und Kultur aufgefasst zu haben. Die Ahnung von einem nationalen Elemente in ihr machte sich wieder geltend. Er eröffnete mit der Uebersetzung des Gallicanus das grosse Sammelwerk, Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. Durch die That wollte er „den Hohnsprecher der deutschen Nation“ widerlegen, der 1740 in den Lettres Françaises et Germaniques

---

[1]) S. 276, 274. Diese Proben deutscher Gelehrsamkeit hat sich Magnin in seinem Artikel Hrosvita in der Revue des deux mondes 1839, T. XX, 454, Théâtre S. LIX, mit Recht nicht entgehen lassen.

[2]) Script. rer. Brunsvic. II, Introd. S. 29. S. 309; Annales imperii ed. Pertz III, 207.

[3]) Hoch- und wohlgelahrtes deutsches Frauenzimmer, Frankfurt 1712, S. 127.

[4]) Historia poetarum medii aevi, Halae, 1721.

[5]) Leipzig 1732, S. 687.

[6]) Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis ed. Mansi III, 283.

[7]) S. 469 ff., 1074. Seine zwei Handschriften im Besitz von gelehrten Freunden, die nicht genannt sein wollen, sind verdächtig. Pertz, M. G. IV, 304, fand sie nicht mehr.

[8]) Historia litterar. ord. s. Benedicti Vindob. 1754. III, 491.

prahlerisch die Frage aufgeworfen hatte, ob es überhaupt irgend einen deutschen Dichter, nur ein halb erträgliches deutsches Drama gebe? Die feste Ueberzeugung, mit welcher er Hrotsuit als „eine seltsame Erscheinung aus dem zehnten Jahrhundert, mitten in der Finsterniss ihres Weltalters" zu charakterisiren suchte, zeigt, weder seine aesthetische Ansicht noch sein nationaler Sinn war in den Vorurtheilen der französischen Schule so befangen, als ihm gewöhnlich vorgeworfen wird[1]).

Mit Gottsched beginnen die Versuche, das grössere lesende Publikum mit Hrotsuit durch Popularisirungen vertrauter zu machen, sie als Muster gebildeter deutscher Frauen erscheinen zu lassen, als Typus der entwickelten weiblichen Natur. Ohne sich als Verfasser zu nennen, gab Wüstemann 1758 eine der Gräfin Brühl gewidmete „Geschichte der Rhoswitha, eines Stiftsfräuleins von Gandersheim", heraus, mit der er eine Gallerie „berühmter sächsischer Prinzessinnen und Damen" eröffnen wollte. In gedehnter Erzählung wiederholt er den Inhalt der Schriften; zugleich charakterisirt er sie als „Genie, das sich zu helfen weiss, und allezeit noch Mittel und Wege übrig hat, sich auf eine nützliche Art zu beschäftigen"[2]). Wenn 1766 ein Mann wie Schroeckh sie ebenfalls als „Genie von erhabener Denkungsart und Mutter des deutschen Witzes" erkannte[3]), so musste sich der Geschmack sehr geändert haben. Trockene Notizen wie die Hambergers 1760 wollten nicht mehr genügen[4]). Fand doch Schroeckh in den Schulepisoden im Pafnutius einen Anklang an Leibnizs praestabilirte Harmonie! Danach war es begreiflich, wenn über das Wunder der Frauen eine Frau sich vernehmen liess, Sophie Laroche in der Pomona von 1783, und 1803 in ähnlichem Tone der neue deutsche Merkur[5]). Gleichzeitig begann man in Frankreich auf diese Erscheinung aufmerksam zu werden. Der Mercure von 1785 brachte eine Analyse des Pafnutius, und der Benediktiner Maugerard gab einen Artikel über die Dichterin im Journal encyclopaedique 1788[6]).

Eine längere Pause trat ein. Der erste der in Deutschland auf Hrotsuit wieder aufmerksam machte, ohne damit sonderliche Theil-

---

[1]) S. die Vorrede I, 4 ff. II, 6 ff. 20 ff. Vgl. Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 138.

[2]) S. 19. 36.

[3]) Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrter, Helmstädt I, 243.

[4]) Zuverlässige Nachrichten von Schriftstellern bis zum Jahre 1500 III, 703.

[5]) April S. 260 ff.

[6]) So nach Magnin in der Revue des deux mondes XX. 445.

nahme zu finden, war der auch sonst in der dichterischen Litteratur genannte J. P. Schmidt von Lübeck. In den Nordalbingischen Blättern gab er 1820 eine Uebersetzung der Primordien nebst einigen Notizen über das Leben der Dichterin[1]). Zehn Jahre später 1830 folgte mit einigen Proben aus den Dramen Villemain in Frankreich, wo man sich seitdem in steigender Bewunderung mit diesen zu beschäftigen begann. 1837 nannte sie Jubinal *véritable monument littéraire* [2]). Inzwischen war der grosse Umschwung in der historischen Forschung eingetreten. In der Sammlung lateinischer Gedichte des X. Jahrhunderts 1838 gab J. Grimm auch in diesem einzelnen Falle die fruchtbarste Anregung[3]). Endlich kam man auf Hrotsuit zurück. Vom Standpunkte historischer Quellenkunde widmeten ihr Contzen 1837, Häusser 1839 einen Paragraphen[4]). Fast gleichzeitig wurde sie 1839 zum Gegenstande eingehender Untersuchungen gemacht von G. Freytag und von Magnin. Mit der Abhandlung de Hrotsuitha poetria hat sich jener in die Litteratur eingeführt[5]), indem er vom Standpunkte der neuen germanistischen Wissenschaft und Litteratur zum ersten Male diese Schriften einer Revision unterwarf, besonders eingehend auf die Behandlung des Verses. Als Anhang ist ein verbesserter Abdruck des Abraham gegeben. Inzwischen hatte Magnin angefangen die Dramen zu übersetzen. Die Revue des deux mondes von 1839 brachte den Pafnutius mit einer Einleitung, in welcher er seine gründlichen Studien über Hrotsuit niederlegte[6]). Kaum unter den Deutschen hat sie einen gleich enthusiastischen Verehrer gefunden als diesen Franzosen, dessen Forschungen und Darstellung der Anfänge des modernen Theaters allbekannt sind. Er machte eine Lebensaufgabe aus diesen Dramen, als habe er den Beweis führen wollen, die Zeiten, wo Gottscheds Abwehr nationaler Vor-

---

[1]) Hamburg 1820 I, 4, 18 ff. Wenn der Franzose Magnin statt Schmidt Franz Horn zum Uebersetzer macht, so ist das schwer erklärlich, aber verzeihlich; doch auch Deutsche haben das nachgeschrieben!

[2]) Cours de littérature Francaise II, 259; doch setzt er sie um ein volles Jahrhundert zu spät. Jubinal, Mystères inédits II S. VIII.

[3]) J. Grimm latein. Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts S. IX.

[4]) Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit S. 109. Die teutschen Geschichtschreiber S. 57.

[5]) Vratislaviae 1839. Die Schrift ist Hoffmann von Fallersleben gewidmet; Aschbach S. 15 A. 2 macht daraus unbegreiflicher Weise zwei, eine von Freytag, die andere von Hoffmann, beide Breslau 1839 erschienen!

[6]) Revue des deux mondes 15. Novembre 1839; XX, 441, Hrosvita. De la comédie au dixième siècle; Artikel in der Biographie universelle LXVII, 384, Paris 1840; Théâtre de Hrosvitha Paris 1845.

urtheile nöthig gewesen, seien vorüber. Ihm ist sie jetzt *gloire pour l'Europe entière!* Sein Artikel in der Biographie universelle 1840 gewährt Alles, was man von einem solchen Buche irgend zu erwarten berechtigt ist, und verdient wegen der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die entlegensten deutschen Bücher herangezogen hat, volle Anerkennung. Die Ausgabe der Dramen mit französischer Uebersetzung 1845 gewährt einen bedeutenden Apparat; aber ohne Folgen konnte es nicht bleiben, dass er die Handschrift nicht gesehen hatte.

Aus ihr gewannen dagegen eine fast überall gesicherte neue Grundlage die Texte der beiden historischen Gedichte, die in der Ausgabe von Pertz 1841 in den Monument. German. IV, 302 zum ersten Male vereint erschienen. Die durchgreifende Arbeit konnte mit sicherer Hand ihr Werk von Neuem beginnen; an eifrigen Arbeitern hat es seitdem nicht gefehlt. 1847 besprach R. Prutz die Dramen[1]), zugleich gab Philarète Chasles sein Phantasiegemälde heraus, Hrotsuita, naissance du drame chrétien au X siècle[2]), 1848 Ferdinand Wolf seine Kritik der Arbeiten von Magnin[3]). Es folgten Rolland de Villarceaux, Dumeril[4]) im Anschlusse an Magnin mit einer Reihe wohlbegründeter Bemerkungen, 1850 Maurice Meyer[5]). In demselben Jahre erschien (zweite Hälfte 1853) von Bendixen, Das älteste Drama in Deutschland oder die Comoedien der Nonne Hrotswitha von Gandersheim, ein eigenthümlicher Versuch der Uebersetzung in freien Reimpaaren, um den Eindruck der rythmischen Sprache des Originals wiederzugeben; verdienstlich und vielseitig sind Einleitungen und Anmerkungen. 1851 folgte Nobbes deutsche Uebersetzung der Gesta Oddonis[6]), 1854 eine französische Paraphrase der Legenden von Vignon Rétif de la Bretonne, mit dem lateinischen Texte nach Schurtzfleisch, besser gemeint als gelungen[7]); 1860 Th.

---

1) Geschichte des deutschen Theaters S. 25.

2) Etudes sur les premiers temps du christianisme S. 243. Es war ursprünglich ein Artikel über Magnins Uebersetzung.

3) Blätter für litterarische Unterhaltung N. 301, S. 1202, in der Abhandlung Zur Geschichte des spanischen Dramas.

4) Revue nouvelle 1847, XIV, 578, Origines latines du théâtre moderne, Paris 1849, S. 15.

5) Etudes de critique ancienne et moderne, Paris. S. Bendixen, das älteste Drama in Deutschland II, 9.

6) Otto der Grosse, Programm der Nicolaischule in Leipzig 1851. 52.

7) Poésies latines de Rosvithe, Paris.

Pfunds getreue Uebersetzung der beiden historischen Gedichte[1]). Damit es indess an dem nöthigen Gleichgewichte so vieler Bewunderung gegenüber nicht fehle, hatte Scherr 1852 sein Urtheil über Hrotsuits sittlichen Charakter in bekannter Weise abgegeben[2]). 1855 kamen Giesebrechts sachliche Notizen im Anhange zur Geschichte der deutschen Kaiserzeit[3]). 1857 gab E. Dorer in dem Buche, Roswitha die Nonne von Gandersheim, erschienen zu Aarau, einen ansprechenden Ueberblick über das Leben der Dichterin aus ihren Werken, Charakteristik mit Auswahl und Verknüpfung bedeutender Stellen. Die Uebersetzung ist geschmackvoll und gewandt; sie hat sich die bei so schwer fassbaren Formen erlaubte Freiheit genommen, das Versmass nach der Eigenthümlichkeit des jedesmaligen Stoffs zu wechseln.

Besonders ergiebig war das Jahr 1858. Es brachte die erste vollständige Ausgabe der Werke der Hrotsvitha zu Nürnberg von Barack, nach einer neuen Vergleichung der Handschrift, zu der auch die Pommersfelder Abschrift herangezogen ist. Gewiss war es ein sehr verdienstliches Unternehmen nach anderthalbhundertjähriger Pause endlich eine solche herzustellen; indess wäre auch hier mitunter grössere Genauigkeit in der Behandlung der Handschrift wie des Textes, und in der Einleitung weniger Eile wünschenswerth gewesen. Auffallend sind die zahlreichen Druckfehler in den Citaten, die eine ungeprüfte Uebernahme derselben aus ältern Büchern erkennen lassen. Einen wichtigen Nachtrag über Herstellung der Lesarten und Behandlung des Reims hat in seiner Kritik K. Bartsch gegeben[4]). Gleichzeitig erschien eine neue Textausgabe der Komödien von Bendixen[5]), die manche bedeutende Nachträge hat, und namentlich auf das Kapitel der ursprünglichen Interpunktion eingeht, um weitere Schlüsse auf die Rythmik der Sprache zu ziehen. 1858 gab ferner Wattenbach[6]) seine Charakteristik, eine andere erschien aus Lüntzels Nachlass[7]), von allgemeinen kulturhistorischen Gesichtspunkten ausgehend, hielt F. Löher seine Vorlesung[8]). 1861

---

[1]) Der Hrotsuitha Gedicht über Gandersheims Gründung und die Thaten Kaiser Oddo I. Berlin. Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 5.

[2]) Deutsche Kultur- nnd Sittengeschichte S. 83.

[3]) Dritte Auflage I, 780, Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel.

[4]) Pfeiffers Germania III, 375.

[5]) Hrotsuitae Gandeshemensis comoedias sex ed. Bendixen. Lubecae 1858, dann 1862.

[6]) Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, zweite Ausgabe 1866. S. 214.

[7]) Geschichte der Dioecese Hildesheim I. 119.

[8]) Wissenschaftliche Vorträge, gehalten zu München im Winter 1858. S. 467.

folgte Maurenbrechers scharfe Kritik der Gesten[1]), 1862 Weizsäckers Artikel[2]), und Potthasts Uebersicht der Litteratur und Hülfsmittel[3]). 1866 entwarf Klein vom litterarhistorisch ästhetischen Standpunkte aus eine ausführliche Charakteristik der Dramen, deren hohe Eigenthümlichkeit er mit Bewunderung anerkennt[4]). Endlich wie ein Rückschlag folgte im Maiheft 1867 der Sitzungsberichte der philosophisch historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, Aschbachs Abhandlung, Roswitha und Conrad Celtes; zweite vermehrte Auflage 1868.

Der Gedanke, zur Herstellung der unter Hrotsuits Namen erhaltenen Schriften habe sich eine ganze Gesellschaft gelehrter Männer verbunden, ist die originellste Anerkennung des Talents der Verfasserin. Würde sein Erweis die Ottonische Zeit um eine Quelle ärmer gemacht haben, so dürfen wir den Besitz derselben jetzt um so gesicherter halten. Freilich ist es nicht das erste oder wichtigste, aber gewiss das eigenthümlichste Zeugniss; sachlich würde man nur wenige Züge verloren haben, aber keines giebt es, das ein umfassenderes und allseitigeres Gesammtbild des Zeitalters wiederspiegelte. Das liegt in der persönlichen Weise der Dichterin, und darum ist ihre Prüfung keine geringe Aufgabe. Die folgende Untersuchung soll auf ihr Leben und die Schriften im Allgemeinen, dann auf deren Entstehung und materielle Wichtigkeit im Einzelnen eingehen. Daraus wird sich endlich eine Ansicht von Hrotsuits Talent und Stellung zur Geschichte und Litteratur, von ihrer hohen Begabung und sittlichen Bedeutung ergeben.

---

[1]) De historicis decimi saeculi scriptoribus qui res ab Ottone M. gestas memoriae tradiderunt, Bonnae, S. 57.

[2]) Herzogs Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, XIII, 136.

[3]) Bibliotheca historica medii aevi. S. 378.

[4]) Geschichte des Dramas III. 648. 665 ff.

2. Leben und Schriften im Allgemeinen.

Hrotsuits Leben ruht in ihren Büchern, und Bücher sind des Schriftstellers Thaten. Wäre es möglich, die Geschichte ihrer Entstehung zu geben, würde man in dieser zugleich eine Darstellung des Lebens und der Entwickelung der Dichterin haben. Darauf muss man leider verzichten. Ihre Werke sind abgeschlossene Denkmale ihres Geistes, deren eigenthümlicher Charakter selbst der Deutung bedarf; diese aus ihnen allein zu versuchen ist schwierig, nicht selten wird es vergeblich sein, und Zeugnisse Anderer fehlen gänzlich. Der Forschung bleiben viele Räthsel zur Lösung übrig. Denn auch über die Vorbedingungen ihres Wirkens sind wir nur dürftig unterrichtet, und in der Geschichte des Klosters Gandersheim ist Vieles dunkel. Ihre Gelehrsamkeit fände die Erklärung in der Schule, welche sie durchgemacht hat; aber das erste wichtigste Zeugniss für diese sind wiederum ihre Bücher; ausser dem Wenigen, was hundert Jahr früher Agius von den Anfängen berichtet hat, verdanken wir das Zuverlässigste, was wir davon wissen, ja fast Alles, ihr allein.

Aus diesem Kreise führt nur ein Weg hinaus, vor dessen Mühseligkeit man nicht zurückschrecken darf, selbst wenn die Ergebnisse weder überall bedeutend noch ganz gesichert sein sollten. Bisweilen hat Hrotsuit auf gegenwärtige Verhältnisse, unter denen sie schrieb, hingewiesen, an andern Stellen einzelne Züge aus ihrem Leben gelegentlich gegeben. Diesen schwachen Spuren nachzugehen, ist nöthig, um durch die Sammlung vielleicht ein Bild zu gewinnen, das einen weitern Ueberblick gewährt. Das Persönliche wird sich dabei von den allgemeinen Zuständen schwer trennen lassen, da die frühere Geschichte des Klosters den Inhalt eines ihrer Bücher bildet. Leider reisst mit dem Schluss der Primordien der Faden der zusammenhängenden Ueberlieferung ab, und über die Zeiten, welchen sie ihre Bildung verdankte, wissen wir am wenigsten zu sagen. Ich werde zunächst den Notizen folgen, die über diesen Abschnitt einiges Licht zu verbreiten im Stande sind.

Gelehrsamkeit setzt Bücher voraus; vor Allem musste man im Besitz einer bedeutenden Bibliothek sein. Hrotsuit bezeugt das aus-

drücklich. So in der Vorrede zu den Legenden, sie habe dies aus Stoffen hergestellt, die gesammelt seien aus den Schriften auf der Tenne, *intra aream,* ihres Klosters; noch deutlicher in dem Nachwort, das zu den Dramen hinüberleitet; diesen gesammten Inhalt habe sie alten Büchern entnommen, die mit zuverlässiger Bezeichnung der Namen der Verfasser geschrieben seien [1]). Nach ihrer umfassenden Belesenheit zu schliessen, müssen es zahlreiche und seltenere Bücher der lateinischen Litteratur, der kirchlichen wie der profanen, gewesen sein. Wir würden nicht genöthigt sein, uns den Reichthum dieses Schatzes durch Rückschlüsse zu vergegenwärtigen, wenn er nicht bald nach seiner Anlage von wahrscheinlich schweren Verlusten betroffen, und später, selbst bis auf die näheren Nachrichten über den ursprünglichen Bestand, ganz zu Grunde gegangen wäre. Denn wie Fulda und St. Gallen, hatte auch Gandersheim verheerende Feuersbrünste zu erleiden, dreimal binnen zweihundert Jahren; zuerst in Hrotsuits Zeit, nicht lange vor dem Tode Otto's I., dann unter den Aebtissinnen Adelheid II. und IV., die 1095 und 1184 starben [2]). Schon damals mochten nur geringe Reste des alten Besitzes gerettet sein.

Das wichtigste Zeugniss über ihre eigene wie die Schule von Gandersheim giebt Hrotsuit selbst in der Vorrede, es mag darum hier eine Stelle finden: *Primo sapientissimae atque benignissimae Rikkardis magistrae aliarumque suae vicis instruente magisterio, deinde prona favente clementia regiae indolis Gerbergae, cuius nunc subdor dominio abatissae, quae aetate minor, sed, ut imperialem decebat neptem, scientia provectior, aliquot auctores, quos ipsa prior a sapientissimis didicit, me admodum pie erudivit.* Sie giebt einen Ueberblick der Lehrerinnen, durch deren Schule sie gegangen ist; zuletzt gedenkt sie Gerbergs, vorher anderer, deren Namen sie nicht nennt, zuerst der Rikkardis. Besonders dieser widmet sie eine dankbare Erinnerung, von ihr mochte sie die bleibende wissenschaftliche Anregung empfangen haben; *sapientissima* und *benignissima* ist sie ihr, damit spricht sie eine grosse Anerkennung aus. Von den *Sapientes,* wie sie in dem

---

1) Werke, herausgegeb. v. Barack S. 3. 133.

1) So nach den Angaben von Harenberg S. 691, 716. Von der ersten Feuersbrunst berichtet ausführlich Eberhard XXXV, 47, der späteren gedenkt Bodo Syntagma S. 720. 723. Wie arm die Trümmer der Gandersheimschen Bibliothek sind, ergiebt die Zusammenstellung Schönemanns, Zur Geschichte und Beschreibung der Bibliothek zu Wolfenbüttel, im Serapeum 1857 S. 68 ff. Was etwa noch davon vorhanden sein sollte, scheint, wie der Evangeliencodex den Waitz sah, nach Coburg gekommen zu sein; s. Archiv VIII, 266 den Bericht von Waitz mit Pertzs Anmerkung.

Briefe vor den Komödien charakterisirt werden, hat sie den höchsten Begriff [1]). Ihre wissenschaftliche Bildung ruht auf der Kenntniss der antiken Literatur und der Handhabung der Technik in Wort und Schrift, wie sie in den Schulen gelehrt wird.

Wirkte Hrotsuit um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, so war ihre erste Lehrerin Rikkardis wohl um ein Menschenalter voraus, es mochte bis auf die Amtsführung Christinas, der dritten und jüngsten Tochter Herzog Liudolfs (sie starb 919) zurückreichen. Da sie als *magistra* bezeichnet wird, und von dem *magisterium* ihrer Nachfolgerinnen die Rede ist, war sie vermuthlich Scholastica des Klosters, und selbst in der Gandersheimer Schule gebildet. Auch früher muss diese bereits von Bedeutung gewesen sein, bis auf die Stiftung lässt sich der Faden der Ueberlieferung zurückführen.

Von dem Geschlechte der Gründer ist der Geist wissenschaftlicher Studien ausgegangen, der den jüngeren Generationen die Richtung gegeben hat. Zur Feststellung einer Schule gehörte nicht allein die zusammenhaltende Kraft eines einheitlichen Geistes, auch grosse Lehrmittel und Sicherheit der Uebertragung; die war nur möglich, wenn während eines langen Zeitraumes die Leitung eine gleichmässige war. Als 67 Jahr hindurch, von 852 bis 919, drei verschwisterte Aebtissinnen und deren Mutter das Kloster in diesem Sinne regierten, hat der weibliche Theil des hochbegabten Geschlechts der Liudolfinger die ersten Keime der Wissenschaft im deutschen Norden gepflanzt und gepflegt. Von dem Versuche einer Charakteristik dieser Frauen nach ihrer litterarischen Seite, stehe ich hier ab; was zu sagen wäre, wird sich an der spätern Stelle, wo eingehend von den Primordien zu sprechen ist, im Zusammenhange mit Verwandtem besser darlegen lassen. Vorläufig sei nur Eins bemerkt. Als zur Zeit Sergius II., Liudolf und Oda nach Rom pilgerten, wird es nicht geschehen sein, um von der Schwelle des h. Petrus nur Heiligengebeine zu holen. Waren sie einmal an dem Hauptquell der alten Kultur, so werden sie nicht bloss den unentbehrlichsten Apparat der Kirche, sondern auch der Schule dort entlehnt haben. Zum Dienste beider gehörten Bücher in lateinischer Sprache. Die litterarische Strömung, welche das Leben der Angelsachsen und Franken durchdrungen hatte, begann auch die deutschen Sachsen zu ergreifen.

Im Jahre 919 trat dann ein Fall ein, für den der Immunitäts-

---

[1]) Epistola ad quosdam Sapientes S. 140. 141.



brief Ludwigs III. vom 26. Januar 877 bereits vorgesehen hatte[1]). Es gab damals keine weiblichen Nachkommen der Gründer, die im Stande gewesen wären, die Leitung des Klosters zu übernehmen. Herzog Otto, der Bruder jener Schwestern, hatte keine Töchter hinterlassen, wenigstens legitime nicht. Enkelinnen, die Töchter Heinrichs I., waren entweder noch nicht vorhanden, oder gewiss nicht alt genug, in eine solche Stellung einzutreten; auch folgte der König, indem er sie später verheirathete, einer andern Politik. Die Familienreihe der Aebtissinnen ward auf etwa 40 Jahr unterbrochen. Erst der dritten Generation war diese Würde aufbewahrt, und als bei dem zahlreichen weiblichen Nachwuchs eheliche Verbindungen politisch wichtiger und schwieriger wurden, waren Abbatien wie Gandersheim und Quedlinburg die besten Versorgungen für Töchter, die nicht heirathen sollten. Jetzt schritt man zur Wahl zweier auf einander folgender Aebtissinnen aus dem Konvente selbst, die andern Familien angehörten, der ältern Hrotsuit und Wendilgard.

Solchen Vorgängerinnen durfte man nur die würdigste Nachfolgerin geben. Hrotsuit mochte eines jener Aemter bekleidet haben, die Agius aufzählt, praeposita, decana, custos[2]). Für sie und die Gandersheimer Schule würde es das beste Zeugniss sein, wenn das zuverlässig wäre, was Meibom aus einem nicht näher bezeichneten Chronicon S. Michaelis apud Hildesiam mittheilt: *Quae caeteris excellentior in logica et rhetorica extitit, ut eius libri et scripturae testantur; composuit namque librum logicae valde insignem.* Diese Nachricht passt allerdings nicht auf den schriftstellerischen Charakter der Dichterin, sie könnte daher der Aebtissin gelten. Aber sie findet sich weder in Meiboms eigener, noch einer andern Ausgabe[3]) dieser Hildesheimischen Chronik, sie wird also auf sich beruhen müssen, bis sie besser beglaubigt ist.

Von der Aebtissin Hrotsuit wissen die ältesten Zeugen wenig mehr als den Namen. Der Glanz der Vorgängerinnen, der Ruhm der jüngern Namensschwester scheint ihre Gestalt früh verdunkelt

---

[1]) Harenberg Historia eccles. Gandershem. S. 63, Böhmer Regest. Karol. 880. S. die 3. Beilage: Die ältesten Urkunden für Gandersheim.

[2]) Vita Hathumodae 20, Mon. Germ. IV, 173.

[3]) Meibom führt jene Worte an in der Vita Roswithae I, 20. Scr. Germ. I, 706, aber sein Chronicon s. Michael. Hildesh. II, 517 beginnt erst mit 993. Leibniz, der es Scr. II, 784 mit den Zusätzen des sechszehnten Jahrhunderts herausgegeben hat, sagt II Introd. 29 von Meiboms Citat, ex chronico nescio quo; sonst s. dieses Chronic. Hildeshem. M. G. VII, 845.

zu haben. Ihre Herkunft ist unbekannt; doch nur einem der edeln Geschlechter kann sie angehört haben [1]). Dazu kommt die Kürze der Verwaltungszeit. Für ihre Wahl aus der Mitte der Nonnen beruft sich Bodo auf vorhandene Urkunden [2]). Konsecrirt ward sie durch den Bischof Walbert von Hildesheim, der am 3. Nov. 919 starb; schon 927 folgte sie ihm. Die einzige Thatsache, deren aus ihrer Zeit erwähnt wird, ist die Weihung des westlichen Münsterthurms zu Gandersheim durch Sehard, den Nachfolger jenes, 926 [3]). Derselbe ordinirt darauf die ebenfalls nicht liudolfingische Wendilgard, oder, wie sie in den Hildesheimischen Annalen heisst, Wildigrat, dann scheidet auch er ab am 10. Oct. 928 [4]).

Die Dürftigkeit dieser Notizen beweist, wie eng der Antheil, den man an den Geschicken des Klosters nahm, mit dem für die Dynastie verbunden war. Von dem Augenblicke, wo sich beide trennen, werden die Erinnerungen farblos. Hrotsuit, welche diese Zeiten erlebte, fand sie nach dem strahlenden Anfange, man möchte glauben, inhaltsleer; die Beweggründe, welche ihr die Feder für das Voran-

---

1) Eberhard in der Gandersheimischen Reimchronik VI, Harenberg S. 480, Leibniz III, 152 nennt sie im Texte gar nicht, sondern erst in dem am Ende eingeschalteten Kataloge, die späteren werthlosen Verzeichnisse der Aebtissinnen, deren Leuckfeld Antiquitates Gandersheimens. erwähnt, machen sie S. 217 zu einer Tochter Herzog Ottos; s. Harenberg S. 589. Auch in den Zusätzen zur Chron. episc. Hild. Leibn. II, 786 wird sie mit dem herrschenden Hause in Verbindung gebracht.

2) Syntagma de eccles. Gandesiana Leibn. III, 710: *litterae tradunt posteritatis notitiae.* Ausdrücklich bezeugt es Thangmar, Vita Bernwardi 12 M. G. IV, 763, der einen Ueberblick der früheren Verhältnisse des Klosters und des Bisthums giebt: *Rotsuitham, venerabilem feminam de ipsa congregacione electam, in regimen intromisit;* Wolfher Vita Godehardi 19, Chron. Hildeshem. 7 M. G. XI, 280. VII, 852, wiederholen das.

3) Ann. Hild. Chron. Hild. 8 a. a. O. Den Todestag des Bischofs Walbert geben Necrol. Hild. Leibn. I, 764 und das Merseburger Todtenbuch, herausgegeben von Dümmler in Neue Mittheilungen des Thüringisch Sächsischen Vereins XI; das Jahr 919 Necrol. Fuld. maj. Böhmer Fontes III, 156; sonst s. Lüntzel Gesch. d. Diöcese Hildesheim I, 40. Hrotsuits Todesjahr 927 haben Ann. Hild.

4) Auch diese Daten s. an den oben angeführten Stellen, nur Thangmar Vit. Bernward. a. a. O. schweigt von der Wendilgard. Eberhard in dem Kataloge, Harenberg S. 496, giebt der Hrotsuit 10 Jahre, und schaltet dann noch eine Ludegart ein mit 4 Jahren, die aber in seiner Chronik nicht erscheint. Bodo Syntagma Leibn. III, 710, macht sie zur Tochter Herzog Ottos, und lässt sie von Hatto von Mainz geweiht werden. Aehnlich Leuckfelds Kataloge S. 217 mit dem Zusatze, Liudgard sei nach 18jähriger Verwaltung 924 gestorben. Von alledem ist nichts wahr. Zwischen Hrotsuit und Wendilgard ist für eine fünfte Aebtissin kein Raum, und Harenbergs Vermuthung, diese Liudgard könne Hrotsuits Coadjutrix gewesen sein, haltlos.

gegangene und das Folgende in die Hand gaben, fehlten. Ihrem eigenen Andenken hat sie damit keinen Dienst geleistet. Hätte sie das Gedicht von den Primordien bis auf ihre Zeit herabgeführt, und die Lücke zwischen Christina und der zweiten Gerberg gefüllt, wir würden ihre Selbstverleugnung weniger bewundern, aber um so dankbarer für ihre Mittheilungen sein. Spätere Geschichtschreiber fanden diese Erinnerungen ganz erloschen, sie wussten nichts mehr davon zu sagen.

Auch Wendilgards Andenken ist sehr verblasst. Thangmar im Leben Bernwards übergeht sie schweigend, Eberhard weiss von ihrer Herkunft nicht mehr als, sie sei vom Geschlechte Adams gewesen [1]); in einer Urkunde Ottos I. für Gandersheim vom 4. Mai 946, welche die Frage entscheiden könnte, wird auffälliger Weise ihr Name nicht genannt. Fast möchte man den Schluss ziehen, der König habe die Verwaltung der Aebtissinnen, die ihm nicht blutsverwandt waren, als eine Stellvertretung und Interregnum bezeichnen wollen. Endlich eine Bulle Agapets II. von 948, in der Wendilgard erscheint, ist unächt [2]). Auch das Ende ihres Regiments ist durchaus unsicher. Die 16 Jahr, welche ihr Eberhard giebt [3]), führen auf 944, mit Hinzurechnung der vier, mit denen er die von ihm allein genannte Aebtissin Liudgard ansetzt, auf 948. Dagegen ergeben die 52 Jahre, die er Gerberg II. zuschreibt, von ihrem Todesjahr 1001 zurückgerechnet, 949, während endlich in einem spätern Verzeichnisse Wendilgards Todestag der 14. Juli 959 ist [4]). Bei dieser grossen Unsicherheit könnte Gerbergs Epoche entscheiden, wenn sie selbst entschieden wäre. Aber hier knüpfen sich noch mehr schwierige Fragen an. Die ungefähre Bestimmung der Zeit von Hrotsuits Geburt hängt mit Gerbergs Lebensalter und deren Eintritt ins Kloster zusammen.

Jedes Falls können die Zeiten Konrads I. und Heinrichs I. auch für Gandersheim keine leichten gewesen sein. Doch fast wunderbar erscheint es, dass, während die Verwüstung durch die Ungarn andere

---

1) XXXV, 11 S. 493. Nach den Zusätzen in dem Chron. Hildesh. ist sie *nobilissimis parentibus nata;* nach Leuckfelds Katalogen *admodum nobili genere incerto tamen nata.* In ganz anderer Verbindung kennt Ekkehard Casus s. Galli M. G. II, 119 eine Wendilgard, vidua velata des Grafen Ulrich, als Enkelin Heinrichs I.

2) S. die 3. Beilage.

3) Leuckfelds Cataloge S. 219 geben ihr 35 Jahre.

4) Leuckfeld Antiq. Gand. S. 220, Harenberg S. 601; Pertz M. G. IV, 302, Magnin S. XX, Lüntzel I, 65 folgen dieser Angabe.

Orte schwer betraf, Fulda auf der südlichen, Bremen auf der nördlichen Seite; während Heinrich sich vor ihnen nach Werla zurückzog, und sie in geringer Entfernung von diesen Waldthälern an der Ocker streiften, dieses Kloster ihrer zerstörenden Heimsuchung entgehen konnte. Wenn sich unter solchen Verhältnissen die alten Ueberlieferungen zu erhalten, neue glänzende Erscheinungen vorzubereiten vermochten, so musste in den achtzig Jahren ihres Bestehens die Liudolfische Familienstiftung bereits die sichersten Wurzeln geschlagen haben. Auch ist kaum zu glauben, dass in den ruhigern Jahren Ottos, als der Einfluss Brunos am Hofe begann, Rath und Beispiel dieses merkwürdigen Jünglings, in dem sich die Begabung und der kulturdurstige Sinn seiner Ahnen zu erneuen schien, ohne Einwirkung geblieben sein sollten. Besässen wir etwas aus seiner Feder, der als Restaurator der liberalen Studien gerühmt wird, ihn vor allen würde man als Hrotsuits merkwürdiges Gegenbild bezeichnen können.

Ihren Namen hat sie wiederholt in den Schriften genannt, und Gandersheim als ihre heimische Stätte. So in der Ueberschrift des Briefes, mit dem sie die *Gesta* ihrer Aebtissin zusendet: *Hrotsuit Gandeshemensis* (so schreibt sie stets) *ultima ultimarum famula,* oder wie es im Prologe an den Kaiser 9 heisst: *postrema gregis Gandeshemensis;* in der *Epist. ad Sapientes* schreibt sie einfach *Hrotsuit.* Viermal nennt sie sich in den Legenden, gewiss weniger, damit die Nachwelt ihren Namen erfahre, als um sich der Gnade der Heiligen mit dem vollsten Nachdrucke zu empfehlen. *Tu dignare tuae famulae clementer adesse Hrotsuithae,* sagt sie in der Anrufung an die Maria 17, ähnlich lautet die an Gangolf 12 und Pelagius 3 gerichtete, dann im Schlussgebete der *Ascensio* 148. Stets geschieht es mit dem demuthsvollen Zusatze *famella* oder *misella* [1]). An diesen Stellen giebt die Handschrift den Namen in derselben Form *Hrosvit* als Spondeus gemessen, also zweisylbig zu lesen. Etymologisch deutet sie ihn in der Vorrede zu den Dramen als *ego clamor validus Gandeshemensis* [2]). Es ist der laute Zuruf, der von Gandersheim in

---

1) Werke S. 302, 140, 8. 42. 44. 64.

2) Darauf hat J. Grimm aufmerksam gemacht, Latein. Gedichte des X. Jahrh. S. IX. Bemerkenswerth ist dazu die Begrüssung Ottos durch das Volk, Widukind II, 1 M. G. III, 437, *clamore valido.* Die ergötzliche Gallerie phantastischer Deutungen seit den Bollandisten, Acta Sanctor. Jun. V, 205, Harenberg S. 589, Gottsched, Nöthiger Vorrath II, 13, als rothe Rose oder weisse (obgleich diesem II, 15 die laute Stimme von Gandersheim nicht entgangen ist), rosengeschmückte Weide, rascher Witz und dgl. hat zuletzt Ph. Chasles Etudes S. 278 mit nicht geringem Aufwande von Kenntnissen des Deutschen durch einen treff-

und an die Welt ergeht, indem er ihr den Ruhm der Heiligen verkündet.

Ueber die Zeit ihrer Geburt giebt sie, wie Schmidt von Lübeck und später Magnin und Barack bemerken, eine zwiefache aber schwankende Andeutung. Nachdem sie in den Primordien vom Tode Herzog Ottos gesprochen, fügt sie hinzu 524:

Necdum maternis quae tunc erupimus alvis,
Sed fuimus vere longo post tempore natae;

und in der Vorrede zu den Legenden nennt sie die Aebtissin Gerberg im Vergleiche mit den eigenen Lebensjahren *aetate minor.* Sie war also nach dem 30. November 912 geboren, und aus dem unbestimmten *longum tempus* ergiebt sich ferner, sie müsse bedeutend jünger gewesen sein als Otto I., der, ihrer Nachricht 561 zufolge, acht Tage vor dem Tode des Grossvaters zur Welt kam[1]). In Maria 83 wird ein *tempus non parvum* auf 20 Jahr angegeben; wäre danach jenes *longum tempus* zu messen, so würde etwa 932 Hrotsuits Geburtsjahr gewesen sein.

Andererseits müsste man wissen, wann Gerberg, die Tochter Herzog Heinrichs, geboren sei. Nach dem unzweifelhaften Zeugnisse der Dichterin war dessen Ehe mit Judith von Baiern bereits vollzogen, bevor er durch Eberhard gefangen genommen und in den ausbrechenden Kampf verwickelt wurde. Also vor Mitte des Jahres 938, ja vielleicht noch bei Lebzeiten Herzog Arnulfs selbst, der 937 starb[2]). Doch erst dreizehn Jahr später, 951, ward Heinrichs gleichnamiger Sohn geboren[3]); 955 starb er selbst. Jedes Falls war Gerberg älter als ihr Bruder. Wenn Magnin[4]) ihre Geburt in

---

lichen Beitrag vermehrt, Rauschwind! Sonst schreiben den Namen Ann. Hild. M. G. III, 54 Rothsuit, Vita Bernwardi 12, IV, 763 Rotsuitha, Vita Godehardi 19 XI, 180 Rothsuitha, Eberhard Harenberg S. 496 Roswid, Chron. Hild. 8 M. G. VII, 852, Bodo Syntagma, Leibn. III, 710 Hrosuita, Hroswita; viele andere Formen bei Förstemann, Althochdeutsches Namenwörterbuch.

1) Ueber Herzog Ottos Tod s. Waitz Heinrich I. S. 12, 199, Dümmler Geschichte des ostfränkischen Reichs II, 580.

2) Gesta Oddonis 156. M. G. IV, 322. Ueber Herzog Arnulf s. Dümmler und Wartmann Sangall. Todtenbuch S. 46, Mittheilungen zur vaterländ. Geschichte IX; Ann. Sangall. maj. Contin. Reginon. M. G. I, 78, 617. Ann. Augien. Jaffé Bibliotheca III, 705.

3) Ann. Quedlinburg. M. G. III, 58.

4) Magnin Théâtre p. XX. Barack Hrotsuit S. VI. Aehnlich hat schon Schmidt von Lübeck, Nordalbingische Blätter 1820, I, 8, die Zeitgrenzen zu bestimmen gesucht.

das Jahr 940, und Barack vor Ottos Versöhnung mit seinem Bruder 941 setzt, so spricht dafür zwar kein gleichzeitiges, sondern nur Eberhards Zeugniss, das allerdings verworren ist, aber einen festen Kern zu enthalten scheint, der einer ältern unbekannten Stiftschronik, die Manches besser gegeben haben muss, entnommen ist[1]). Nach jener Empörung sei Heinrich in sich gegangen und habe beschlossen, *Gerborgh sine alleine dochter, de he hadde,* Gott darzubringen. Nächtlicher Weile eilt er nach Gandersheim, in der Marienkapelle, welche Wendilgard *nygens* erbaut hatte, wie Eberhards Buch berichtet, legt er bei dem Blute Gottes das Gelübde ab, die Tochter dem Kloster zu weihen. Die nächtliche Busscene, Weihnachten 941, ist von Frankfurt nach Gandersheim verlegt[2]). Aber wirklich war kurz zuvor 940 die Marienkapelle durch Thiethard von Hildesheim geweiht worden[3]). Die Thatsache dieser Darbringung Gerbergs, die man im Kloster aus erster Quelle kennen konnte, hatte für Otto die Bedeutung eines Unterpfandes künftigen Friedens; Heinrichs Tochter erhielt dadurch die Zusicherung einer Versorgung als Aebtissin der Familienstiftung, während sie zugleich durch das Gelübde des Vaters der Möglichkeit einer ehelichen Verbindung entzogen wurde, die dem Könige einst vielleicht hätte unbequem werden können. Wenn sie selbst später die Marienkapelle zum Grundstein eines neuen Klosters neben der alten Stiftung gemacht hat[4]), so wollte sie offenbar der Beilegung des häuslichen Zwistes, und ihrem eigenen Eintritt in diese Kirche, ein dauerndes Denkmal errichten. Danach fällt ihre Geburt wahrscheinlich in die Jahre 938 bis 940.

Dieses Ergebniss wird durch die Nachrichten über ihr Lebensende bestätigt[5]). Sie starb am 10. December 1001, nachdem sie in

---

[1]) C. XXXIII, 18 ff. Harenberg S. 492. In verwandter Weise auch Bodo Syntagma S. 711.

[2]) Cont. Reg. M. G. I, 619.

[3]) Annal. Quedlinburg. 940: *Dedicatio Gandeshemensis ecclesiae.* Vita Godehardi 19, M. G. XI, 180: *Thiothardus episcopus — ecclesiam in honore s. Mariae, in qua usque hodie germanitas monacharum Christo servit, Fritherico, qui Hildiberto successit Moguntinis imperante, dedicaverat.* Aehnlich Chron. Hildesh. 9. M. G. VII, 852 doch mit der Jahreszahl 939. Vita Bernwardi 12 nennt sie nur die neue Kirche; nach Bodo, S. 711, liegt sie: *extra oppidum nuper extructa.*

[4]) Otto II. bestätigte am 7. Juni 973 das neue Kloster *in superiore plaga civitatis.* Harenberg S. 1626. Böhmer 442. Stumpf Reg. 584. Auch Eberhard XXXVIII, 26, Bodo S. 712 berichten davon.

[5]) Necrol. Fuld. Böhmer III, 158 mit der Jahreszahl 1001, Necrol. Luneberg. Wedekind Noten III. haben 4 Id. Dec. Ann. Hild. M. G. III, 98. Die beiden Hildesheimischen Biographen sprechen von ihrem Tode nicht. S. Lüntzel I, 67.

den letzten Jahren neben ihrer ehrgeizigen Nichte Sophia eine gedrückte Rolle gespielt hatte. Schon 995 ist sie von langwieriger Krankheit gebrochen und lebenssatt, andere fügen hinzu, sie sei alterschwach geworden[1]). So konnte sie um das Jahr 1000 nur erscheinen, wenn sie das sechszigste Lebensjahr überschritten oder mindestens erreicht hatte, also um 940 geboren war.

Auf die Bildung der Enkelin der Stifter, die künftig das Kloster in gleichem Sinne leiten sollte, wird besondere Sorgfalt verwendet worden sein. Auch von ihr musste gelten, was Otto II. in der Urkunde vom 27. September 979 für Gandersheim sagt[2]), als er seine Tochter Sophia zur Erziehung übergiebt, nicht allein zum heiligen Lebenswandel solle sie angeleitet werden, sondern dass sie die Wissenschaft der heiligen Schrift lerne. Gerberg wird nach Eberhard unter Wendilgards Augen herangebildet, und nach dem Zeugnisse seines Buchs, bewies sie einen tiefen und meisterlichen Sinn zum lernen, singen und lehren[3]). Wenn sie darauf in die Kenntniss des klassischen Alterthums eingeführt wird durch Lehrer einer höheren Ordnung, die *sapientissimi*, so müssen das Männer gewesen sein, wie der St. Galler Ekkehard, der die Studien ihrer Schwester Hedwig leitete. Die beste Zeugin für ihre Gelehrsamkeit bleibt ihre Schülerin Hrotsuit. Gewiss war es keine leere Schmeichelei, wenn diese ihr die volle wissenschaftliche Anerkennung ausspricht, *ut imperialem decebat neptem.* Das bezeichnet den Bildungsgang jenes Zeitalters, in dem die geistige Strömung befruchtend von Oben nach Unten wirkte. Diese Königstöchter sollen nicht nur die andern überragen an Kenntnissen und vielseitiger Kunde des Lebens, sie überragen sie wirklich, das gebietet ihre Herrscherstellung, und die Enkelinnen bleiben hinter den gepriesenen Ahnen nicht zurück. Wenn Gerberg genannt wird *scientia provectior, illustris studiis,* und ihre *doctrina egregia, varietas sapientiae* gerühmt wird, wie es geschieht in den widmenden Distichen und in dem Briefe vor den Gesten, so zeugt das für den Inhalt wie die formale Vollendung ihres Wissens.

Für ihren Amtsantritt als Aebtissin ist die Weihe durch Otwin von Hildesheim entscheidend, der, wie Thangmar berichtet, alle Befugnisse des Bischofs vollzog, ohne dass Wilhelm von Mainz (es ist

[1]) Ann. Hildesh. 995: *diuturno languore probata.* Thietmar IV, 13. M. G. III, 773. Vita Bernwardi 14. 16. M. G. IV, 765 erwähnt ihrer *diutina infirmitate,* Vita Godehardi 21, XI, 181: *senio et egritudine fatigata.*

[2]) Harenberg S. 622. Böhmer 549. Stumpf 747.

[3]) XXXIV, 11, 18. Harenberg S. 492.

die Rede von dem Kompetenzstreite über Gandersheim) ihm darin widersprochen hätte. Otwins Vorgänger Thiethard starb am 13. September 954, Wilhelm empfing die Weihe am 17. December desselben Jahres[1]), also kann Gerberg vor 955 nicht in das Amt eingeführt worden sein. Indess auch nicht lange nachher, denn sie stand um die Zeit etwa im sechszehnten Lebensjahre, und hatte das Alter bereits überschritten, in dem diese Fürstinnen, mindestens dem Namen nach, solche Stellungen anzutreten pflegten. Hathumod war zwölf, Ottos I. Tochter Mahthild dreizehn Jahr alt, als sie introducirt wurden. Eberhard berichtet, sie sei damals noch wachsend gewesen an Jahren und Ehren, als nach Wendilgards Tode die Nonnen sie flehentlich und einmüthig vom Könige als Aebtissin erbitten[2]). Ihre erste mir bekannte urkundliche Erwähnung findet sich in einem Lieferungskontrakte, den sie mit dem Bischof Bernhard von Halberstadt 966 abgeschlossen hat[3]).

Etwa dreissig Jahre, so wird man annehmen dürfen, von 927 bis 957 hat Wendilgard dem Kloster vorgestanden. Innerhalb dieses Menschenalters liegen Hrotsuits Anfänge, ihre Geburt um 930, ihre früheste Schule. Das Leben des Einzelnen wird bedingt durch den Boden, auf welchem er emporwächst. Die geistige Luft, die er einathmet, die Eindrücke, die er zuerst aus der Ueberlieferung empfängt, wirken gestaltend auf sein Wesen und Schicksal. Damals waren Bildung und Gelehrsamkeit überwiegend individueller Art, weniger in die Breite verzweigt, als ihre Wurzeln in die Tiefe senkend; überall nahm das allgemeine Schema, welches zu Grunde lag, einen besondern örtlichen Charakter an. Für das einzelne Kloster war die landschaftliche Lage, der grössere oder geringere Schutz, der ihm dadurch ward, die volksthümliche Stellung entscheidend; die Regel und Vorsteher, die beaufsichtigenden Bischöfe, seine Stifter, seine Heiligen und deren Kultus, alles war vom wesentlichsten Einfluss. Durch Gandersheim ward Hrotsuits Leben bestimmt. Hier fand sie Erziehung und Bildung, Mittel ihrer Studien, persönliche Verbindung mit dem Herrscherhause, die erste Anerkennung ihrer Schriften, eine tiefe Vergangenheit, eine reiche Gegenwart, die ihr Talent erweckten und einen glänzenden Stoff darboten, der ihren Namen auf die Nachkommen gebracht hat. Abgeschieden von der Welt

---

[1]) Ann. Hild. 954. Chronicon Hildesh. 10. M. G. VII, 852; Merseburger Todtenbuch a. a. O. Memoriae Wilhelmi, Jaffé, Bibliotheca III, 706.

[2]) XXXV, 2 ff. a. a. O.

[3]) Auf dieses Jahr weisen die übrigen Daten gegen das angesetzte 965; Harenberg S. 619, Erhard Regesta Westfaliae 965.

stand sie doch mitten darin, denn stärker als man anzunehmen geneigt ist, muss die Strömung der grossen Begebenheiten auch auf das Frauenkloster zurückgewirkt haben. Nur hier konnte sie werden was sie geworden ist, und hier ist ihr Leben auch zum Abschluss gekommen.

Ebenso wenig als wir mit Sicherheit das Jahr ihrer Geburt wissen, kennen wir die Zeit ihres Todes, noch irgend Etwas von ihrem äusseren Leben[1]). Unzweifelhaft musste sie den edlern Geschlechtern des Sachsenlandes angehören, sonst würde man sie nicht hier finden; denn wie Wendhausen und nachher Quedlinburg, hatte auch Gandersheim die Aufgabe, die Töchter der Edlen heranzuziehen, sie und die Ihren zu erziehen. Leibniz vermuthete, sie sei eine Verwandte der gleichnamigen Aebtissin gewesen[2]), aber in der Uebereinstimmung des seltenen Namens allein wollte er doch kein gesichertes Fundament dafür sehen. Im Leben haben sich beide nicht mehr berührt. Dass Hrotsuit andererseits Otto I. überlebt habe, und in der Zeit seines Sohnes gestorben sei, glaube ich mit Gewissheit annehmen zu können. Da aber der Erweis dafür sich aus der Abfassungszeit der Primordien ergiebt, so möge er dieser Erörterung aufbewahrt bleiben.

Immer wieder wird man von dem Aeussern auf das Innere, von der Verfasserin auf die Bücher hingewiesen. Ich werde demnach den Versuch machen, deren Reihenfolge festzustellen, an dieser wird sich Hrotsuits Bildungsgang verfolgen lassen; was überhaupt von ihrem Leben gesagt werden kann, wird sich daraus ergeben.

Als sie die Schule der Rikkardis und anderer durchgemacht hatte, führten die Studien zu einem näheren Verhältniss mit Gerberg. Die Fürstin selbst ward ihre Führerin und eröffnete ihr, wie es scheint, das Verständniss der schwierigeren lateinischen Klassiker, jener Autoren, die sie selbst durch die *sapientissimi* kennen gelernt hatte. *Me admodum pie erudivit,* sagt Hrotsuit, hingebend also und sorgfältig. *Instruente magisterio* anderer hat sie zuerst gelernt; *deinde prona favente clementia regiae indolis Gerbergae, cuius nunc*

---

1) Wenn Bendixen Aeltestes Drama II, 23 aus der Deutung des Namens *Maria, stella maris,* den Schluss ziehen will, sie sei in der Nähe des Meeres geboren, so ist einfach zu bemerken, jene Etymologie ist eine Erinnerung aus *Venantius Fortunatus;* und wenn er II, 59 in der Scene der Sapientia, wo Fides auf dem glühenden Rost liegt, sich gar von einer gewissen Seeluft angeweht fühlt, und mit ihm Dorer S. 15, so ist das doch ein allzu feines Gefühl und zuviel Phantasie.

2) Ann. imperii III, 208. Nach Schmidt von Lübeck leidet es keinen Zweifel, dass sie die Enkelin Herzog Ottos war; Nordalbing. Blätter I, 7.

subdor dominio abbatissae. Demnach, als sie die Schriftsteller mit einander lasen, war diese noch nicht Aebtissin; doch als Hrotsuit die Vorrede zu den Legenden schreibt, heisst Gerberg bereits *imperialis neptis,* mithin nach 962. Dagegen die sechs darauf folgenden Distichen, die als Widmung an die Fürstin unmittelbar gerichtet sind, sind vor 962 abgefasst. Hier werden ihr andere Hoheitsprädikate beigelegt, *regalis proles, illustris, dominatrix alma,* doch weder *imperialis* noch *abbatissa.* Und sie nimmt es damit sehr genau. Im Prologe zu den Gest. 30 bittet sie den Kaiser ausdrücklich, ihn in der Schilderung der Zeit, wo er das Scepter des Augustus noch nicht führte, König nennen zu dürfen. Sie selbst erscheint in jenen Versen als *alumna, pia discipula,* welche die Berichtigung und das Lob ihrer Arbeit von der hohen Lehrerin erbittet, sie wünscht ihre noch unsichere Muse zu stützen durch ein solches *magisterium:*

> *Quae tibi purganda offero carminula,*
> *Ejus et incultos dignanter dirige stichos,*
> *Quam doctrina tua instruit egregia.*

Hier besteht noch das Verhältniss der Lehrerin zur Schülerin. Zwischen diesen Versen und der Vorrede ist also ein Unterschied der Jahre wie des Zweckes; jene sind an die Lehrerin Gerberg insbesondere, diese ist an die Leser überhaupt gerichtet, jene vor deren Abbatie, diese während derselben geschrieben, die Distichen beziehen sich auf die fünf ersten Legenden allein, die Vorrede auf alle acht. Sollte Gerberg zu der etwa zehn Jahr älteren Hrotsuit in eine nähere besondere Beziehung treten, so musste ihre eigene Bildung einen gewissen Abschluss erreicht haben; das kann kaum früher als in den letzten Jahren vor ihrem Amtsantritte, etwa um 955, gewesen sein. Man könnte vermuthen, sie sei damals bereits Scholastika des Klosters gewesen, doch in der Vorrede wird sie nicht in gleicher Reihe genannt mit denen, die *Rikkardis vicis* das *magisterium* ausüben. Hrotsuits persönliche Eigenschaften, ihre Kenntnisse und Eifer, Talent und Geist müssen die Aufmerksamkeit der Fürstin erweckt haben. War es eine Auszeichnung, wenn sie es unternahm, die Studien der Nonne zu leiten, so mochten sich beide zwangloser bewegen, da sie durch die Rücksicht auf die kirchliche Würde noch nicht gehemmt wurden.

Weiter steht es fest, die ersten fünf Legenden, Maria, Ascensio Domini, Gongolf, Pelagius, Theophilus, bilden eine Gruppe für sich, es sind die ersten dichterischen Versuche. Sie scheiden sich durch einen bestimmten Abschluss von den drei letzten, Conversio cuiusdam iuvenis desperati, Dionysius und Agnes. Andererseits



hebt das erste dieser Stücke mit einer besonderen Dedikation von Neuem an:

En tibi versiculos, Gerberg, fero, domna, novellos,
Iungens praescriptis carmina carminulis;

Verse, die sich den früheren anreihen sollen. Vor diesen Distichen und nach dem *Amen*, das die Legende Theophilus 447 abschliesst, stehen ohne jedes äusserliche Unterscheidungszeichen, am Ende acht Hexameter, die eine Anrufung enthalten des *Unicus Altithroni genitus retro tempora mundi*:

Consecret appositae nobis pie fercula mensae,
Has faciendo dapes gustantibus esse salubres.
Quod sumus et quod gustamus, vel quicquid agamus,
Dextera auctoris benedicat cuncta regentis.

Dass diese Verse mit dem Theophilus nichts zu thun haben, ist klar[1]), aber ebenso wenig zweifelhaft ist Hrotsuits Autorschaft; Ausdrücke wie *altithronus, retro temporum, arx parentis, virgo prima* für Eva, sind ihr auch sonst ganz geläufig. Es ist ein Tischgebet, das den praktischen Zweck der Legenden erkennen lässt. Im Refektorium, während der gemeinsamen Mahlzeit, wurden sie vorgelesen, und mit dieser Gebetformel, die sich jedem Stoffe anschliesst, die Lektüre beendet. Ohne Erlaubniss oder Befehl der Aebtissin konnte ein solcher erbaulicher Gebrauch davon nicht gemacht werden. Es war eine Anerkennung, die Hrotsuit im Kloster selbst zu Theil ward, ihr erstes theilnehmendes Publikum waren die geistlichen Schwestern.

Für die günstige Aufnahme jener fünf Legenden spricht die Folge der drei letzten, von denen die erste durch die neue Dedikation eingeleitet wird. Zwar heissen auch diese Verse noch *vitiosi*, aber von einer Korrektur ist nicht mehr die Rede. Die Fürstin wird aufgefordert, die grossen Thaten Gottes, die sich auch am Sünder vollziehen, zu preisen; die einfache Anrede ist *domna*. Es ist nicht mehr die Schülerin, die spricht; das Verhältniss, von dem die erste Widmung ausgeht, hat aufgehört. Diese drei carmina sind daher nach Gerbergs Amtsantritt, d. h. etwa nach dem Jahre 957, die fünf andern vorher geschrieben. Als Ganzes sind alle acht 962, oder

---

[1]) Darauf hat Haupt aufmerksam gemacht in dem revidirten Abdruck des Theophilus bei Dasent Theophilus in Icelandic, Low German and other tongues, London 1845, S. 94. Der Abschreiber der Münchener Handschrift hat allerdings wohl diese Verse als den Schluss des Theophilus angesehen; hätte er den Raum einer Zeile hinter dem *Amen* frei gelassen, so wäre die Sache klar gewesen.

etwas später, herausgegeben, da Gerberg in der Vorrede *imperialis neptis* ist. Die frühesten Entwürfe wird man etwa bis 950 zurückführen können. Der in der vierten Legende gefeierte spanische Glaubensheld Pelagius gehört der Gegenwart an, er starb 26. Juni 925; zwischen 950 und 956 wahrscheinlich ist die Dichterin mit seinem Schicksale bekannt geworden, mindestens vor November 961 hat sie die Erzählung niedergeschrieben[1]).

Auf die Legenden sind die Komödien gefolgt. Als sie auch diese, sechs an der Zahl, gesammelt hatte, stellte sie die dramatische Gruppe als zweites *opusculum* dem ersten zur Seite. *Explicit liber primus, incipit secundus, dramatica serie contextus,* heisst es am Schlusse der Erzählungen 133. Das sind Hrotsuits, nicht des Schreibers Worte; denn sie fährt fort: *Huius omnem materiam, sicut et prioris opusculi, sumpsi ab antiquis libris.* In der Vorrede zu den Dramen unterscheidet sie ebenso 139: *In aliis meae inscientiae opusculis heroico ligatam strophio (scil. vilitatem)* und *in hoc, dramatica iunctam serie.* Diese sind Gallicanus, Dulcitius, Calimachus, Abraham, Pafnutius, Sapientia. Diese Benennungen, die von Celtis herrühren, werden des hergebrachten Gebrauchs wegen festzuhalten sein, da in der Handschrift besondere Titel fehlen. Nach den Argumenten wären etwa folgende, die auch Tritheim hat, entsprechender: *Conversio Gallicani, Passio Agapis, Chioniae et Hyrenae, Resuscitatio Drusianae et Calimachi, Lapsus et conversio Mariae, Conversio Thaidis meretricis, Passio ss. virginum Fidei, Spei et Karitatis.* Die Reihenfolge der einzelnen Stücke ist, wie die Herausgeber ebenfalls annehmen, ohne Zweifel zugleich die chronologische. Dafür spricht die Anordnung der Gruppen, Legenden, Komödien, Gesten, im Allgemeinen, die als der Zeit folgend durch die Untersuchung bestätigt wird. Dass Pafnutius später sei als Abraham, ergiebt sich ausserdem aus dem Argumente jenes, wo es heisst: *Pafnutius heremita, aeque ut Habraham, sub specie adiens amatoris etc.;* die Kenntniss dieses wird also vorausgesetzt. Man könnte versucht sein, wegen der scholastischen Reminiscenzen die beiden letzten für die frühsten zu halten, aber der Brief an die *Sapientes* zeigt, welchen Werth Hrotsuit auf diese *floccos philosophiae* auch da noch legte, als sie bereits im Begriffe war, alle sechs Dramen aus der Hand zu geben. Dies geschah zwischen 962 und 967, nach der Vorrede der Legenden und vor den Gesten. Denn obgleich sie in dem grossen historischen Gedichte jeden Hinweis auf ihre sonstigen Schriften absichtlich zu meiden scheint, so kann die

---

1) S. unten 4, 1.

Bezeichnung der Gesten als *series recens* im Prologe 34 an Otto II. doch nur im Gegensatz zu jenen aufgefasst werden.

Dass die Gesten 968 zum Abschluss gekommen seien, steht fest. Auch werden sie als Buch, in dem von der Erwerbung der Kaiserkrone ausführlicher die Rede sei, erwähnt in den Primordien 81. 82. Diese sind also später abgefasst, und zwar als letztes in der Reihe ihrer Werke, wahrscheinlich nach dem Tode Ottos.

Indem ich das Nähere darüber der Besprechung des Buches selbst vorbehalte, erwähne ich noch eines Ereignisses, das diesen Jahren angehört, und nothwendig auch auf Hrotsuits Leben und Studien Einfluss haben musste. Es ist die erste grosse Feuersbrunst, von der Gandersheim mitten im Frieden heimgesucht wurde, nachdem es in der Zeit allgemeiner Verwüstung verschont geblieben war. Der einzige, der eine mehr wort- als inhaltreiche Nachricht dieses Unglücks giebt, ist Eberhard auf Grund des ältern Buchs. Der Teufel sendet dem Gotteshause durch seine Boten Feuer und Brand, und der herrliche Dom wird ganz in Asche gelegt. Aus Liebe zu seiner Nichte Gerberg unterstützt der Kaiser den Neubau reichlich durch Hülfe und Rath, er wünscht der Weihe beiwohnen zu können, erlebt aber nicht einmal die äussere Vollendung desselben [1]). Jedes Falls war danach die Feuersbrunst mehrere Jahre vor Ottos I. Tode. Noch die ersten Urkunden seines Sohnes bezeugen, wie schwer die Folgen davon waren. Denn wenn dieser bereits am 7. Juni 973 Gerbergs Stiftung und das neue Kloster St. Maria zu Gandersheim genehmigt, dann am 11. Juni 974 dem alten Kloster, das durch die Schlechtigkeit der Menschen herabgekommen, der Herstellung bedürfe [2]), eine abermalige Schenkung macht, so sieht man, wie bedrängt die Lage damals sein musste.

Auffallend ist es, dass Hrotsuit dieses Ereignisses mit keinem Worte erwähnt; doch wird man vermuthen dürfen, in der Zeit zwischen der Abfassung der Gesten und der Primordien sei es eingetreten. Wäre es 968 bereits geschehen gewesen, es hätte allzu nahe gelegen, in der Widmung an Otto einen Hülferuf einfliessen zu lassen. Andrerseits lässt sich wohl denken, die Begründung eines jüngern

---

[1]) Eberhard XXXV, 47 ff. Nach Harenberg S. 608 setzen die spätern Kataloge die Feuersbrunst in das Jahr 973, nach jener Darstellung gewiss mit Unrecht. Die gleichzeitigen Annalen schweigen darüber, während doch Ann. Hild. und die verwandten zu 971 der Einäscherung der Pfalz und Kirche von Dornburg erwähnen; M. G. III, 62.

[2]) Harenberg S. 1626, 622 B. 442. 473, St. 584. 628. In der zweiten Urkunde heisst es: *Monasterium hominum vitiis lapsum, sed a nepti nostra Gerburga, eiusdem coenobii abbatissa, hoc nostro fulcimine restaurandum.*

Klosters und der Untergang des alten Doms mussten die Erinnerungen an die Stiftung um so lebhafter erwecken, und die nächste Veranlassung zu einem Buche wie die Primordien bieten.

Endlich noch ein anderer Punkt!

Hrotsuit hat, wie aus den bisher angeführten Stellen ersichtlich, zur Bezeichnung ihrer Bücher vielfach verschiedene Ausdrücke gebraucht, gewissermassen eine technische Sprache. Hier, wo von ihren Schriften im Allgemeinen die Rede ist, wird auch darüber ein Wort zu sagen sein, um so mehr, als sie formell eine Art litterarischer Selbstcharakteristik geben.

Das wichtigste Wort, mit dem sie ihre eigenste schöpferische Arbeit bezeichnet, ist *dictare*. *Dictando mente tractavi et stili officio designavi,* sagt sie in der Vorrede der Dramen 138 von den Liebesverhältnissen, welche deren Inhalt bilden. Dem Aufzeichnen mit der Feder geht eine geistige Operation voran, die sich *dictando* vollzieht, die Verarbeitung und Gestaltung des Stoffs. Von dem Martyrium des Pelagius heisst es im Epilog zu den Legenden 133 *dictando comprehendi,* und Gongolf 77: *Non nostrae possunt dictando camenae Composito modulis texere dactylicis;* es sind die Musen, die sich in daktylischem Masse, d. h. in dichterischer Form vernehmen lassen. Daher ahmt sie den Terenz *dictando* nach, sie spricht von *dictandi opera, intentio,* deren Ergebniss ist *dictatio. Dictationis genus* oder *species* sind die Komödien des Terenz, also das Drama als Kunstgattung im Gegensatze zum Epos. Diesem Vorbilde gegenüber beklagt sie die formale Dürftigkeit ihrer eigenen *dictatio,* sie ist *inferior, contractior penitusque dissimilis;* so in der Vorrede und der Ep. ad Sap. 137—142. *Dictare* ist Dichten im unmittelbaren Sinne, wie es Ekkehard IV. oft braucht, wenn er die Hymnen des Ratpert, Notker oder Tutilo mit den Eingangsworten anführt [1]).

Während *dictiones*, Wortphrasen, entgegengesetzt werden der metrischen Form, *syllaborum naturis,* wird diese auch *series* genannt; es sind rhythmische Reihen gemeint. Daher sind die Legenden und historischen Gedichte *series* oder *stamen,* Praef. 2. Gest. Odd. Ep. ad Gerb. 304, Prol. II, 34, 1507. Wie die bestimmte Unter-

---

[1]) Cas. S. Galli M. G. II, 80. 94. 101. 130. 136. S. Dümmlers Ausgabe der lateinischen Gedichte Ekkehards und die belehrende Einleitung in der Abhandlung, Ekkehard IV. von St. Gallen, in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, Neue Folge II, 3, 33 ff. Hier finden sich mehrere Schuldictamina Ekkehards, darunter *de lege dictamen ornandi*, wo V. 25 hervorgehoben wird, *currit commode versus.* Ueber die Wandlung der Bedeutung von *dictare, dihton*, schreiben, zu dichten s. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur S. 145 A. 6.



scheidung der *opuscula heroico ligata strophio* und *dramatica juncta serie* 133. 139 zeigt, giebt es ausser der *heroica series* eine freiere, die dramatische. Darum heissen die erzählenden Gedichte *carmina, carminula, versiculi, stichi*, Praef. 3. Maria 4. 5. 12. Convers. 9. Gest. Prol. I, 7. 83. Prim. Gand. 3; aber nicht die Dramen. Die Bedeutung des *carmen* wird im höchsten Sinne gefasst; die Propheten und David, die himmlischen Heerschaaren singen es zur Ehre Gottes, wie Hrotsuit zum Ruhme Ottos und seines Hauses, Mar. 322. 835. Ascens. 104. Pelag. 313. 408. *Carmina modulari, pangere, recinere* sind häufige Wendungen, Mar. 322. Agn. 26. Gest. Prol. I, 18, 1484. Prim. Gand. 3, oder *modulis dactylicis succinere, psallere, texere,* Praef. 3, Mar. 20, 531, Gong. 78, Convers. 4. Daher gleichbedeutend mit *carmina* auch *moduli, modulos legere* Mar. 8. Schielend ist der Ausdruck *calamo modulos cantare* Convers. 11, während es angemessener heisst *calamo signare triumphum* Pelag. 9. Die formale Versificirung ist *modulatio metrica, ratio,* Praef. 3 Gest. Ep. ad Gerb. 302. Die Camena erscheint nur in Verbindung mit dem daktylischen Gedicht, Mar. 9. 19. Gong. 77. Agnes. 26; ihre Thätigkeit ist als künstlerisch bildende gedacht, daher heisst es von Gangolf 69, 338: *quem nostra manus coepit pingere.* *Textus* scheint nur von den hexametrischen Dichtungen gebräuchlich, Praef. 3, Gest. Prol. II, 5; *libellus, opus, opusculum* sind von allgemeiner Bedeutung, Praef. 1. 2. Gest. Pr. I, 28. II, 14. Ep. ad. Sap. 140, 142. Epilog. 133; *sententiae,* Stellen als litterarische Erweise und Belege nach Inhalt und Form, die als Stoff weiterer Verarbeitung oder als Vorbilder benutzt werden, Praef. 3. 138. Gest. Ep. ad Gerb. 303.

Das Ergebniss dieser Untersuchungen würde ungefähr Folgendes sein:

Die Anfänge der schriftstellerischen Thätigkeit mit den Legenden fallen zwischen 950 und 962; die ersten fünf wahrscheinlich vor, die letzten drei nach 957, die Vorrede dazu 962 oder etwas später. Die Dramen sind zwischen 962 und 967 entstanden, die Gesten abgeschlossen 967, 968, die Primordien später, wohl nach Otto I. Tode 973. Hrotsuits litterarisches Leben würde im Ganzen einen Zeitraum von etwa 25 Jahren füllen.

Ich gehe zur Frage nach den Quellen über.

3. Legenden und Dramen nach ihren Quellen.

Von den zehn hexametrischen Erzählungen und sechs Komödien haben nur drei Stücke höheren historischen Werth, Pelagius, die Gesten und die Primordien. Hier steht Hrotsuit den Thatsachen unmittelbar gegenüber, was sie selbst gesehen oder von Betheiligten gehört hat, erzählt sie; das Bild, das sie entwirft, kann nach den Darstellungen Andrer korrigirt werden, ihre Bedeutung als Geschichtschreiberin muss hier zu Tage kommen. Neben diesen historischen Gedichten kann man die übrigen, die in ihrem Sinne allerdings auch Geschichte enthalten sollen, der mythischen Darstellung wegen als Legenden schlechthin bezeichnen, die mit den Dramen eine gleichförmige litterarische Masse bilden, deren Inhalt nichts bietet was von sachlichem Werthe ist. Die Prüfung dieser Gruppe wird sich durch eine kurze Vergleichung mit anderen Büchern abthun lassen; bei der ersten ist eine theilweise Kritik der Dinge nicht zu vermeiden.

Ich beginne mit den Legenden und Dramen.

Die beiden neutestamentlichen Erzählungen *Maria* und *Ascensio Domini* bilden gewissermassen ein Ganzes, es ist das Leben Christi, seiner menschlichen Abstammung nach vom Mutterleibe an bis zur Himmelfahrt. Wenn irgend eine, war dies eine heilige Geshichte, jede willkürliche Abweichung wäre Versündigung an der Heiligkeit des Stoffes gewesen, für die freie Behandlung verstattete sie keinen Spielraum. Auch schliesst sich Hrotsuit so eng als möglich an die leitenden Autoritäten an; schrittweise folgt sie ihnen. Ihre eigene Arbeit besteht in der Versificirung, hie und da erlaubt sie sich die Ausmalung einzelner Züge, oder sie unterbricht die Erzählung durch fromme Betrachtung und Gebet. Ihre Quelle nennt sie in der Ueberschrift: *Historia nativitatis laudabilisque conversationis intactae Dei genitricis, quam scriptam repperi sub nomine s. Jacobi, fratris Domini.* Den Titel Maria hat die Legende in der Handschrift nicht, da sie indess in Baracks Ausgabe und auch sonst so benannt ist, werde ich sie ebenfalls so citiren. Das sogenannte Protevangelium Jacobi hatte Hrotsuit nicht vor Augen, obgleich auch dieses im

wesentlichen mit ihrer Darstellung übereinstimmt, denn es schliesst mit dem bethlehemitischen Morde und dem Tode des Zacharias, während dort noch die Rückkehr aus Aegypten berichtet wird[1]). Auch ist es in lateinischer Uebersetzung im Mittelalter kaum bekannt gewesen. Ebenso wenig ist das kurze *Evangelium de nativitate S. Mariae* die Grundlage, das lateinisch unter dem Namen des *Jacobus* gelesen wurde[2]). Auch hier findet sich manche wörtliche Uebereinstimmung, aber es bricht ab mit der Vermählung Josephs und Marias. Quelle ist die sogenannte *Historia de nativitate Mariae et de infantia salvatoris*, zuerst vollständig herausgegeben von Tischendorf unter dem Titel *Pseudo-Matthaei evangelium*[3]). Hrotsuit hat dabei eine Handschrift von der Gattung des Pariser Kodex, den Thilo seinem kürzern Abdruck zu Grunde legt, gehabt. Dieser Text schliesst, wie die Erzählung, mit dem Sturze der Götzenbilder beim Eintritt Christi in die ägyptische Stadt Sotines auf der Rückkehr nach Judäa, oder wie Hrotsuit 825 den Namen schreibt, Sonites. Er beginnt: *Incipit historia de Joachim et Anna et de nativitate beatae Dei genitricis semperque virginis Mariae et de infantia Salvatoris;* in einem kurzen Prolog kündet sich *Iacobus, filius Joseph,* als Verfasser an.

Hrotsuits wörtliche Uebereinstimmung mit diesem ist unverkennbar. Dass sie auf die phantastische Darstellung der Geschichte Marias und der Jugend Christi gerathen war, dass sie, selbst gewarnt von vorsichtigen Freunden, diesen Stoff nicht aufgeben wollte, weil doch etwas Wahres daran sein könne, beweist die wachsende Vorliebe des Zeitalters für das legendenhaft Wunderbare, und wie weit sie selbst davon erfüllt war. Das Beispiel, das sie durch die Benutzung giebt, ist nicht unwichtig für den beginnenden Einfluss dieser Apokryphenlitteratur. Hieronymus, noch die Päpste Innocenz I. und Gelasius I. hatten die unter dem Namen des Matthäus oder Jacobus gehenden Jugendevangelien Christi verworfen, aber seit dem

---

1) Thilo Codex apocryphus Novi Testamenti S. 161; Tischendorf Evangelia apocrypha S. 1 ff. Postels lateinische Uebersetzung Basel 1552 scheint die erste gewesen zu sein. Thilo S. XLVI, Tischendorf Prolegomena S. XIV.

2) Thilo S. 319; der auf S. XCV annimmt, Hrotsuit sei diesem Evangelium gefolgt. Dagegen weist Tischendorf S. XXXII auf die folgende Historia hin, scheint ihr aber die willkürliche Hinzufügung des Namens Jacobus zuzuschreiben.

3) Tischendorf S. XXV, S. 53 ff. Die später allgemein gewordene Form dieser Legenden giebt Jacob de Voragine in der Legenda aurea c. 131 ed. Graesse S. 585 ff.

sechsten Jahrhundert liessen sich dennoch einzelne Zustimmungen vernehmen[1]).

Von Joachims Dreitheilung seines Besitzes sagt Hrotsuit 67:

Quicquid possedit per tres partes resecavit,
Partem dans viduis, peregrinis atque puellis,
Sepius in templo partem famulantibus ergo,
Particulamque suae domui servaverat omni.

Pseudo-Matthaeus 1 heisst es: *In omnibus rebus suis, quascumque possidere videbatur, tres partes faciebat; unam partem dabat viduis, orphanis, peregrinis atque pauperibus; alteram vero partem dabat colentibus deum; tertiam partem sibi et omni domui suae reservabat.* Die Namen der fünf Genossinnen Marias 498 finden sich *Pseudo-Matth. 8*, die der beiden Hebeammen, Zelemi und Salome 590, c. 13. Endlich folgende Stelle; da auf der Rückkehr aus Aegypten Maria die Früchte eines Palmbaumes verlangt, sagt Joseph 761:

Hoc miror, certe nimium te dicere velle,
Cum videas ramos, magno de germine ductos,
Astris contiguos celum pulsare profundum.
Ast ego praecogito summa tantummodo cura,
Si saltim valeam puram conprendere lympham,
Utribus in nostris, quia nec est guttula fontis.

Pseudo-Matth. 20[2]): *Miror hoc te dicere, cum videas quantae altitudinis sit palma ista, et quod tu de palmae fructibus cogitas edere. Ego magis de aquae penuria cogito, quae nobis iam defecit in utribus, et non habemus, unde nos et iumenta refocillare valeamus.*

Dennoch hatte Hrotsuit ausserdem irgend ein anderes Hülfsmittel. Es soll kein sonderlicher Werth auf die Deutung des Namens *Maria* als *stella maris* 276 gelegt werden, oder den Namen *Gabriel* 520, die beide in dem Pseudo-Matthäus nicht zu finden sind; doch merkwürdig ist die Episode 659—671, 682, 683, wonach Herodes, als er die Verfolgung beginnen will, nach göttlicher Fügung als *reus majestatis* nach Rom abgeführt wird, um nach der *lex Romana* gerichtet zu werden, und erst nach zwei Jahren zurückzukehren. In keinem der genannten Apokryphen ist davon die Rede. Ein willkürlicher Zusatz ist es sicher nicht; schon in dem Kodex der *Historia nativitatis* mochte dergleichen stehen.

---

[1]) Thilo S. XCII, CVIII ff. S. 339 ff. Tischendorf S. XXV ff.
[2]) Tischendorf S. 53, 68, 75, 83.



Der *Ascensio Domini* liegt eine paraphrasirende Zusammenfassung dessen zu Grunde, was Evangelien und Apostelgeschichte geben. Dichterische Zuthat ist die Einführung Davids, der an der Spitze der Propheten des alten Bundes den aufsteigenden Christus auf dem wolkenumhüllten Oelberge mit Lobgesängen begrüsst. Unzweifelhaft fand die Dichterin auch diesen Zug in ihrer Quelle. Es muss eine den Apokryphen verwandte Darstellung gewesen sein, die ihr in lateinischer Prosa vorlag; das ergiebt der erläuternde Zusatz des Titels: *Hanc narrationem* (d. i. den prosaischen Text) *Johannes episcopus a Greconia in latinum transtulit.* Wer dieser gewesen, noch welcher Art das ursprüngliche Buch, vermag ich nicht nachzuweisen. Jedes Falls wie an Umfang die kleinste, ist es auch an Bedeutung die farbloseste der Erzählungen. Ihr nahe verwandt sind die 35 Verse, die Barack 361 und Bendixen 151 gleichzeitig aus dem Münchener Kodex herausgegeben haben, sie sind aus den Kapiteln 4, 5, 7, 12, 14 der Apokalypse entlehnt. Nach der eigenthümlichen Verbindung bestimmter einzelner Momente zu urtheilen, wie nach dem Abschlusse mit dem Sturze des Drachen und der Auferstehung der Gerechten, scheint es kein Bruchstück, sondern ein Ganzes zu sein, in dem Hrotsuit eine Darstellung des jüngsten Gerichts in grossen Zügen geben wollte. Dass sie die Verfasserin sei, kann nach der Haltung von Sprache und Vers nicht bezweifelt werden. Wie überall, sind es auch hier Leonine, auch hier kehren Lieblingswendungen wieder, *coelicolae, nitido candore micantes, candidulae catervae, rex perennis, natus tenellus, virgineus coetus;* und wenn Johannes selbst *virgo* genannt wird, so scheint das auf *Ascensio* 91 zurückzuweisen, wo es von ihm heisst: *gemmis fulget bene virginitatis.*

Bei der *Passio s. Gongolfi* wird es nicht ganz klar, ob sie eben die Redaktion der *Vita* in den *Actis Sanctorum* vor Augen hatte, wenn schon die Grundlagen dieselben gewesen sein müssen[1]). Die Abfassung der Vita ist nicht mit Sicherheit festzustellen, älter als das zehnte Jahrhundert ist sie schwerlich; danach wäre es ein neues Buch gewesen, das damals in den Klosterbibliotheken Eingang fand. Die Verbreitung wird durch eine nicht geringe Anzahl Handschriften verbürgt, von denen mehrere dem zehnten Jahrhundert angehören. Der Verfasser ist bereits durch einen längeren Zeitraum von dem Helden getrennt, er klagt in der Vorrede von der Jugendzeit nichts zu wissen, weil durch die Verwüstungen der Heiden mit vielem An-

---

[1]) Maj. II, 644 ff. zum 13. Mai. Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde VIII, 288, 456, 477 XI, 271.

deren auch dies Buch verloren gegangen sei, er vermöge nur zu geben *quae per succedentium relationem fideli contigit narratione manasse.* Unter den nicht näher bezeichneten Heiden will Henschen die Normannen und die Heimsuchung von Beze verstehen, deren die *Annales Besuenses* zu 888 erwähnen[1]). Gewiss ist die Umgegend dieses Klosters der Schauplatz der Geschichte, nur hier konnten die ins Einzelne gehenden und an sich glaublichen Nachrichten sich in unmittelbarer Ueberlieferung erhalten.

Bei Hrotsuit ist der Gang der Handlung in allen wesentlichen Punkten derselbe. In den Versen 67 und 68 könnte man eine Hindeutung auf die Klage des Verfassers im Prologe finden:

Nam male si nostras aures simulata vetustas
Non rebus fictis luserat et dubiis.

Der Verkauf der Quelle erfolgt 134, wie dort c. 5, um hundert *solidi,* und wörtliche Uebereinstimmung lässt sich in der Schilderung des Mordes nicht verkennen. Vita sagt c. 10[2]): *Dum vir beatus ictum ferientis in parte declinare studuit, mucronis summitas in coxam eius delapsa grave vulnus inflixit*; Hrotsuit 463: *Qui resecans coxam stricto mucrone sacratam Sancti Gongolfi,* indem sie alles Uebrige in wenigen Worten abmacht. Wenn sie manches Lokale, oder was für die Hauptsache unwichtig schien, verwischt hat, wie die Verbannung der ehebrecherischen Frau Gangolfs nach dem *praedium in Avalensi territorio,* die Bestattung zu Varennes durch seine Muhmen Willetrud und Willegisa, so sind solche Kürzungen begreiflich; dagegen ist nicht einzusehen, warum sie in anderen Punkten willkürlich abweichen sollte. Während bei ihr Gangolfs Gefolge den Quellenkauf heimlich verspottet, thut es in der Vita seine Frau, die nur bei Hrotsuit Ganea heisst, offenkundig; ob diese Bezeichnung Name oder Charakteristik sein solle, ist zweifelhaft. Dort besteht die Ehebrecherin die Wasserprobe, indem sie einen Stein vom Grunde des Quells aufzunehmen versucht[3]). Die Wunder am Grabe des Heili-

---

[1]) M. G. II, 248.

[2]) S. 647.

[3]) c. S. 8. 12. Die Legenda aurea c. 201 ed. Graesse S. 903 giebt nur einen Auszug von wenigen Zeilen aus der vita Gangolfi. Dass hier dieselbe Vita zu Grunde lag, ergiebt sich aus der erweiterten Legenda aurea von 1483 zu Köln gedruckt, die am Schlusse bezeugt *noviter et laboriose ex diversis libris* gesammelt zu sein, und als *nova historia* wird namentlich die des Gangolf bezeichnet. Es sind wörtlich gleichlautende an einander geschobene Stücke derselben Vita, welche die Bollandisten zuerst vollständig geben; wo die abweichenden Punkte berührt werden, stimmt sie mit der Vita in den Act. SS., nicht

gen werden ihr durch eine Dienerin, *puella pernix,* hier in langer Strafrede durch einen *devotus homullus* hinterbracht. Endlich wird nicht ganz übereinstimmend das drastische Wunder berichtet, womit die Geschichte schliesst. Der ältere Verfasser erzählt c. 12: *At illa furiali amentia debacchata, ait: Sic operatur virtutes Gengulfus, quomodo anus meus! Statim ut haec vox nefanda a gutture illius exiit, a parte abstrusa corporis obscoenus prodiit sonus. Illum diem, quo haec acta sunt, christianus populus feriam sextam vocare consuevit. Tali quippe postea subiacuit opprobrio, ut per omne vitae suae tempus, quot eo die protulit verba, quasi tot prodierunt probra ab illa parte corporis, cui viri Dei miracula aequiparare non est reverita.* Bei Hrotsuit weist die Ehebrecherin die Glaubwürdigkeit der geschehenen Wunder zuerst in allgemeiner Rede ab, dann sagt sie 571:

Haut alias, quam mira mei miracula dorsi
Proferat extrema denique particula!

Es geschieht ihr, wie sie gesagt hat.

Et post haec verbum quotiens formaverat ullum,
Reddidit incultum hunc toties sonitum;
Ut quae legalem respuit retinere pudorem,
Sit risus causa omnibus inmodica.
Finetuque suae portet per tempora vitae
Judicium proprii scilicet obprobrii.

Während in der Legende der Ton des trockensten Ernstes bewahrt wird, macht Hrotsuit dieses freilich sehr bedenkliche Wunder zur Veranlassung eines unauslöschlichen Gelächters für Alle.

Das fünfte und letzte Stück der älteren Gruppe ist *Lapsus et conversio Theophili vicedomini*[1]). Allbekannt ist, welche reiche Theophiluslitteratur sich in den meisten abendländischen Sprachen durch das Mittelalter bis auf die Gegenwart herabzieht. Eine der ersten Stellen nimmt Hrotsuit ein, sofern vor ihr Niemand versucht hat, den bussfertigen Sünder, den die heilige Jungfrau von dem Bunde mit dem Teufel befreit, zum Helden einer Darstellung in Versen zu machen. Mit ihr würde die dichterische Behandlung des Stoffs an-

---

mit Hrotsuit überein. Ueber die Ausgabe der Leg. aur. von 1483 s. Panzer Ann. typ. I, 292.

[1]) Werke S. 80. Einen kritisch revidirten Text dieser Erzählung Hrotsuits hat M. Haupt gegeben in Dasents Theophilus in Icelandic, Low German and other tongues S. 81 ff.

heben. Sie selbst fand die Legende in der abendländischen Kirche eingebürgert, und legte die jüngste Bearbeitung zu Grunde: *Miraculum s. Mariae de Theophilo poenitente, auctore Eutychiano, interprete Paulo, diacono Neapolitanae ecclesiae.* Nach drei alten belgischen Handschriften hat sie Henschen in den *Actis Sanctorum* zum 4. Febr. herausgegeben[1]). Der Uebersetzer hat sein Buch *Domino gloriosissimo et praestantissimo regi Carolo* gewidmet; doch ist weder die Person des Autors noch des Königs sicher festzustellen. Dass jener nicht der bekannte Geschichtschreiber sei, ergiebt sich aus dem Zusatze *diaconus Neapolitanus,* wie andererseits aus der Litteratur des Paulus. Daher ist an Karl den Grossen nicht zu denken; ebenso wenig an Karl den Einfältigen, auf den, neben Karl dem Dicken, E. Sommer in seiner für die Theophiluslitteratur wichtigen Abhandlung hinweist[2]); welche Veranlassung ein Neapolitanischer Geistlicher zu solcher Dedikation gehabt hätte, ist nicht zu ermessen. Aber auch bei Karl dem Kahlen nicht, für den Henschen sich entscheidet; denn er wurde Weihnachten 875 zum Kaiser gekrönt, und erst 876 langobardischer König. Somit bliebe Karl der Dicke übrig, der 879 die langobardische, im Februar 881 die Kaiserkrone erhielt. Am wahrscheinlichsten in diesem Zeitraume konnte ein Neapolitanischer Diaconus auf den Gedanken kommen, seine Schrift einem „Könige“ Karl zu widmen.

Paulus hatte eine ältere griechische Legende vor sich, deren Abfassung Henschen in das sechste Jahrhundert setzt. Das Verhältniss der beiden von Sinner herausgegebenen Redaktionen derselben aus dem *Cod. Coislin.* und einer Wiener Handschrift[3]) hat Sommer festgestellt, der die ursprüngliche Gestalt in dieser, eine abkürzende Bearbeitung in jener, und zugleich die fast wörtliche Uebereinstimmung des Paulus mit der ersten nachweist. Das Zeugniss, welches sich der Verfasser Eutychianus am Schlusse der Wiener Recension als Augenzeuge und Genosse des Theophilus ausstellt, ist ganz geeignet, den Verdacht zu erwecken, dass von alle dem Nichts begründet sei. Wie Sommer ferner zeigt, ist die Quelle aller abend-

---

[1]) Febr. I, 483 ff.

[2]) De Theophili cum diabolo foedere dissertatio Halens. 1844. S. 9. Weitere Nachträge zu der hier gegebenen Litteratur finden sich bei J. Grimm deutsche Mythologie S. 969, v. d. Hagen Gesammtabenteuer III, CLXVI ff., Hoffmann von Fallersleben Theophilus, niederdeutsches Schauspiel aus dem XV Jahrh. S. IX. Ettmüller Theophilus, Schauspiel aus dem XIV. Jahrh. Quedlinburg 1847 schliesst sich in seiner Vorrede Sommer einfach an.

[3]) Oeuvres de Rutebeuf par Jubinal II, 331 ff., der noch eine lange Reihe von Handschriften der lateinischen Legende des Paulus aufzählt II, 262.

ländischer Darstellungen Paulus, auch für Hrotsuit[1]). Bei ihr wie bei jenem ist der Rathgeber des von Ehrgeiz verblendeten Theophilus ein *perversus Hebraeus* 83; *nefandus Hebraeus* nennt ihn Paulus 4. Hier finden sich bereits die räthselhaften *albi chlamydati cum multitudine candelabrorum, et in medio princeps sedens. Erat enim diabolus et ministri eius,* wie auch sie 100 die höllische Versammlung schildert, während im Original die *ministri* nur allgemein als *οἱ περὶ αὐτὸν* bezeichnet werden[2]). Es folgen mit wesentlichen Abkürzungen in der Beschreibung des Ceremoniells die Verhandlungen über die Absage des Dienstes Christi und seiner göttlichen Mutter, die Zusicherung derselben durch ein *chirographum* mit Wachs und *annulo proprio* besiegelt. Mit sichtlicher Vorliebe verweilt dagegen die Dichterin bei den reuigen Kämpfen des Sünders und den dringenden Gebeten, die er zur hülfreichen Jungfrau emporsendet. Die endliche Erlösung fasst sie in folgenden Versen zusammen 375:

> *His dictis, oculis iterum vigilabat apertis,*
> *Et se prosternens precibus, crebro quoque deflens,*
> *Jeiunando trium cursus agit ergo dierum.*
> *Post haec e somno cum surrexit mane summo,*
> *Invenit positum supra sua pectora cartam.*
> *Qua visa, membris mox contremuit resolutis,*
> *Et grates Christo cordis reddebat ab imo,*
> *Atque puellari pariter Christi genitrici.*

Dem entspricht in der Legende c. 14[3]):

Post tres vero alteros dies tanquam in visione exhibuit ei s. Maria chartulam cautionis, habentem sigillum de cera, sicut dederat apostaticam cautionem. Et de somno surgens invenit chartulam super pectus suum praenominatus vicedominus, et laetus effectus contremuit, ita ut etiam omnium membrorum eius iuncturae pene solverentur.

---

[1]) Jubinal II, 357; Sommer S. 5 ff. Merkwürdig ist, dass nicht Paulus, wohl aber die nach dem sogenannten Simeon Metaphrastes gearbeitete lateinische Uebersetzung bei Surius Act. SS. I, 829 die Klausel mit dem Namen des Eutychianus an ihrer Stelle bewahrt hat. Doch irrt Sommer S. 43, Paulus habe den Schauplatz abweichend von dem griechischen Original bezeichnet; c. 1 Act. SS. Febr. I, 483 heisst es ausdrücklich, *in una civitate nomine Adana, Ciliciorum secunda regione.*

[2]) Jubinal II, 345.

[3]) Febr. I, 486. Jubinal II, 354.

Nur wenige abweichende Züge hat Hrotsuit. Bei ihr ist der Schauplatz Sicilien, mit dem auch sonst Cilicien und Lycien verwechselt werden[1]), es mag dahin gestellt bleiben, ob es ihr Irrthum oder Schreibfehler der Handschrift sei. Charakteristischer ist es, wenn ihr Theophilus als Zögling eines weisen Bischofs und selbst als Weiser erscheint, dessen Geist 13 *studio florente, de sophiae rivis septeno fonte manantis* befruchtet wird, während er im Original ein praktischer und werkthätig frommer Mann ist, von dessen Weisheit nie die Rede ist. Auffallend hat sie sich die Bestrafung des Juden, die bei Paulus 6 erwähnt wird, entgehen lassen; sie verweilt lieber bei der Gnade als der Rache.

Noch auf einen andern Zug ist hinzuweisen, weil sich bei dessen näherer Beleuchtung weitere fast überraschende Kombinationen darzubieten scheinen. In den ersten Ausbrüchen der reuevollen Zerknirschung des Theophilus, in denen er die Schrecken des Gerichts und der Verdammung darstellt, heisst es 172:

> *Quid dicturus ero nimium peccator in illo*
> *Tempore iudicii, sanctis ipsis metuendi,*
> *Quando factorum mercedem quisque suorum*
> *Accipiet dignam, satis aequa lance libratam,*
> *Pro diversorum qualitate quidem meritorum?*
> *Vel quis forte mei tunc apponet misereri,*
> *Quum vix pro meritis iustus salvatur opimis?*

Diese Verse entsprechen folgenden Worten bei Paulus 6[2]):

Quid respondeam in die iudicii, quando omnia nuda et aperte erunt? Quid dicam in illa hora, quando iusti coronabuntur, ego autem condemnabor? Aut quali fiducia adstabo regali illi tribunali terribili? Quem postulem, quem rogem in illa tribulatione? Aut quem deprecer in necessitate illa, quando omnes sua et non aliena tractabunt? Quis mihi miserebitur? Quis mihi subveniet? Quis me proroget? Quis patrocinabitur? Vere nullus! Ibi nullus adiuvet, sed omnes pro se reddunt rationem!

Auch hier ist die Dichterin ihrem Führer treu geblieben, nur hat sie mit einer gewissen ästhetischen Einsicht die breite Klage abgekürzt. Ausserdem gehört die eigenthümliche Fassung, der erste

---

[1]) S. 51 Anmerk. 1. In dem dürftigen Auszuge des Jacob de Voragine in der Legenda aurea c. 131 S. 593 wird der Fehler wiederholt. Umgekehrt Widukind I, 34 lässt die Geschichte des h. Veit statt in Sicilien in Licia spielen.

[2]) S. 485; ziemlich genau dem Original folgend Jubinal II, 348.



und der letzte Vers, ihr allein an. Wer erinnerte sich nicht bei dem *Quid dicturus ero, quum vix — pro meritis iustus salvatur opimis*, jener gewaltigen, oft übersetzten Sequenz vom jüngsten Gerichte, *Dies irae?* Woher diese Anklänge in dieser Form? Sie sind zu bestimmt, um sie für ein Spiel des Zufalls zu erklären. Bekanntlich ist die Abfassung des Hymnus durch den Franciskaner Thomas von Celano, den Zeitgenossen Innocenzs IV., höchst zweifelhaft, und zuerst durch Bartholomäus von Pisa 1385 nur vermuthungsweise, *dicitur*, bezeugt. Durch die Forschungen von Mone und Daniel ist ferner die späte Verbreitung desselben im Norden der Alpen, seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, festgestellt. Endlich sind einzelne Verse, ja Strophen, die uns aus dem *Dies irae* geläufig sind, lange vor Thomas von Celano durch Mone nachgewiesen. So die Worte *Dies irae* selbst in einem fast noch reimlosen Gedichte *De die iudicii*, das in einer Handschrift des 11. Jahrhunderts mit Hermanns von Reichenau und Bernos Büchern über Musik erhalten ist; andere gehören dem 12., 13. Jahrhundert an. Hier gewinnen die bekannten Strophen ein solches Uebergewicht, dass nur anzunehmen ist, der sogenannte Verfasser habe kaum etwas Anderes gethan, als den aus dem Kirchendienste und durch Seelenmessen bekannter gewordenen Bruchstücken solcher Gebete feste Form und dichterischen Abschluss gegeben[1]). Hier finden sich auch Hrotsuits Anklänge wieder. In einem, *De die iudicii*, aus dem 12. Jahrhundert, heisst es: *Justus iudex aequa lance Sua recompensabit Unicuique;* in der *Oratio devotissima pro defunctis,* von Mone freilich aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts mitgetheilt: *Illa die tantus servabitur Rigor, quo vix iustus salvabitur.* Als eine gemeinsame Quelle dieser Worte bei Hrotsuit und in den Kirchenliedern wird die Stelle 1. Ep. Petri 4, 18 angesehen werden können: *Et si iustus quidem vix salvabitur, impius et peccator ubi parebunt,* die zum Theil wörtlich aus Proverb. 11, 31 entlehnt ist. Dennoch möchte ich vermuthen, Hrotsuits Verse seien eine ungefähre Reminiscenz aus Todtenmessen, wie man sie im zehnten Jahrhundert hielt. Bei diesen Hinweisungen auf jüngstes Gericht, Strafe und Weltuntergang, möge man sich erinnern, wie damals, als das erste Jahrtausend des Christenthums dem Abschlusse entgegenging, die Furcht vor dem hereinbrechenden Weltende sich der Gemüther bemächtigte,

---

[1]) Mone lateinische Hymnen des Mittelalters N. 292—96, 299, besonders s. S. 403, 408; Daniel Thesaurus hymnologicus II, 114, 115, 127. Ferne Anklänge auch in Hermanns Opusculum ad quasdam sanctimoniales, herausgeg. v. Dümmler in Haupt Zeitschrift N. F. I, 429 V. 1616.

und auf Kirchendienst und Askese zurückzuwirken begann. Auf dem Concil zu Trosley 909, auf das die Reform von Clugny zurückgeht, proklamirte man: *Dum iamiamque adventus illius diei in maiestate terribili, ubi omnes cum gregibus suis venient pastores in conspectum pastoris aeterni;* 968 auf dem Feldzuge in Kalabrien wurde Ottos I. Heer während des Eintritts der Sonnenfinsterniss am 22. December von dem Entsetzen des jüngsten Tags ergriffen und löste sich fast auf[1]).

Danach würden sich die ersten dichterischen Vorklänge des berühmten Kirchenliedes in Deutschland und bei Hrotsuit finden.

Bei der folgenden Legende, der ersten in der zweiten Gruppe, ist im Kodex der für den Titel bestimmte Raum leer geblieben, doch hat eine Hand des 15. Jahrhunderts, nicht Celtis, dies so ergänzt: *Conversio cuiusdam iuvenis desperati per s. Basilium episcopum;* aber von ihm rührt der unpassende Titel *Proterius* her, denn dieser, der Vater der irregeleiteten Jungfrau, ist nicht die Hauptperson. Es ist dabei eine Episode aus dem Leben des Bischofs von Caesarea benutzt, das dem sogenannten Amphilochius zugeschrieben wurde[2]). Auch diese apokryphe Heiligengeschichte war ursprünglich griechisch, etwa im achten oder neunten Jahrhundert abgefasst, und wie es scheint, bald darauf durch eine lateinische Uebersetzung im Abendlande bekannt geworden. Die *Acta Sanctorum* geben zwar nur die neuere von Combefis, aber sie reicht hin zu zeigen, wie eng sich Hrotsuit auch hier dem Originale anschloss. Sie führt den Inhalt des Briefes wörtlich an, den der Magier dem verliebten Jünglinge zur Empfehlung an den Satan mit auf den Weg giebt und mit dem Rathe begleitet 64:

Hanc ita perscriptam misero dederat quoque chartam
Supra gentilis tumulum sub tempore noctis.

Vita Basilii c. 44, S. 949 heisst es: *Data vero ei epistola, dixit: Vade tali hora noctis, et sta supra monumentum pagani hominis chartamque tolle in aera, et praesto erunt qui te ducturi sunt ad diabolum.*

In der Mitte seiner höllischen Schaaren sitzend, empfängt ihn der Fürst der Finsterniss, wie Hrotsuit 76 hinzufügt, *corvino milite*

---

1) Mansi Acta Conc. XVIII, 266; Anselmi Gest. epp. Leod. 24. M. G. VII, 202.

2) Acta SS. Juni II, 938 ff. Auch die Legenda aurea c. 26 S. 122 ff. giebt nach der älteren Uebersetzung einen zum Theil wörtlich stimmenden Auszug, doch fehlen hier manche Züge, die sich bei Hrotsuit finden, z. B. die Schilderung des höllischen Hofstaats; der Vater des Mädchens heisst Heradius, ein Lesefehler statt Proterius.

septus, die Verhandlungen beginnen, und enden mit der Unterwerfung des *infelix servus*. Der Teufel sagt zu ihm 93:

Scilicet et mecum te velle, fatere, per aevum
Poenis inferni permansuris cruciari.
Hincque tuis manibus scriptam mihi porrige chartam,
Ostendam citius, quantum possit mea virtus.

Und Vita Basilii a. a. O.
Fac, — cautionem scripto quodque mecum sis futurus in die iudicii, mecum parata mihi aeterna percepturus supplicia, moxque imples vota tua. At ille manu propria scriptum edidit, quale fuerat rogatus.

Ebenso der weitere Verlauf, die Entdeckung des Bündnisses, das reuige Bekenntniss vor Basilius, die Einschliessung des Jünglings auf drei, dann mehr, endlich auf vierzig Tage, und dessen wiederholte Prüfung durch den Bischof, bis er beim dritten Male bekennt 220:

Spero quidem per te me salvari, pater alme;
In somnis quia te vidi luctamen inire
Pro me cum saevo necnon serpente maligno,
Quem tu vicisti subito virtute superna.

Vita Basil. c. 47:
Respondit ille: Bene, sancte Dei; vidi enim te hodie in somnis pugnantem pro me et vincentem diabolum.

Dann endlich nach hartem Kampfe mit dem Bösen, in der Kirche 255

— *de summo cecidit scriptura dolosa*
Ante pedes sancti necnon pastoris amandi,

oder wie die Vita c. 48 sagt: *Ecce scriptum adolescentis per aerem deportatum atque in eximii pastoris nostri manus depositum venit;* worauf der Sieg mit einem grossen Gastmahl gefeiert wird, das Hrotsuit indess mit Stillschweigen übergeht.

In der *Passio s. Dionisii* folgt sie der Kompilation des Hilduin. Wie diesem gilt auch ihr Dionysius Areopagita und der Bischof von Paris für eine Person, wie er führt sie den Heiligen von Aegypten, wo er die Sonnenfinsterniss im Augenblicke des Todes Christi beobachtet, nach Athen zum Apostel Paulus, der an ihn die Frage nach dem unbekannten Gotte richtet, und ihn sammt seiner Frau Damaris und seinem ganzen Hause tauft [1]). Eben da fand sie die Vision des

[1]) Passio S. Dionisii auctore Hilduino in den Act. SS. des Surius V, 634 ff. Dass der vorangeschickte Brief Ludwigs des Frommen an Hilduin ächt sein sollte,

Cretischen Presbyters Carpus über das jüngste Gericht, die Reise des Dionysius nach Rom, seine Mission nach Gallien und endliche Hinrichtung unter Domitian durch den Präses Sisinnius. Nachdem der Lictor ihm und zweien seiner Schüler, deren Namen nicht genannt werden, es sind Rusticus und Eleutherius, das Haupt abgeschlagen hat, schliesst die Erzählung mit dem berühmten Wunder 229:

Truncatum quoque pontificis corpus morientis
Erigitur subito, nitidum splendore sereno,
Atque caput brachiis portans proprium bene firmis,
Descendit recto gressu de monte profundo,
In quo martirium consummavit pretiosum,
Transiliensque viae citius duo milia durae,
Venit adusque locum servando corpore dignum.
Quem descendentem cursuque cito gradientem
Coetus angelici comitantur luce sereni,
Alleluia Deo resonantes voce sonora.

Ebenso Hilduin. Vita S. 658:

Et beatissimi Dionisii se cadaver erexit, sanctaque manu caput a corpore dolabra lictoris truncatum, angelico ductu gressum regente, et luce coelesti circumfulgente, pendulis coepit brachiis vectitare. Et facta est comes multitudo coelestis exercitus exanimi eius corpori, caput proprium ab ipso monte, ubi fuerat decollatus, per duo fere milia deportanti usque ad locum, in quo nunc Dei dispositione et sua electione requiescit humatum, sine cessatione hymnis dulcisonis Deum laudans.

Endlich für das Martyrium der *Agnes* bot ihr einer der grossen Kirchenväter ein reiches Material, die dem Ambrosius zugeschriebene *Vita s. Agnetis*, an deren Authentie sie gewiss keinen Augenblick zweifelte [1]). Um so sicherer konnte sie sich der Leitung dieses Füh-

---

ist schwer zu glauben. Die im Texte angeführten Momente der Legende S. 644, 645, 648 ff. fehlen in den Actis fabulosis, die von den Bollandisten einem unbekannten Verfasser des achten Jahrhunderts zugeschrieben werden, und in einzelnen Punkten auch von Hilduin benutzt sind; Act. SS. Octob. IV, 792. Die ursprünglichste Form scheint den Actis S. Dionisii, Rustici et Eleutherii Oct. IV, 925 zu Grunde zu liegen; hier ist Dionys Bischof von Paris, einfach, ohne Wunder geht die Hinrichtung vor sich, *ut amputatis capitibus adhuc putaretur lingua palpitans Dominum confiteri.* Die Legenda aurea c. 153, S. 680. folgt im Wesentlichen Hilduin; aber ihr fehlt die Episode des Carpus, die bei Hrotsuit den Raum von sechszig Versen 38—100 einnimmt.

[1]) Act. SS. Januar II, 351 ff.

rers überlassen. Für die lange Rede, mit welcher die Jungfrau die Bewerbungen des Sohnes des Symphorianus abweist 81 ff. gab er ihr ein überreiches Vorbild. Agnes sagt 90:

Ille quidem talis me desponsavit amoris
Pignore ceu sponsam, clara dotando corona.
Atque meum gemmis collum cinxit praeciosis,
Auribus et resplendentes suspendit inaures,
Praebens ornatus varii claros mihi cultus.
Ipsius certe dulcedo fluxit ab ore,
Quae me lactavit, dulci pastuque cibavit,
Ceu nectar mellis suavis vel copia lactis.
Insuper ad thalamum mihimet construxit in aevum,
Lucentem gemmis variis aurique metallis,
Organa melodiis in quo resonando canoris
Carmen dulce mihi cantant per tempora saecli;
Et pariter sponsi laudes modulantia cari,
Illius affectum semper suadent mihi castum,
Affectu quem secreto [quum] cordis amabo,
Nulla puellaris pacior detrimenta pudoris.
Ast ubi forte sui merear complexibus uti,
Eius et in thalamum, sponsarum more coruscum,
Duci, permaneo virgo, sine sorde pudica.

Damit vergleiche man die nebenstehenden Worte:

Vita s. Agnetis c. 3:

Ornavit inaestimabili dextrochirio dextram meam, et collum meum cinxit lapidibus preciosis, tradidit auribus meis inaestimabiles margaritas, et circumdedit me vernantibus et coruscantibus gemmis. — A quo mihi iam thalamus collocatus est, cuius mihi organa modulatis vocibus resonant, cuius mihi virgines iustissimis vocibus cantant. Jam mel et lac ex ore eius suscepi, iam amplexibus eius castis adstricta sum, iam corpus eius corpori meo sociatum est, et sanguis eius ornavit genas meas. — Ipsi soli servo fidem, ipsi me tota devotione committo. Quem cum amavero casta sum, cum tetigero munda sum, cum accepero virgo sum.

In ähnlicher Weise geht es fort. Es folgt die Schilderung der Liebeskrankheit des Sohnes, die Drohungen des Vaters, die Verstossung der Agnes in das Bordell, der wunderbare Haarwuchs, der sie gegen die unzüchtigen Angriffe der rasenden Jünglinge schützt, Tod und Wiedererweckung des Liebhabers, ihre Hinrichtung durch den vicarius Aspasius, und Erscheinung nach dem Tode zur Rechten des schneeweissen Lammes, endlich die Worte, mit denen sie ihre Eltern zur Freude auffordert c. 14 [1]), *quia — illi sum iuncta in coelis, quem in terris posita tota animi intentione dilexi,* die 451 so wiedergegeben werden:

> *Et nunc in coelis illi coniungor amoris*
> *Amplexu dulci, quem semper mente fideli*
> *In terris colui, cupiens sine fine tueri.*

Eigenthümlicher noch war die Umgestaltung, der das historische Original unterworfen werden musste, wenn aus der schlichten Erzählung die Handlungen dessen, von dem erzählt wird, dargestellt werden sollten, aber auch hier wahrt sie den Stoff soweit als irgend möglich. In den Reden der Personen lässt sich die ursprüngliche Fassung der vorliegenden Texte nicht selten bis ins einzelne Wort wiedererkennen.

Durch *Gallicanus*, das erste der Dramen, wird diese zweite Reihe mit den Erzählungen gewissermassen stofflich verbunden. Die Wunder setzen sich fort, welche mit dem Leiden der Agnes begonnen haben. Zu den frühsten und folgereichsten gehört nach der Darstellung der Legende die Bekehrung der Tochter Konstantins, Konstantia, nachdem sie auf dem Grabe jener Blutzeugin Heilung vom Aussatze gefunden hat. Ihr selbst hat Hrotsuit diese Erinnerung in den Mund gelegt 153: *Qui me precibus martiris tuae Agnetis a lepra pariter corporis et ab errore eripiens gentilitatis, invitasti ad virgineum tui genitricis thalamum,* betet sie in einem für ihr Schicksal entscheidenden Augenblicke. Wahrscheinlich durch dieses Motiv wurde die Dichterin bei der Lektüre der Heiligenleben von der Märtyrerin Agnes auf den heidnischen Feldherrn Konstantins Gallicanus hingeleitet, der durch seine Siege die Hand der Tochter seines Kaisers verdienen will, statt dessen aber durch sie zum Christenthum hinübergezogen wird, um selbstverleugnend seiner Liebe zu entsagen, und zuletzt als Märtyrer das Leben zu beschliessen. Sie fand diesen

---

[1]) S. 353; vgl. V. 111, 126, 206, 262, 355 mit c. 4, 7, 8, 9, 11 S. 352 ff. Die Legenda aurea c. 24 S. 113 giebt auch hier bei Weitem weniger als Hrotsuit, den Namen des Symphorianus kennt sie nicht.

Stoff in der *Passio SS. Joannis et Pauli*, der beiden christlichen Palastbeamten Konstantins und Bekehrer Gallicans. Der *Passio* voran gehen *Acta praefixa,* welche die Geschichte dieses enthalten. Beide sind von Papebroch aus einem Kodex herausgegeben, den er als *vetustissimus annorum facile sexcentorum* bezeichnet [1]). Die Abfassung der Acta will er in das sechste Jahrhundert setzen, und allerdings scheinen sie einer Zeit anzugehören, wo die Ueberlieferung dieser Vorgänge noch eine unmittelbare war. Getreulich giebt Hrotsuit den Gang der Handlung wieder, Gallicans Werbung, die fromme Diplomatie Konstantias, das Schwanken des Kaisers, die Mission des Johannes und Paulus, Niederlage, Sieg und Bekehrung Gallicans, seinen Triumphzug und Entsagung. Darauf im zweiten Theile die Verbannung nach Aegypten, das Verhör, die neuen Apostel Johannes und Paulus vor dem Tyrannen Julian, nachdem inzwischen die heidnische Reaktion eingetreten ist; auch die zehn Tage Bedenkzeit sind nicht vergessen, die ihnen für die Rückkehr zu den alten Göttern verstattet werden; endlich ihre geheime Hinrichtung durch Terentianus, und dessen Bekehrung, nachdem sein besessener Sohn auf dem Grabe der neuen Märtyrer durch ihre Fürbitte geheilt ist. Für die mitunter wörtliche Uebereinstimmung mögen von vielen zwei Beispiele sprechen:

Gallicanus S. 161:

Gall. *Mis familiares socii Johannes et Paulus suaserunt mihi votum fecisse creatori.* **Const.** *Salubre!* **G.** *Experiebar. Ut os ad vovendum aperui, coeleste iuvamen sensi.* **C.** *Quo pacto?* **G.** *Apparuit mihi iuvenis procerae magnitudinis, crucem ferens in humeris, et praecepit ut stricto mucrone illum sequerer.* **C.** *Quicquis ille erat, coelitus missus fuerat.* **G.** *Comprobavi. Nec mora, astiterunt mihi a dextra laevaque milites armati, quorum vultum minime agnovi, promittentes auxilium sui.* **C.** *Coelestis militia!* **G.** *Non ambigo. At ubi sequens prae-*

Acta Gallicani c. 5, S. 38:

Quid multis moror? Ad ultimum crevit obsidio, et universi tribuni mei ac milites se hostibus tradiderunt. Cumque cuperem fugiendi aditum reperire, Paulus et Johannes (ex quibus praepositus unus est, primicerius alius dominae meae, Pietatis vestrae filiae, Constantiae Augustae) dixerunt mihi: Fac votum Deo coeli, quod, si te liberaverit, christicola fias, et eris victor melius quam fuisti. Fateor, sacratissime Imperator, mox ut hoc votum meo est ore prolatum, apparuit mihi iuvenis statura excelsus, ferens in humero crucem, dicens: Sume gladium tuum,

---

[1]) Act. Sanct. Juni V, 36 ff. Auch die Legenda aurea berichtet c. 87 S. 364 De sanctis Johanne et Paulo im Auszuge.

cedentem, securus inter medias hostium ingrederer acies, perveni ad regem eorum nomine Bradan, qui mox incredibili metu correptus pedibusque meis provolutus, se cum suis subdidit.

et sequere me. Quem ego dum sequerer, apparuerunt mihi hinc inde milites armati, confirmantes me ac dicentes: Nos tibi praebemus officium, tu ingredere hostium castra, et dextra laevaque gladium tenens evaginatum, ne respice, quousque pervenias ad regem ipsorum nomine Bradam. Quo cum pervenissem cum eis, veniam sui sanguinis prostratus meis pedibus postulavit.

Dann in Hrotsuits zweitem Theile:

Gallic. S. 168:

Paul. *Gloriosissimi et famosissimi imperatores Constantinus, Constans et Constantius, quorum famulabamur imperio, fuere viri christianissimi et gloriabantur se servos esse Christi.* **Jul.** *Memini; sed non opto eos in hoc sequi.* **P.** *Deteriora imitaris. Qui ecclesias frequentabant, et excusso diademate prostrati Jesum Christum adorabant.* **Jul.** *Ad haec me non cogitis.* **Jo.** *Ideo illis es dissimilis.* **P.** *Nam quia adolabantur creatori, augustalis apicem dignitatis ornabant et beatificabant insignibus suae probitatis et sanctitatis prosperisque ad vota successionibus pollebant. — — Postquam enim mundus eis non erat dignus habendis, suscepti sunt inter angelos, tibique infelix respublica relinquebatur regenda. — Reliquisti omnem religionem et imitatus es idololatriae superstitionem. Pro hac iniquitate et a tuis conspectibus et a tuorum societate nos subtraximus.*

Passio SS. Joannis et Pauli p. 159:

Viri christianissimi, Augustae memoriae Costantinus et Constans, et nepos eorum Constantius, cum Augustae dignitatis apicem ornarent, et servos se esse Christi gloriarentur, nos famulabamur imperio eorum. Pergentes etenim ad ecclesiam, excusso diademate capitis sui, Deum adorantes, pronos se in faciem sternebant in terram. Postquam vero mundus non dignus fuit tales habere Augustos, et coeli eos inter angelos susceperunt, remansit nepos Constantini, qui ex quo tibi solium imperii tradidit, reliquisti religionem virtutibus plenam, et sequeris ea quae optime nosti a Deo penitus non possideri. Pro hac iniquitate a tua salutatione nosmetipsos subtraximus; sumus enim non falsi christiani, sed veri.

Nicht anders steht es mit dem zweiten Drama *Dulcitius,* dessen Stoff aus den *Actis martyrii Agapes, Chioniae et Irenes* entlehnt ist, die *ex codicibus pervetustis* zum 3. April in den *Act. SS.* herausgegeben sind [1]). Man vergleiche: Sisinnius sagt zu der jüngsten Schwester Hirene:

Dulcitius S. 186:

Faciam te ad lupanar duci corpusque tuum turpiter coinquinari. **Hir.** *Melius est, ut corpus quibuscumque iniuriis maculetur, quam anima idolis polluatur.* **Sis.** *Si socia eris meretricum, non poteris polluta ultra intra contubernium computari virginum.* **Hir.** *Voluptas parit poenam, necessitas autem coronam, nec dicitur reatus, nisi quod consentit animus.*

Acta c. 9, S. 250.

Ego te iubeo nudam tradi meretricantibus, ut ibidem ad turpes usus posita moriaris. Irene respondit: Caro mea et feris et ignibus et plagis omnibusque poenis tradatur; — sic patitur fornicatorem sicut canem, sicut ursum, sicut serpentem, et melius mihi est, ut tradatur caro mea, quibus excogitaveris poenis, quam anima mea polluatur in idolis. Inquinamenta enim quibus anima non consentit, non suscipit reatus. — Voluptas enim habet poenam et necessitas parat coronam.

Für die Hauptscene des Dulcitius selbst ist wichtig die folgende Stelle der Acta: [2])

Quas videns Dulcicius, captu oculorum adstrictus, turpissimo agebatur spiritu, et fecit eas apud talem officialem tradi custodiendas, qui eis promitteret libertatem, si consensum suum eius captivae animae praebuissent. Igitur cum neque promissionibus insanis neque terroribus animum commutarent, ipse indignissimus praeses ausus est nocturno silentio pergere et cellam ingredi, ubi illae orantes noctem Christo pervigilem exhibebant. In quo autem loco illae erant clausae, omnia utensilia culinae illic reposita habebantur. Igitur cum fuisset ingressus, et vellet ire ubi et eum vox psalmorum triplicibus sonis impellebat, mens eius in alienationem conversa, ollas coepit amplecti et sartagines deosculari. In quibus ludificatus diu, donec niger totus et cacabatus effectus, talis coepit in vestibus et in facie esse, qualis a diabolo possidebatur in mente. Darauf wird er sowohl im kai-

---

[1]) April I, 245 ff. Die Legenda aurea hat diese Geschichte nicht.
[2]) c. 4. S. 248.

serlichen Palaste als in dem eignen Hause verkannt und misshandelt. Nur die wenigen hervorgehobenen Worte sind beibehalten.

Dem *Calimachus* liegt die Episode im fünften Buche der apokryphen Acta der Apostel, c. 4—13 in der lateinischen Bearbeitung des sogenannten Julius Africanus zu Grunde [1]. Es wird darin die Erweckung zweier Todter durch Johannes zu Ephesus erzählt. Hier weicht die Dichterin von ihrer Methode, das einzelne Wort festzuhalten, nicht unwesentlich ab.

Die Scenen zwischen Calimachus und seinen Freunden, dann zwischen ihm und Drusiana beruhen auf folgenden Zeilen, c. 4: *Is Drusianam cum vidisset, perdite adamare coepit. Et quamvis Andronici nosset uxorem, etiam in adulterii crimen exaestuabat. Frequens erat sermo et certa opinio, quod ea femina apostolicis intenta sermonibus, propter Dei cultum viro non commisceretur, clausaque in sepulcro, ne ita quidem victa in arbitrium concessisset mariti. — — Verum haec amore insaniens adolescens, quem diximus, tametsi sciret atque audiret, cum revocaretur a plurimis, eo quod nihil esset effecturus, contempsit et confirmatam Dei verbo suo furore tentandam putavit.*

Von wenigen Worten ist das Gebet, mit dem Johannes den Calimachus erweckt: *Deus, cujus gloria honoratur a nobis, qui omnem operationem inferiorem domas; Deus, cujus voluntas virtute tua consummatur, propter gloriam tuam exaudi nos, et nunc consummetur in isto iuvene gratia tua. Et si qua facta sunt per istum iuvenem, haec nobis surgente eodem demonstrato!* Viel scholastischer betet er bei Hrotsuit 203: *Deus incircumscriptus et incomprehensibilis, simplex et inaestimabilis, qui solus es id quod es, qui diversa duo socians, ex hoc et hoc hominem fingis, eademque dissocians, unum quod constabat, resolvis, iube, ut, reducto halitu disjunctaque compagine rursus conliminata, Calimachus resurgat plenus, ut fuit homo, quo ab omnibus magnificeris, qui solus miranda operaris.* Aehnlich auch nachher bei dem Gebete der Drusiana 208. [2]

Doch fehlt es nicht ganz an wörtlicher Wiederholung. Bei Hrotsuit berichtet Calimachus seinen Tod in folgender Weise 204:

Mihi autem apparuit i u v e n i s, *aspectu terribilis, qui detectum* c o r p u s *honorifice texit, ex* c u j u s *flammea* f a c i e *candentes in bustum*

Acta V, 10, S. 552:

Ecce vidi, quemadmodum speciosus i u v e n i s c o r p u s *Drusianae sua veste velabat, a* c u j u s f a c i e

---

[1]) Fabricii Codex apocryphus Novi Testamenti II, 542 ff.

[2]) Acta V, 10, 12 S. 551, 554.

scintillae transiliebant, quarum una resiliens mihi in faciem ferebatur, simulque vox facta est dicens: Calimache, morere, ut vivas! Hic dictis, expiravi.	*scintillae ignis resiliebant in totum sepulcrum. Ex quibus una in me veniens vocem dedit: Calimache, morere, ut vivas! Quis fuerit homo iste, nescio.*

Abraham, der Held des vierten Dramas, gehört der alten griechischen Kirche an, und hätte nach den Bollandisten im sechsten Jahrhundert in und bei Lampsakus gelebt. Die Angaben der Vita sind indess sehr allgemein, und schwerlich wird sich darüber Etwas sicher feststellen lassen, zumal der Verfasser und die Zeit wann er geschrieben habe, nicht minder zweifelhaft sind. Zum 16. März geben die Acta SS. die *Acta S. Abramii auctore Ephremo synchrono* in dem griechischen Original aus einem Vatikanischen Kodex mit lateinischer Uebersetzung von J. G. Vossius. Für den angeblichen Verfasser Ephrem giebt es kein anderes Zeugniss als das der Vita, wo er als anachoretischer Genosse des Abraham auftritt. Doch wird man dieser selbst ein hohes Alter nicht absprechen können. Der Erweis ihrer verhältnissmässigen Glaubwürdigkeit liegt in der Einfachheit der Haltung, in der anspruchslosen Schlichtheit des Tones. Alles geht natürlich zu, eigentliche Wunder geschehen nicht, von den Versuchungen durch den Teufel ist nur im Allgemeinen die Rede, die Schilderung der Stimmungen und Kämpfe ist eingehend und charakteristisch, fern von Uebertreibung, Phantasterei und gemachtem Pathos. Die Wärme, ja Innigkeit der Erzählung erweckt die Ueberzeugung, der Verfasser müsse noch unter dem Einflusse der unmittelbaren Ueberlieferung gestanden haben, und könne nicht viel jünger als der Heilige selbst sein. Ausführlich wird berichtet, wie Abraham, der Sohn einer reichen und angesehenen Familie, am Tage seiner Hochzeit der Welt entsagt, in die Wüste geht, den Heiden predigt, von ihnen gemisshandelt, vom Bösen versucht, dann vom Bischofe zum Presbyter geweiht wird, und endlich als heiliger Anachoret in der Wüste lebt. Hier nimmt er Maria, die verwaiste Tochter seines Bruders, in Obhut, und erzieht sie zu frommem und beschaulichem Leben. Auf diesem Punkte beginnt die Episode, die Hrotsuit zur Fabel ihres Dramas gemacht hat.

Zunächst fragt sich, woher kam ihr die Kunde dieser eben nicht verbreiteten Vita. Aus dem griechischen Original gewiss nicht. Aber das Mittelalter kannte eine alte lateinische Uebersetzung, welche die Bollandisten, an Stelle oder neben der von J. G. Vossius, vollständig hätten geben sollen, statt auszugsweise einzelne Bruchstücke

als Varianten anzuhängen[1]). Allerdings stimmt sie mit dem Original nicht wörtlich, vielmehr enthält sie erhebliche Abweichungen. Eine nahe verwandte, aber im Ausdruck gekürzte Bearbeitung gab Surius unter dem Namen des Simeon Metaphrastes heraus[2]), der bekanntlich nicht minder zweifelhaft ist; eine dritte *Vita Abrahae eremitae auctore s. Ephraem diacono, interprete anonymo*, in seiner Sammlung Rosweyde, die im Texte der Erzählung mit der lateinischen Variante in den Actis SS. meist wörtlich übereinstimmt, und wo sie abweicht, ihn offenbar vollständiger wiedergiebt. Eine Abkürzung endlich dieser Redaktion ist die *Vita Abrahae* in der für erbauliche Zwecke angelegten Sammlung *Vitas patrum* von 1478[3]).

---

1) Act. SS. Mart. II, 741 das griechische Original; die lateinische Uebersetzung II, 436 ff.

2) Surius II, 234 ff. Hier heisst es in der Ueberschrift der Vita Abrahae: *qui (Simeon) eum ex s. Ephraem videtur interdum fusius plerumque comprehensius descripsisse. Est autem haec historia multo elegantius latine conversa quam illa, cuius auctor fertur s. Ephraem.* Jene Stadt, wohin Maria nach ihrem Falle entflieht, heisst hier II, 242 Aesus, und liegt zwei Tagereisen entfernt von der Klause des Anachoreten.

3) Vitae patrum ed. Rosweyde Antwerp. 1628 S. 144; der zweite Theil, die Geschichte der Maria S. 368 ff. Die Ausgabe der Vitas patrum 1478 fol., die zu den ältesten schönen Drucken gehört, ist am Schluss bezeichnet: *Anno Christi nativitatis millesimo quadringentesimo septuagesimo octavo Nonas vero Maj. ob beatorum patrum profectum vitam heremiticam degentium, gesta quorum (hand immerito) memoriter sunt commendanda. Opus (Vitas patrum appellatum) insigne a quam plurimis excerptum codicibus per sacrarum scripturarum viros admodum peritissimos ornatum in oppido Nurnbergensi per Antonium Coburger oppidi prefati incolam quam compte impressum. Finit feliciter.* In zahlreichen lateinischen Drucken z. B. 1485, und deutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen ist diese Sammlung wiederholt worden. Dazu gehört auch: Das buch und das leben der heyligen altväter mit seinen beispielen in latein genandt Vitas patrum gedruckt Augspurg von Peter Berger 1488, doch enthält es weniger, zum Theil anderes als die lateinische Sammlung. S. Panzer Annales typograph. II, 179, IV, 37; Annalen der älteren deutschen Litteratur I, 171. Jene Uebersetzung und die theilweise Uebereinstimmung derselben mit Hrotsuit hat Dr. Franz Hirsch im Magazin der Litteratur des Auslandes 1867 No. 44 zur Unterstützung der Hypothese Aschbachs geltend gemacht. Aber muss denn darum weil die 1501 herausgegebene dramatisirte Legende mit den 1478 und 1488 im Druck erschienenen Viten an einigen Stellen wörtlich übereinstimmt, das Drama nach 1478 und 1488, und gar mit Hülfe jener Sammlungen verfasst sein? Man mag die Hinweisung auf die Uebersetzung mit Aschbach S. 17 A. als Verdienst rühmen, aber solche Anwendung des Schlusses *propter hoc quia post hoc* ist doch kaum glaublich! Endlich bemerke ich noch, schon früher hat Magnin in dem Artikel der Biographie universelle LXVII, 393 auf die Aehnlichkeit des Abraham mit dem Colloquium des Erasmus Adolescens et scortum S. 279 ed. Ulm. aufmerksam gemacht. Sehr wohl konnte dieser die Vita und die Komödie gelesen haben.

Den beiden letzten Gestaltungen scheint demnach die ursprünglichste lateinische Bearbeitung zunächst zu Grunde zu liegen, ihr muss Hrotsuit gefolgt sein; denn obwohl sie in manchem mit dem griechischen Original stimmt, treffen doch die Wendungen ihres Dialogs häufiger und in entscheidenden Punkten mit dieser Vita und den Varianten in den Act. SS. zusammen, wie die folgende Vergleichung ergiebt. Ich habe darin zugleich die bedeutendsten Abweichungen der Act. SS. von Rosweydes Text hervorgehoben.

Hrotsuit Abraham
S. 220:

Per inlicitum cuiusdam simulatoris affectum, qui monachico adveniens habitu, simulata eam visitatione frequentabat, donec indocile iuvenilis ingenium pectoris ad sui amorem inflexit, adeo ut per fenestram ad patrandum facinus exilivit. — — At ubi ipsa infelix se corruptam sensit, pectus pulsavit, faciem manu laceravit, vestes scidit, capillos eruit, voces in altum eiulando dedit. — — Lamentabatur namque se, quod fuerat, non esse.

Vita Abrahae
Rosweyde S. 368
Act. SS. Mart. II, 441 a. e.

Sed et illam beatam per fenestram nihilominus contemplando, luxuriae stimulis agitatus, cum ea colloqui cupiebat, ardor namque libidinis cor eius quasi ignis succenderat. [ardore libidinis quasi flamma succensus, Act. SS.] *Insidiabatur ei quoque multo temporis spatio, ita ut unius anni circulus volveretur, donec cogitationem eius verborum suorum mollitie enervaret. Denique aperiens cellae suae fenestram, egreditur ad eum, qui eam protinus scelere iniquitatis atque libidinis* [atq. lib. fehlt A. SS.] *contaminavit ac polluit* [ac p. fehlt A. SS.] *Postquam vero tanti peccati facinus perpetravit, expavit cor eius, conscindensque cilicium, quo erat in-*

Βίος Ἀβραμίου
Act. SS. Mart. II. 745:

27. *Ἦν γάρ τις ἔχων ὄνομα μοναχοῦ, ὅστις ἀπῄει πρὸς τὸν μακάριον. — Σκοτωθεὶς δὲ ὁ δείλαιος τὴν διάνοιαν, ἠθέλησεν αὐτὴν συντυχεῖν, καὶ παρήδρευεν χρόνον ἱκανὸν, ὡς μέχρις ἐνιαυτοῦ, ἕως οὗ εὑρὼν καιρὸν, ἠλλοτρίωσεν τῆς τοῦ ἀληθινοῦ ὄντως μακαρίας παραδείσου διαγωγῆς. Ὡς γὰρ ὑπὸ τοῦ ὄφεως ἀπατηθεῖσα ἤνοιξε τὴν θύραν τοῦ κελλίου καὶ ἐξῆλθεν. Ἀπάτῃ δὲ τοῦ πονηροῦ δράκοντος ἐκπέσουσα τοῦ μεγέθους —περιεσχήσατο τὸν χιτῶνα αὐτῆς καὶ τὸν τρίχινον, καὶ ἔτυπτεν τὸ στῆθος αὐτῆς καὶ τὸ πρόςωπον, καὶ ἤθελεν ἑαυτὴν ἀποπνίξαι.*

28. *Ἔλεγεν γὰρ ἐν ἑαυτῇ κλαίουσα: Ἐγὼ λοιπὸν τέθνηκα καὶ ἀπώλεσα τὰς ἡμέρας μου.*

duta, faciem suam manibus verberabat, cupiens [fehlt A. SS.] *nimio merore* [prae n. dolore volebat A. SS.] *se morti tradere. Atque anxietatis oppressa pondere, dum deliberationis portum non cerneret,* [ob anx. maximam per omnia inops consilii, diversis cogitationibus fluctuaret A. SS.] *diversis cogitationum aestibus fluctuabat, plangebatque* [aiebat intra se plangens A. SS.] *se non esse quod fuerat.*

S. 231:

Humanum est peccare, diabolicum est in peccatis durare, nec iure reprehenditur qui subito cadit, sed qui cicius surgere neglegit. — — Noli diffidere, filia, noli desperare, sed emerge de abysso desperationis et fige in Deo spem mentis. — Peccata quidem tua sunt gravia, fateor, sed superna pietas maior est omni creatura. — Qui enim peccantibus Deum misereri velle desperat, inremediabiliter peccat, quia, sicut scintilla silicis pela-

Rosweyde S. 371
Act. SS. S. 443:

Noli diffidere, filia, de clementia Domini, licet tua sint peccata velut montes, sed illius misericordia omnem supereminet creaturam. Sicut legimus, accessit mulier immunda ad mundum, et non eum inquinavit, sed ab eo potius ipsa mundata est, lacrimis pedes Domini lavit capillisque suis extersit. Si potest scintilla pelagus inflammare, possunt et peccata tua eius munditiam inquinare. Non est novum cadere in luctamine,

II, 747:

38. *Λέγει πρὸς αὐτὴν ὁ μακάριος: Ἐπ᾽ ἐμὲ ἡ ἁμαρτία σου, ὦ τέκνον, ἐκ τῶν χειρῶν μου ὁ Θεὸς ἐκζητήσει τὴν ἁμαρτίαν σου ταύτην, μόνον σὺ ἄκουσόν μου, καὶ δεῦρο ἀπέλθωμεν εἰς τὸν τόπον ἡμῶν. Ἰδοὺ γὰρ καὶ ἀγαπητὸς ἡμῶν Ἐφραὶμ κλαίει περί σου, καὶ παρακαλεῖ τὸν Θεὸν ὑπέρ σου. Τέκνον, παρακαλῶ σε, ἐλέησον τὸ γῆράς μου, καὶ κατοίκτειρον τὰς πολιάς μου· τέκνον μου ἀγαπητὸν, δέομαί σου, ἀναστᾶσα ἀκολούθει μοι.*

gus nequit inflammare, ita nostrorum acerbitas peccaminum divinae dulcedinem benignitatis non valet inmutare. — — In me sit iniquitas tua, tantummodo revertere ad locum unde existi, et ini secundo conversationem quam deseruisti.

sed malum est iacere deiectum. Revoca unde extuleras pedem, fortiter [fehlt A. SS.] *te cadente risit inimicus, sed fortiorem te sentiat resurgentem. Miserere, quaeso, senectutis meae,* [Mis.—meae fehlt A. SS.] *doleas pro caniciei meae labore,* [fehlt A. SS.] *obsecro, et exsurgens veni ad cellulam mecum. Noli timere,* [fehlt A. SS.] *lubricum enim est genus mortalium, sed sicut citius cadit, sic iterum velotius per Dei adiutorium surgit, qui peccantes non vult mori, sed sanari et* [s. et fehlt A. SS.] *vivere.*

Im Wesentlichen derselbe Stoff wird noch einmal vorgeführt im *Pafnutius*; der Abt dieses Namens bekehrt die Sünderin Thais. Zu Grunde liegt die Vita Thaidis zum 8. Oktob. des Heiligenkalenders. Auch sie ist ursprünglich griechisch geschrieben; Byeus, der eine lateinische Uebersetzung aus einer Pariser Handschrift herausgegeben hat, kannte eine zweite, die nach dem Vorworte von dem Mönch Dionysius auf Geheiss seines Abtes gemacht wäre[1]). Wann und wo dies geschehen sei, ist ebenso ungewiss als die Abfassung des Originals. Die reuige Heilige gehört Aegypten und angeblich dem vierten Jahrhundert an. Bemerkenswerth ist, der eine Solidus, mit dem sich Abraham bei Hrotsuit aufmacht, um ihn dem Stabu-

[1]) Act. Sanct. Oct. IV, 224 ff. Einen fast wörtlichen Auszug giebt die Legenda aurea c. 152 S. 677 mit Berufung auf die Vitae patrum, dazu einen kurzen Epilog, in dem noch einmal Ephrem als Bekehrer einer andern Buhlerin erscheint. Die spätere hexametrische Bearbeitung des Marbodus Oct. IV, 226 steht mit Hrotsuit in keinem Zusammenhange.

larius als Eintrittsgeld zu geben[1]), wird hier zu gleichem Zwecke dem Pafnutius zugeschrieben. Die fast wörtliche Uebereinstimmung zeigt sich in den folgenden Stellen:

Pafnutius, S. 261.

Paf. *Et unde tibi tanta fiducia, ut pollutis labiis praesumas proferre nomen inpollutae Divinitatis?* **Th.** *Et a quo veniam sperare cuiusve salvari possum miseratione, si ipsum prohibeor invocare, cui soli deliqui, et cui uni devotio orationum debet offerri?* **P.** *Debes plane orare non verbis, sed lacrimis, non sonoritate tinnulae vocis, sed conpuncti rugitu cordis.* **Th.** *Et si vetor Deum verbis orare, quomodo possum veniam sperare?* **P.** *Tanto celerius mereberis, quanto perfectius humiliaberis. Dic tantum: Qui me plasmasti, miserere mei!*

S. 265: **Paulus**: *Videbam in visione lectulum, candidulis palliolis in coelo magnifice stratum, cui quatuor splendidulae virgines praeerant, et quasi custodiendo astabant. At ubi iocunditatem mirae claritatis aspiciebam, intra me dicebam: Haec gloria nemini magis congruit quam patri et domino meo Antonio.* **Ant.** *Tali me non dignor beatitudine.* **P.** *Quo dicto intonuit vox divina dicens: Non, ut speras, Antonio, sed Thaidi meretrici servanda est haec gloria.*

Vita S. Thaidis Oct. IV, 225.

c. 3: Cumque iterum quemadmodum Deum oraret, requireret, dicit ei: Non es digna nominare Deum, nec in labiis tuis nomen Divinitatis eius adducere, sed nec ad coelum manus expandere, quoniam labia tua iniquitate sunt plena et manus tuae sordibus inquinatae, sed tantummodo sedens contra orientem respice, hunc sermonem solum frequenter iterans: Qui plasmasti me, miserere mei! —

c. 4: Abbas Paulus, maior discipulus s. Antonii, vidit subito in coelo lectum pretiosis vestibus adornatum, quem tres virgines clara facie fulgentes custodiebant. Cum ergo ipse Paulus diceret: Non est largitio haec alterius nisi patris mei Antonii, vox ad eum facta est: Non est patris tui Antonii, sed Thaisis meretricis est.

---

[1]) S. 226. Schmidt von Lübeck Nordalb. Bl. I, 9 macht dazu die taktvolle Bemerkung, das Entree, mit Einschluss von Essen und Wein, habe also etwa einen Speciesthaler betragen, aber „der Preis der Waare ist seitdem gestiegen!“

Der Abschied der Thais von der Welt, wird in der Vita 2 mit folgenden Worten abgemacht: *Collectis omnibus, quaecumque ex peccato susceperat, prolatisque in media civitate, populo spectante, igni supposuit, clamans: Venite omnes qui peccastis mecum, et videte quomodo ea quae mihi contulistis, exuram. Erat autem pretium librarum quadraginta.* Dafür sagt Hrotsuit *quadringentarum.* Die naive Frage der Büssenden, als sie die Klause betreten soll: *Quo iubes, pater, ut aquam meam effundam?* ist 260 in die rücksichtsvollere Klage umgesetzt: *Quod in uno eodemque loco diversa corporis necessaria supplere debebo.* Entsühnt wird sie schliesslich herausgeführt, und stirbt 15 Tage später als Heilige.

Das letzte Drama *Sapientia* beruht auf der allegorisirenden Legende von dem Martyrium der drei Schwestern Fides, Spes und Charitas, die so viele Bearbeitungen erfahren hat, dass Soller verzichtete irgend eine davon zu geben, weil ihm alle gleich unzuverlässig schienen. Er begnügt sich daher beim 1. August, wo der abendländische Heiligenkalender diese Namen ansetzt, mit einem kurzen Auszuge. Früher indess hat Surius ausführliche Acta herausgegeben, die sich als Uebersetzung aus dem Griechischen des Simeon Metaphrastes ankündigen[1]). Nicht aber diese sondern eine nahe verwandte ursprünglichere Bearbeitung, aus der die Legenda aurea von 1483 einen längeren Auszug giebt, hat Hrotsuit benutzt. Bei Surius erscheint nicht der Kaiser Hadrian, sondern der Präfekt Antiochus als Richter; in der Legende von 1483, wie bei Hrotsuit, ist dieser nur Mittelsperson, und das politische Gespräch beider findet sich dort in die Worte des Antiochus zusammengefasst: *Mulier quaedam cum filiabus suis civitatem ingressa separavit a nobis matrimonia; docet enim colendum unum Deum et Jesum filium eius, nec aliter in Christi cultu quisquam posse proficere, nisi a coniugio et deliciis abstinuerit.* In der Legende heisst es von der Fides: *Illa autem imposita super craticulam, requiescebat super eam, quasi natans in tranquillo mari non tumultuantibus undis.* Bei Hrotsuit 286 sagt Fides: *Unde commode pauso in craticula, ceu in tranquilla navicula.* Diese Wendung fehlt der Vita bei Surius. In der Legende ergeht der Befehl, die Fides zu werfen *in sartaginem et frigi pice, cera et bitumine,* dann Spes *mitti in eam picem et adipem et ceram et resinam.* Bei Hrotsuit ist es erst *sartago plena pice et cera,* nachher 290 *aeneum vas, plenum oleo et adipe,*

[1]) Martyrium S. Sophiae et ejus filiarum, auctore Simeone Metaphraste, Surius IV, 446. Vgl. Act. Sanct. August. I, 19, Legend. aur. 1483 CCCCXLIII, Panzer I. 292. In der älteren Legenda aurea c. 48 S. 203 finden sich nur wenige Zeilen.

cera atque pice. Bei Surius fehlen *cera* und *adeps.* Im Ganzen ist der Verlauf überall derselbe.

Endlich ermatten die Henker, und während sie selbst zu Tausenden an den Scheiterhaufen, die sie angezündet haben, verbrennen, erscheinen Engel und nehmen die Heiligen auf. Mit andern christlichen Matronen bestattet die Mutter die irdischen Reste drei Milien von Rom, und stirbt an dieser Stätte drei Tage später. Aus diesen Notizen sind die letzten Scenen entstanden; doch da sind es fünf Milien.

Von der *arithmetica disputatio* 278, einer Episode, die wohl zu Ehren der Sapientia in die erste Scene eingeschaltet ist, wie von dem verwandten Schulstück, mit dem der Pafnutius beginnt, einer gelehrten Unterhaltung des Heiligen mit seinen Schülern 239, ist noch im Zusammenhange zu sprechen. Beide sind der Legende wie der dramatischen Handlung fremd. Pafnutius katechisirt seine Schüler über Mikro- und Makrokosmus und das Wesen der Musik. Sapientia, nach dem Alter ihrer Töchter befragt, macht in ihrer Antwort aus den Zahlen der Jahre ein Rechenexempel, und knüpft daran ein Stück aus der Zahlenlehre, beides aus dem Boethius entlehnt. Pafnutius nennt die Musik *disciplina de philosophiae quadruvio,* ferner Arithmetik, Geometrie und Astronomie; von Boethius de arithmetica I, 1 werden diese Wissenschaften zuerst als ein *quasi quadruvium* bezeichnet. Aus dem Buche de musica I, 2 ist die Unterscheidung der *mundana, humana* und *instrumentalis* [1]), und auch die folgende Stelle:

Pafnutius 244:

Prima dicitur diatessaron, quasi ex quatuor, et possidet proportionem epitritam sive sesquitertiam. Secunda diapente, quae constat ex quinque, et est in ratione hemiolei sive sesquialteri. Tertia diapason; haec fit in duplo perficiturque sonitibus octo.

S. 243:

Tonus fit ex duobus sonis, et

Boeth. de musica I, 16, S. 1379:

Diapason consonantia est quae fit in duplo, ut haec est 1, 2; diapente vero, quae constat his numeris: 2, 3; diatessaron vero est, quae in hac proportione consistit: 3, 4. Tonus vero sesquioctava proportione concluditur.

De arithm. I, 1, S. 1297:

Diatessaron enim et diapente et diapason ab antecedentis numeri nominibus nuncupantur. — Qui enim sonus in dia-

---

1) ed. Basel 1570 S. 1296, 1373.

possidet rationem epogdoi numeri sive sesquioctavi.

pason symphonia est, idem duplicis numeri proportione colligitur. Quae diatessaron est modulatio, epitrita collatione componitur; quam diapente symphoniam vocant, hemiolia medietate coniungitur. Qui in numeris epogdous est, idem tonus in musica.

Eben daher ist der Unterschied des *superfluus* und *inminutus;* Boethius schreibt *diminutus*, das *pariter par* und *impar,* und *impariter par.* Wörtlich entlehnt ist

Sapientia S. 279:

Est enim duodenarii medietas 6, pars tertia 4, pars quarta 3, pars sexta 2, pars duodecima 1; hic cumulus redundat in 16. Ut autem principalem non praeteream, qui inter aequales intemperantias medii temperamentum limitis sortitus est, ille numerus perfectus dicitur, qui, suis aequus partibus, nec auget nec minuit, ut 6, cuius partes, id est 3, 2, 1, eundem senarium restituunt. Simili quoque ratione 28, 496, 8128 perfecti dicuntur.

Boeth. de arithm. I, 19, S. 1309:

Est enim duodenarii medietas 6, pars tertia 4, pars quarta 3, pars sexta 2, pars duodecima unitas est, omnisque hic cumulus redundat in 16. — Inter hos autem, velut inter aequales intemperantias, medii temperamentum limitis sortitus est ille numerus, qui perfectus dicitur, virtutis scilicet aemulator, qui — suis aequus partibus, nec crassatur abundantia, nec eget inopia, ut 6 vel 18. *Namque senarius habet partem dimidiam, id est 3, et tertiam, id est 2, et sextam, id est 1, quae in unam summam si redactae sint, par totum numeri corpus suis partibus invenitur.* — — c. 20: *Sunt autem perfecti numeri intra denarium numerum 6, intra centenarium 28, intra millenarium numerum 496, intra decem millia 8128.*

Das Folgende ist aus I, 3, 9—11 beinahe ebenfalls wörtlich entnommen, anderes aus vereinzelten Stellen zusammengelesen. Manches im Gespräch des Pafnutius über Mikro- und Makrokosmus stammt wohl aus andern Quellen; bisweilen treffen diese Wendungen

mit den Definitionen des Marcianus Capella VIII, 814, IX, 930, 933 zusammen, und mit Cassiodor *de arithmethica* und *de musica*[1]). Ueberall schimmern die Grundzüge desselben Lehrbuchs durch, welches die gemeinsame Quelle aller dieser Auszüge war.

Als Epilog zu *Sapientia* scheinen die akrostichischen Verse gemeint, die auf der Kehrseite des Schlusses, F. 129 der Handschrift, dem Amen unmittelbar folgen. Zuerst abgedruckt sind sie von Ruland, dann von Barack S. 360, Bendixen S. 150 und Aschbach zw. Aufl. S. 84, aber die letzten drei haben den halb akrostichischen Hexameter: *Dicat amen quicumque viam cupit ire salutis* verkannt. Bartsch in seiner Kritik will Hrotsuit diese Verse wegen des fehlenden Reims und der sonst ungebräuchlichen Elision absprechen[2]). Indess da der Kodex nur ihre Schriften enthält, diese Verse mitten in der Reihe derselben stehen, und in Verbindung mit dem Inhalt der *Sapientia* aufgefasst, hier sehr wohl an der Stelle sind, möchte ich der Ansicht nicht beipflichten.

Schliesslich mag hier noch eines Punktes gedacht werden, auf den Aschbach ein besonderes Gewicht legt, weil er darin einen ferneren Beweis der Fälschung gefunden zu haben meint; es sind die den einzelnen Stücken beigegebenen Inhaltsanzeigen.

Ihrer äusseren Verbürgung wie dem Werthe nach zerfallen die Argumente in zwei wesentlich verschiedene Gruppen, auf der einen Seite der Legenden und Gesten, auf der andern der Dramen. Nur diese stehen im Texte des Kodex, von der alten Hand des elften Jahrhunderts geschrieben, palaeographisch zweifellos, und haben sicherlich schon bei der ersten Anlage vorgelegen, da die Raumvertheilung bereits darauf berechnet ist. Sie hatte Celtis vor Augen, als er, wohl der Gleichmässigkeit und besseren Uebersicht wegen, kürzere Argumente zu den Gesten, längere zu den Legenden hinzufügte. Jene brachte er, so gut es gehen wollte, auf dem Rande der Handschrift selbst unter, die andern schrieb er auf einzelne Blätter, die er für den Buchdrucker beilegte[3]). Die Inhaltsangaben der Legenden sind daher nur im Druck vorhanden, und von ebenso geringer Bedeutung wie die der Gesten.

Das zeigen die Fehler und Widersprüche, an denen sie reich sind. Auf einen der stärksten beim Pelagius macht Aschbach aufmerksam. Da heisst es, Abderrhaman sei von Mauritanien nach

---

[1]) Aehnliches auch bei Augustin de civitate Dei XI, 30.

[2]) Serapeum 1857 S. 24; Germania III, 376.

[3]) Näheres darüber in der zweiten Beilage.

Spanien hinübergegangen, habe Cordova erobert, und bei dieser Gelegenheit auch den Vater des Pelagius, einen angesehenen Bürger der Stadt, gefangen genommen. Von alle dem sagt Hrotsuit nichts. Aber auch in den andern fehlt es nicht an Irrthümern. Vor dem Gongolf wird berichtet, die Fürstin habe mit den *satellites* ihres Gemahls Ehebruch getrieben, und diese seien seine Mörder gewesen, während im Texte 355, 425 ein *clericus audax* der Ehebrecher ist, der, sofern er Mordwaffen braucht, 462 allerdings *perversus armiger* genannt wird. Der Bischof, der den Theophilus erzieht, wird dessen *avus* genannt, aber im Texte 9 ist von diesem in einem andern Verhältniss als *nepos* die Rede. Dionysius wird angeblich durch eine Vision, die er bei dem Presbyter Polykarpus hat, zum Martyrium berufen, während nicht er, sondern Carpus die Vision hat, die sich nicht auf jenen, sondern ihn selbst bezieht. Simphorianus, der Vater des Liebhabers der Agnes, heisst Sempronius. Nicht besser steht es mit den Argumenten zu den Gesten. V. 3 sagt Hrotsuit, *Francorum regnum* sei auf die Sachsen übertragen worden, Celtis setzt dafür *imperium Romanum.* Zu 395, wo vom Tode Edithas die Rede ist, schreibt er: *Uxor Henrici regis Juditha moritur;* zu 588, wo Ottos erster Zug nach Italien und seine Heirath mit Adelheid berichtet werden soll, *Oddo intravit Romam;* 1483 zur Kaiserkrönung Ottos II., dieser werde als *infantulus in cunis* zu Achen zum König erwählt!

Fast schiene es unbegreiflich, wie Celtis dergleichen in den Tag hinein schreiben konnte, wenn nicht auch daraus ersichtlich würde, mit welcher leichtfertigen Eile er die Herausgabe abmachte. Kaum einen oberflächlichen Einblick hatte er in die Werke der gepriesenen Dichterin gethan! Konnte er sich aber so grobe Widersprüche, so handgreifliche Verstösse zu Schulden kommen lassen, wenn er die Absicht hatte die Vorstellung zu erwecken, Hrotsuit selbst sei Verfasserin dieser Argumente? Doch das wollte er auch nicht. Gleich in dem ersten zur Maria spricht er von ihr in der dritten Person, *narrat, commemorat.* Entscheidend ist das zum Gongolf, wo es heisst: *cuius (ortuli) amenitatem Hrosuithita (!) pulcerrime describit.* Konnte irgend ein Mensch glauben, Hrotsuit selbst werde in ihrem eigenen Buche von sich so sprechen? Konnte Celtis sich so gedankenlos selbst verrathen? Sind aber diese Argumente sein Werk, dann ist es der Text der Legenden und Gesten gewiss nicht.

Die allein ursprünglichen sind also die der Dramen. Ist für die andern der Zwiespalt mit dem Texte charakteristisch, so für diese die stellenweise wörtliche Uebereinstimmung mit dem Dialoge. Wenn Aschbach denselben Verfasser in allen wieder erkennen will, wie schon die Sprache zeige, so muss dies geradezu in Abrede ge-

stellt werden. Der Stil der Argumente zu den Legenden ist periodisch fliessend, nicht ohne lateinische Färbung; die Inhaltsangaben der Dramen sind trocken und dürftig. Ihr wörtliches Zusammentreffen mit dem Dialog ergiebt sich aus folgenden Beispielen: Arg. Gallican. 144: *desponsavit, martirio est coronatus, clam occisi et in domo occulte sunt sepulti,* findet sich wieder im Texte 147, 167, 171. Dulcit. 176: *amplexibus saturari, mente captus ollas et sartagines amplectendo osculabatur, facies et vestes nigredine,* Text 181, 182. Calimach. 192: *prae tristicia, illiciti amoris,* Text 201. Abraham 214: *correpta seculum repetiit, sub amatoris specie, continuaque exercitatione ieiuniorum, vigiliarum atque orationum,* Text 220, 223, 230, 235. Pafnut. 238: *sub specie amatoris, in angusta cellula conclusit,* Text 248, 259, 264. Sapientia 272: *maternis admonitionibus, corpora aromatibus condita honorifice sepelivit,* Text 287, 295.

Allerdings kommen auch hier einige Abweichungen vor. Zum Abraham heisst es, Maria habe nach ihrem Falle zwanzig Jahre Busse gethan, im Text wird dieses Umstandes nicht erwähnt. Zum Pafnutius wird bemerkt, der Anachoret habe die Thais *per quinquennium* eingeschlossen, während es im Drama nur ein *triennium* ist, 263, 264, 266. Zur Sapientia wird der Kaiser Diocletian genannt, die Mutter bestattet die Töchter *quinto ab urbe Roma miliario,* und stirbt vierzig Tage darauf; im Drama geschieht jenes *tertio miliario,* dieses nach drei Nächten, der Kaiser heisst durchgehend Hadrian. Die Zeitbestimmung, die das Argument des Abraham hinzufügt, wird annähernd durch die Legende bestätigt[1]); während das *triennium* im Texte des Pafnutius, Hadrians Name, und der Tod der Sapientia nach drei Tagen mit den Angaben der alten Viten stimmt; der Bestattungsort der Töchter ist 18 Milliarien von Rom entfernt[2]). Da diese Abweichungen, Diocletians Namen ausgenommen, der eine Erinnerung an den Dulcitius sein mag, nur Zahlenangaben betreffen, so können sie lediglich Schreibfehler der Argumente sein. Nach dem Zusatz zum Abraham scheint es, dass der Verfasser desselben die Vita kannte. Das Wahrscheinlichste ist daher anzunehmen, Hrotsuit habe diese Inhaltsangaben selbst geschrieben. Aschbach, ohne der Differenzen im Pafnutius und der Sapientia zu erwähnen, kommt auch hier zu dem Ergebniss, dass die Argumente „vor der Abfassung der dichterischen Productionen schon aufgeschrieben waren zur Richtschnur und Grund-

---

[1]) Abweichend unter einander Vitas patrum 1478 S. LXXXIX, Rosweyde S. 372, 373.

[2]) Surius IV, 451; Legend. 1483. CCCCXLIII.

lage für die dichterische ausführliche Behandlung“, die Verfasser der einzelnen Stücke seien aber davon abgewichen! Aber würde ein hinterher kommender Verfasser der Dramen aus den nur sechs bis zwölf Zeilen langen Argumenten einige Worte heraussuchen, um sie mühselig im Dialog anzubringen, damit er im Einklange bleibe, und dann doch in den Zahlenangaben abirren? Oder entnimmt nicht vielmehr der hinterherkommende Schreiber der Argumente seine Worte den gelesenen Dramen fast unwillkürlich? Was ist wahrscheinlicher, natürlicher? Die Antwort darauf kann keinen Augenblick zweifelhaft sein! Auch die Argumente beweisen nichts gegen die Authentie Hrotsuits, nichts für Celtis' Fälschung.

---

4. Die historischen Gedichte.

Wichtiger ist die Untersuchung der Gedichte historisches Inhalts, in denen Hrotsuit als Zeugin oder mindestens Berichterstatterin erscheint, nicht dessen, was nach hergebrachter Ueberlieferung geschehen sein sollte, sondern was und wie es wirklich geschehen war. Wo es sich um die Feststellung des Thatbestandes handelt, wird die Prüfung jedes Zeugnisses um so eingehender sein müssen. Das einzelne Wort kann entscheidend in die Wagschale fallen, und um sein Gewicht zu ermessen, muss man auf seinen Gehalt zurückgehen. Ein Zeuge wird durch den andern, sie alle durch das gewonnene Bild der Thatsachen controlirt. Die Untersuchung derselben ist daher an manchen Stellen nicht abzuweisen. Die drei historischen Gedichte, *Passio S. Pelagii*, *Gesta Oddonis* und *Primordia coenobii Gandeshemensis* bilden eine gemeinsame Gruppe. Ihr Stoff liegt innerhalb eines Jahrhunderts beisammen, er ist für Hrotsuit ein gegenwärtiger. Nicht Bücher sind die Quelle, sondern mündliche Ueberlieferung oder eigene Anschauung. Doch unterscheiden sie sich auch sehr wesentlich; niedriger im Werthe steht die *Passio Pelagii,* am höchsten die *Gesta Oddonis.* Ueber das ferne Spanien, das ihr nur wie im Halbdunkel erschien, konnte sie nach der Erzählung Eines Menschen nicht mit gleicher Zuverlässigkeit sprechen, wie über Otto und Gandersheim. Doch halte ich es nicht überflüssig, auch jene einer nähern Kritik zu unterwerfen.

I. Passio S. Pelagii.

Kaum ist unter den Erzählungen eine, die anschaulicher und lebendiger in der Darstellung, wärmer im Ausdruck, von dem Hauche tiefster Andacht mehr durchdrungen wäre, als die Leidensgeschichte des Pelagius. Mit einer glühenden Invocatio des Heiligen beginnt sie; durch einen ähnlichen Gebetseingang ist nur noch die erste, Maria, ausgezeichnet, denn im Gongolf ist er nicht an diesen selbst gerichtet. Den Triumph des Streiters Gottes will sie feiern, der die Welt überwunden und die Siegespalme mit seinem Blute erkauft hat, seine Huld ruft sie an, mit des Himmels Thau ihr Herz zu netzen, damit sie seinen Ruhm würdig verkündige. Denn er ist der jüngste Blutzeuge der verfolgten Christenheit, der letzte in der Reihe der Märtyrer, fast noch der Gegenwart angehörig, nur wenige Jahre vor ihrer Geburt 925 hat er gelitten. Und wenn auch im fernen Lande, er bezeugt, nicht die vergangenen Jahrhunderte allein besassen ihre Streiter, auch jetzt noch verherrlicht Gott sich in ihnen durch den Geist der Verheissung und der Kraft. Hier hat er sich offenbart in einem eben emporwachsenden Jünglinge, der alles von sich stösst, was die Welt der Jugend verführerisches darbieten kann.

Wie hätte eine so glänzende Erscheinung das Herz der Dichterin nicht erschüttern und ihre Phantasie nicht erregen sollen, wenn sich endlich ein Mann fand, der diesen Glaubenszeugen mit eignen Augen gesehen, und aus eigner Erfahrung von seinem Leiden zu berichten vermochte. Schon im Titel kündet sie das Eigenthümliche dieser Erzählung an: *Passio s. Pelagii, preciosissimi martiris, qui nostris temporibus in Corduba martirio est coronatus.* Dann in den Zeilen, welche Erzählungen und Dramen mit einander verbinden, Alles habe sie aus Büchern genommen, *excepta superius scripta passione s. Pelagii, cuius seriem martirii quidam eiusdem, in qua passus est, indigena civitatis mihi exposuit, qui ipsum pulcherrimum virorum se vidisse, et exitum rei attestatus est veraciter agnovisse.* Ein aus Cordova selbst stammender Spanier hat ihr erzählt, was er gesehen, erlebt hatte [1]). Es musste einer aus der *turba fidelis* 407 sein, die zuerst

[1]) Es ist nicht einzusehen, wie Papebroch in seiner Ausgabe der Passio Act. SS. Juni V, 205, 211 diesem Zeugnisse gegenüber die Ansicht haben konnte, der Gewährsmann sei ein aus Spanien zurückkehrender sächsischer Kaufmann gewesen, der auf dem Wasserwege der Weser und Leine nach Gandersheim gekommen sei; und wie er dann doch ein Wort, *rostrum* für Mund 103, 213, als einen Hispanismus, und als Quelle eine *vulgari lingua narratio scripta* erkennen will. Doch



den Ruhm des neuen Heiligen verkündet und über die engsten Grenzen hinausgetragen hatte; nach Deutschland, endlich in den Bereich der Nonne von Gandersheim war er gekommen. Schon das konnte ein Wunder scheinen.

In Wirklichkeit freilich war es kein Wunder. Erinnern wir uns nur der Gesandtschaften, die zwischen Otto und Abderrhaman III. hin und her gingen. Jener Mann konnte im Gefolge des Bischofs gewesen sein, der 950 als Gesandter des Chalifen erschienen war, oder Recemunds von Elvira, des Freundes Liudprands, der im August 955 mit dem Auftrage kam, die Schwierigkeiten auszugleichen, die sich zwischen Ottos Gesandten Johann von Gorze und dem Chalifen erhoben hatten. Drei Jahre lang verweilte die frühere Botschaft in Deutschland, ihr Haupt, der nicht genannte spanische Bischof, starb hier. Darauf blieb auch Recemund ein Jahr am deutschen Hofe [1]). Während eines so langen Aufenthaltes mussten diese Gesandten dem Könige in seine verschiedenen Pfalzen folgen, so verschiedene Gegenden des Reichs kennen lernen, mit Land und Leuten in Berührung kommen, manche Gelegenheit zum Austausch über Sitte, Leben und Kirche beider Völker musste sich darbieten; wäre es da undenkbar, dass Einer oder der Andere in das Sachsenland bis nach Gandersheim gekommen wäre, dass er hier, wo der König wohl auch verweilte, der wissbegierigen Nonne hätte Rede stehen müssen? Einer der beiden Bischöfe war der Berichterstatter nicht, den hätte sie schwerlich einfach als *indigena* bezeichnet. Seine Erzählung musste um so mehr Eindruck machen, als damals auch über dem Haupte des Gesandten Ottos das Schwert hing; da Johann von Gorze in Spanien bedenkliche Augenblicke hatte, wo er sich gefasst machte, den Pfad des Martyriums selbst zu betreten. Denn der Chalif, dem er unerschüttert widersprach, war kein anderer als Abderrhaman, der das Blut des Pelagius vergossen hatte. Wie hätte da die glaubensbegeisterte, in Sachsen lebende Nonne daran denken sollen einen Fürsten dieser Art zu schonen, auch wenn er noch lebte? Schonten sich doch die Fürsten selbst nicht in ihrem diplomatischen Verkehr, wie im Leben des Johann von Gorze berichtet wird; hier heisst er *sacrilegus et profanus*. Der Dichterin ist er ein blutiger Tyrann und

---

in gleichem Sinne erscheint das Wort Gongolf 266, 566, Agnes 199; auch ist es kein Hispanismus, denn Plautus Menaechmi I, 1, 13 und spätere Lateiner brauchen es ebenso. Diese Widersprüche bei Papebroch hat bereits Florez España sagrada XXIII, 114 zum Theil hervorgehoben.

[1]) Vita Johann. Gorz. 115, 130 M. G. IV, 370, 375.

Widersacher, *deterior patribus, luxu carnis maculatus, sacrilegus, perversus, avarus, saevus, paganus, barbaricus* [1]).

Dieser Anklagen ungeachtet erzählt sie nicht, wie er doch zuletzt von Gottes Strafgerichte getroffen worden sei, eine Gerechtigkeit, die sie sonst kaum zu vollziehen unterlässt. Mindestens von Abderrhamans Tode würde sie berichtet haben, hätte sie es vermocht. Da sie es nicht thut, so lebte er wahrscheinlich noch, als sie die Erzählung schrieb. Erst am 15. October 961 starb der Chalif nach neunundvierzigjähriger Regierung [2]). Die Abfassung scheint demnach in das Jahrzehnt zwischen 950 und 961 zu fallen, und um 953 mochte Hrotsuit der Stoff durch mündliche Ueberlieferung zugegangen sein.

Denn sehr wohl konnte ein Menschenalter später ein Zeuge von einem Märtyrer berichten, den er selbst noch gesehen hatte. Wie die spanische Vita genau angiebt, starb Pelagius *Corduba in civitate Habderrhaman rege imperante, die videlicet dominica, hora decima, 6. Cal. Jul. Era 964* [3]). Das wäre 923. Da aber Aera 963 der 26. Juni ein Sonntag war, so ist das Todesjahr unbezweifelt 925. Dies haben schon Morales [4]), Cardoso [5]), Papebroch [6]), Florez [7]) erwiesen, und Sampirus von Astorga, der zuverlässigste zeitgenössische Geschichtschreiber, bestätigt es [8]). Ungefähr in derselben Zeit, wo die säch-

---

1) V. 73 ff. 135 ff. 188 ff. 240 ff.

2) Nach Conde Historia de la dominacion de los Arabes en Espanna I, 455, dauerte sie nach arabischer Rechnung 50 Jahre 6 Monate 3 Tage, er ward 67 Jahre alt; vgl. Romey Histoire d'Espagne IV, 98, und Dozy Histoire des Muselmans d'Espagne III, 89.

3) c. 10 Act. SS. Juni V, 208. Florez Esp. sagr. XXIII, 236.

4) Eulogii episc. Cordubens. opera, Compluti 1574, in den Erläuterungen zur Vita Pelagii S. 114.

5) Agiologio Lusitano, Lisboa 1666 III, 829.

6) Juni V, 208.

7) XXIII, 119 ff. und II, 89. Florez giebt sich die Mühe die ganz verkehrte Zeitbestimmung 864, die nur aus einem Schreibfehler hervorgegangen ist, nach Morales, noch einmal zu widerlegen. Bibliotheca vetus Hispana ed. Perez Bayer I, 515; Romey IV, 258, Lafuente Historia general de España III, 473, Schäfer Geschichte von Spanien II, 279 haben 925, Aschbach Geschichte der Ommajaden in Spanien II, 122, 926, Roswitha und C. Celtes 2te Aufl. S. 92 indess 925.

8) Florez XIV, 470: *Qui (Pelagius) martyrium acceperat in diebus Ordonii principis sub rege Arabum Abderrachmam Era* 963. Auffallend ist danach Florez Behauptung XXIII, 126, wo er diese Stelle citirt, Sampirus schreibe Aera 964. Die Chronik schliesst mit 982 unserer Zeitrechnung; um das Jahr 1000 ist sie abgefasst.

sische Dichterin den Pelagius feierte, zeichnete auch ein Spanier die wichtigsten Momente dieser blutigen Geschichte auf. Die spanischen Sammler und Forscher Morales, Sandoval, Nic. Antonius, Salazar nahmen es zuerst mit staunender Verwunderung auf, dass ihrem Heiligen in dem nordischen Lande eine so begeisterte Verherrlichung zu Theil geworden sei. Um so misstrauischer sind spätere, Florez und Romey haben der Darstellung Hrotsuits fast jeden sachlichen Werth abgesprochen, und Aschbach ist überzeugt, eine sächsische Nonne des zehnten Jahrhunderts habe dergleichen weder schreiben noch hören können, diese Erzählung allein schon erweise die Fälschung aller andern.[1])

Mit Unrecht! Werfen wir einen Blick auf die heimische Vita, deren Verfasser der Cordovische Presbyter Raguel sein soll. Aber das ist ein leerer Name. Zuerst gab sie Morales aus mehreren Handschriften heraus, die er als *pervetusti* bezeichnet. Vorzugsweise folgte er der aus dem Kloster S. Petri de Cardena bei Burgos stammenden, in der allein sich am Rande der ersten Zeile die Bemerkung findet: *Raguel presbyter doctor fuit huius passionis Cordubensis* [2]); das einzige Zeugniss, das für Raguel aufgebracht werden kann, denn im Texte wird seiner mit keinem Worte erwähnt. Morales will daraus erweisen, Raguel sei Presbyter in Cordova gewesen; augenscheinlich soll nur gesagt werden, der Ort der passio war Cordova. Wenn er ferner *doctor* ohne Weiteres für *auctor* nimmt, so wird man Papebrochs Bemerkungen beipflichten müssen, *doctor* könne nur der sein, nach dessen Bericht die Thatsachen niedergeschrieben sind. Vielleicht hatte sich in Burgos eine Ueberlieferung erhalten, wonach man die ältesten Nachrichten über den Märtyrer einem Manne Namens Raguel verdankte, der Zeuge des Todes gewesen sein sollte. Aber der Verfasser der Vita hat den Helden

---

[1]) S. 95, 97.

[2]) Eulogii opera S. 112. Perez Bayer sagt zu N. Antonii Biblioth. Hisp. I, 515 an. 2 er habe den Kodex S. Petri Cardenens. in der Bibliothek des Escurial gesehen, er sei *sec. exeunte X*, und die Randglosse *manu antiqua et fere coaeva.* Antonius drückt sich über Raguel sehr vorsichtig aus. Um so entschiedener Salazar, Commemoratio sanctorum Hispanorum. Lugdun. 1755 III, 622. Er sagt: *Cuius opera nonnulla carmine scripta M. G. habemus, quae suo tempore dabimus.* Ob es geschehen ist, weiss ich nicht, aber Salazar ist sehr unkritisch. Nach Morales hat Sandoval Antiguedad de la iglesia de Tuy 1610 S. 66 die Passio Pelagii aus dem Cod. Tudens. herausgegeben, den er ebenfalls für gleichzeitig erklärt; hier findet sich die Notiz über Raguel nicht. Zusammen mit Hrotsuits Gedicht haben die Passio später wiederholt Schott Hispania illustrata IV, 348 und Salazar a. a. O.

nicht gesehen, nicht im Tone der Unmittelbarkeit, sondern mit der Feierlichkeit eines frommen Gläubigen ruft er den *beatissimus* als Schützer an, *ecclesiae patrocinare;* auf die Gefährten des Heiligen, auf die allgemeine Ansicht beruft er sich, was *sodales non tacent, fama non silet,* es sind bereits ferner liegende Zeiten, *tempora illa.* Bestimmt giebt er die Begräbnisstätten an: *Caput cemeterium tenet s. Cypriani, corpus vero cespes s. Genesii,* noch gegenwärtig zu Cordova [1]). Als Abderrhaman 961 gestorben war, erfolgte im ersten Jahre des minderjährigen Königs von Leon Ramiro III., nach spanischer Aera 1000 d. h. 967, die Uebertragung der Gebeine des Heiligen nach Leon; so bezeugt Sampirus [2]). Also vor diesem Jahre ist die Vita geschrieben, vielleicht noch bei Lebzeiten des Chalifen. Denn so sehr der Verfasser Ursache hatte, diesen als Tyrannen darzustellen, er belegt ihn mit keinem Schmähworte, an denen Hrotsuit so reich ist, einfach nennt er ihn *rex,* seine Haltung ist eine vorsichtige. Aber wo schrieb er? In Cordova selbst kaum; die dortigen Christen durften schwerlich einen Schutzpatron anrufen, den der Chalif bei Menschengedenken als Verbrecher hatte hinrichten lassen. Dagegen gab es einen andern Ort, wo man Pelagius unmittelbar nach seinem Tode als Blutzeugen und Heiligen laut begrüssen musste, Tuy an dem Ausflusse des Minjo. Denn für seinen Oheim, den Bischof Hermogius von Tuy war er als Geisel zurückgeblieben, und gestorben. Gewiss fast gleichzeitig ist der auf ihn gedichtete Hymnus, die Strophe ist vierzeilig, der Reim zufällig. Da heisst es: *Pelagi, preces suscipe Tudensium fidelium,* und in der *Missa in die s. Pelagii: Hunc nostrum patronum, martyrem tuum, corpore passum Cordubae, Tuda suscepit laetabundum* [3]). Alles deutet auf einen frühen Kultus in Tuy, und darum hatte man hier Veranlassung, sich der einzelnen Umstände des Martyriums zu erinnern und eine Vita aufzubewahren. Genau unterrichtet ist der Verfasser unzweifelhaft; solche Nachrichten konnten nur aus der Nähe des Heiligen stammen, ein *sodalis* mag sie aus Cordova nach Tuy gebracht haben, vielleicht der Presbyter Raguel.

Eine Vergleichung von Hrotsuits Legende mit der Vita fällt nicht eben zu Gunsten der ersten aus. Denn der Spanier musste im

---

[1]) c. 13. 4, 2, 11.

[2]) Florez XIV, 471; dazu seine ausführlichen Untersuchungen XXIII, 124 ff. Er hat daher Recht gegen Papebrochs Ansicht, nach welcher die Vita nicht vor 980 geschrieben wäre.

[3]) Sandoval S. 64, 66, dann Florez XXIII, 237, 243, er meint die Vita sei in Cordova geschrieben. Romey IV, 258 glaubt zu erkennen, sie sei vom ersten Herausgeber Morales interpolirt, Gründe dafür giebt er nicht an.

eignen Lande vieles besser wissen als die deutsche Nonne. Dennoch sind die Irrthümer weder so zahlreich noch so gross, dass man ihr die Bedeutung des selbständigen Zeugnisses absprechen könnte.

Pelagius' Geschick war mit dem grossen Volks- und Religionskampfe auf der Halbinsel eng verbunden. Abderrhaman III. begann die Kräfte der spanischen Moslem noch einmal zu sammeln, im Osten und Süden hatte er den Widerstand rivalisirender Oberhäupter niedergeschlagen, Saragossa, Jaen, endlich Toledo erobert, er schien auf dem Wege eine Gesammtherrschaft herzustellen, er zuerst hat den Titel eines Emirs al Mumenim angenommen. Um so heftiger flammte der nie erlöschende Kampf mit den schwer bedrohten Christen des Nordens auf. Schon während jener Kriegszüge fand der Chalif Zeit, den unermüdlichen König von Leon, Ordoño II., dann wenige Jahre später 921, ihn und seinen Bundesgenossen Sancho Garcia von Navarra in Valdejunquera unfern Pampelona zu schlagen [1]). Die Niederlage, sagt die Vita, war eine so vollständige, dass auch Bischöfe in die Hände der Ungläubigen fielen und nach Cordova abgeführt wurden; zu ihnen gehörte Hermogius von Tuy. *Fessus iste Hermoygius episcopus,* heisst es in der Vita 2, *carceris angustiis ac ferri oneribus, obsidem pro se suum dedit sobrinum nomine Pelagium, ea quoque spe retenta, ut ipso abeunte captivos mitteret, quibus hunc sobrinum redimere posset.* Sampirus fügt ferner hinzu: [2]) *Etiam duo episcopi, Dulcidius Salmanticensis et Hermogius Tudensis, ibidem sunt comprehensi et Cordubam adducti. Pro isto Hermogio episcopo ingressus est subrinus eius s. Pelagius Cordubam. Deinde posuerunt eum in carcere, qui postea pervenit ad martyrium. Quos episcopos praefatus rex Ordonius adhuc viventes adduxit.*

Diese Zeilen enthalten eine in mehreren Punkten durchgreifende Kritik Hrotsuits. Zwar kennt sie Abderrahman als Eroberer, der danach strebt König der Könige zu sein, sie lässt ihn sagen 105:

Vivere nostrarum necnon moderamine legum
Omnes oceanus gentes quas circuit altus;

als die fernen Gallicier widerstreben, werden sie wiederholt *rebelles* genannt, 92, 111. Doch von den Verhältnissen der christlichen Staaten

---

[1]) Die Jahreszahl ergiebt sich aus der Nachricht der Vita 6, Pelagius sei *per trium annorum et semis circulum* im Gefängnisse gehalten worden, bis er vor den Chalifen gebracht wurde, worauf sogleich sein Ende erfolgt am 26 Juni 925. S. die Erörterungen von Florez XXIII, 116. Wenn Dozy III, 44 sich nicht nach arabischen Quellen, sondern in Folge einer andern Combination für 920 entscheidet, so scheint die Angabe der Passio Pelag. dabei nicht hinreichend zur Geltung gekommen.

[2]) Florez XIV, 463.

scheint sie eine sehr unklare Vorstellung zu haben. Denn Gallicien war weder eine maurische Provinz noch ein unabhängiges Land, Ordoño war von seinem Vater Alfonso damit ausgestattet worden, und als er 914 seinem kinderlosen Bruder Garcia auf dem Throne folgte, ward es wieder mit Leon vereinigt. Mit wenigen allgemeinen Worten wird dann der Kampf abgethan, keine Personen, kein Ortsname genannt, an der Spitze des Heeres bricht der Chalif selbst in Gallicien ein, und am Ende wird das Volk der Gläubigen dem Joche des ruchlosen Königs unterworfen.. In Wirklichkeit war davon keine Rede, denn obwohl die Schlacht auf Navarresischem Boden geschlagen wurde, verfolgten die Araber den Sieg nicht, vielmehr vergalt Ordoño die Niederlage mit einem Streifzuge nach Andalusien.

Bei Hrotsuit wird der namenlose *princeps*, auch *rector popelli* und *dux* genannt, mit zwölf *comites* gefangen genommen 123, 130, 139, 142; er ist ein weltlicher Fürst, kein Bischof. Da er doppeltes Lösegeld zahlen soll und nicht kann 133, 141, stellt er seinen Sohn als Geisel, *natus* 143, 151 ff.; aber es war der Neffe des Bischofs. Hrotsuit nennt ihn *subiecti spes sola popelli,* sie denkt ihn sich *vix transactis iam tunc puerilibus annis,* als kräftigen Jüngling, 168, 147, im Epilog 133 ist er *pulcherrimus virorum;* doch nach Vita 4 war Pelagius damals ein Kind, *ferme decem annorum aetate.* Schwerlich wird er selbst das grossmüthige Anerbieten gemacht haben, als Geisel in der Haft der Feinde zurückzubleiben, wie das hier ausgeführt wird. Dagegen nennt sie ihn 143 mit Recht *praeclari germinis.* Das Geschlecht des Hermogius muss zu den mächtigsten in Gallicien gehört haben. Er war der Neffe des Bischofs Naustus von Coimbra, der Oheim eines seiner Nachfolger auf dem Sitze von Tuy, Vimara; schon 915 hatte er auf seinem Erbgute ein Kloster des h. Christoph gestiftet [1]). Auch darin hat Hrotsuit Recht, dass Abderrahman selbst die Gefangenen mit sich führte, denn er selbst hatte jene Schlacht gewonnen; am 24. September traf er als Sieger in Cordova ein [2]). Danach wären die Angaben der Vita 6, Pelagius sei drei und ein halbes Jahr gefangen gewesen, um drei Monate zu kurz, Hrotsuit schweigt über die Dauer. Ob und warum während dieses Zeitraums Hermogius keinen Versuch machte seinen Neffen auszulösen, erfährt man nicht. Er selbst scheint nach dessen Tode auf das Bisthum verzichtet und sich klösterlicher Beschaulichkeit ergeben zu haben; in den Urkunden wird er seit

---

[1]) Sandoval f. 59, und nach ihm Florez XXII, 42 ff. in der Abhandlung über die Bischöfe von Tuy geben diese Daten aus den Urkunden.

[2]) Dozy III, 44.

933 *episcopus* ohne Bezeichnung des Sitzes und *confessor* genannt. In den Hauptpunkten der folgenden Vorgänge stimmen dann beide Berichte überein.

Wem der heranwachsende Knabe, der inmitten der Feinde allen Verführungen widersteht, und sich lieber einem qualvollen Tode unterwirft, als von den Seinen abfällt, psychologische Zweifel erwecken will, möge bedenken, dass die südlichen Naturen früh reifen; beschleunigt noch musste die Entfaltung der vollen Kraft werden in den Zeiten des unablässig angespannten Volks- und Religionskampfes. Als eine ausserordentliche Erscheinung erkennen auch die *viri primi* diesen Jüngling, die ihn im Gefängnisse aufsuchen und dem Könige eine glänzende Schilderung machen 198 ff.; nach Vita 6 sind es *regii tironis cuiusdam satellites, qui huius beatissimi Pelagii venustiorem vultus pulchritudinem suo domino esse nunciaverunt.* Darauf wird er der Ketten entlastet und *trabea indutus regali* vor den König geführt, der ihm die glänzendsten Versprechungen macht, wenn er Christum verleugnen und den Propheten anerkennen wolle, Gunst, Ehren und Macht; auf seinen Wunsch wolle er auch die anderen Gefangenen freigeben, seine Eltern ins Land berufen und reich machen. Endlich sagt er: *Sumas praeterea tibi qualem ex his tirunculis elegeris, qui tuis ad votum moribus famulatur.* Pelagius weist Alles entschieden zurück. *Cum eum iocculariter rex tangere vellet,* antwortet er: *Tolle canis! Num quid me similem tuis effeminatis existimas?* voll Ingrimm zerreist er sein Gewand. Umsonst sucht ihn der König zu beruhigen, er giebt seinen Tirones den Befehl, *ut eum suasoribus delinirent lenociniis;* da auch dies vergeblich ist, wird er den Henkern überliefert. So c. 7—9. Nicht anders Hrotsuit 219 ff., nur malt sie mit lebhaften Farben aus, was dort trocken erzählt wird, die Schmückung des Opfers, seine Schönheit, der Chalif macht eine vollständige Liebeserklärung, der Versuch den Jüngling zu küssen wird mit einem blutigen Faustschlage erwiedert; *sintque tibi socii, servi qui sunt simulacri,* sagt Pelagius 250. Darauf erfolgt der Befehl zum qualvollen Tode des Hartnäckigen.

Es handelt sich um ein schmachvolles Attentat auf die Sittlichkeit, und einen Akt tyrannisch grausamer Rache, da es missglückt; beides sind Thaten Abderrhamans, der in der Reihe der spanischen Chalifen als einer der glänzendsten und grössten erscheint. Gerühmt als Sieger und Restaurator des volksthümlichen Staats und Kultus, als Förderer aller Künste des Friedens, gebildet durch die Wissenschaft, voll Theilnahme für sie, ist er mild, gerecht, duldsam gegen die Christen, die sich unter seinem Regimente nicht gedrückt fühlen, das bezeugt der spanische Bischof ausdrücklich, mit dem Johann von

Gorze verhandelt[1]). Man hat bezweifeln wollen, ob ein solcher Mann, der nicht ohne Züge der Grossartigkeit ist, aus solchen Motiven habe handeln können. Dem einstimmigen Zeugnisse der Vita, des Sampirus und der Hrotsuit gegenüber, haben die Forscher der arabischen Geschichte Spaniens die That selbst nicht leugnen mögen, wohl aber das Motiv; Romey meint, erst durch die Auffassung der Christen, die ihren Heiligen verherrlichen wollten, sei es hineingekommen[2]). Dass der Verfasser der Vita die Thatsache gemeint habe, wenn schon er sie nicht mit Namen nennt, kann nicht zweifelhaft sein. In der freilich spätern Missa heisst es ausdrücklich: *Hunc impudice tyrannus ferus audebat redamare, putans eum suis vitiis aptum fore*[3]). Was konnte dieser sonst weder bekehrungssüchtige noch grausame Fürst für Absichten haben, wenn er unter vielen Gefangenen diesen Knaben allein zum Mohammedaner machen wollte, durch dessen Rückgabe er ohne Zweifel vielen arabischen Gefangenen die Freiheit erkaufen konnte? Wer sind die *tirunculi,* von denen er einen dem Pelagius anbietet? Es ist bekannt, dieses Laster war bei den arabischen Herrschern im Gange, sie waren umgeben von jugendlichen Leibwächtern und Sängern, und die Dichter machen es zum Thema ihrer Verse.

In der Beschreibung des blutigen Endes treffen die Berichte darin wieder zusammen, dass schliesslich dem Märtyrer das Haupt abgeschlagen und die Leiche in den Fluss geworfen wird, 295, 315. Der wundergläubigen Phantasie, die den Heiligen durch grauenvolle Ausmalung der Qualen am meisten zu verherrlichen meinte, war ein freier Spielraum gegeben, und in je weitere Kreise sich die Erzählungen von dem jüngsten Märtyrer verbreiteten, desto mehr wuchs ihr legendenhafter Inhalt. So ist Hrotsuits Darstellung im Einzelnen mehr im Sinne des Wunders gehalten. Aschbach[4]) will ein entscheidendes Gewicht auf die nicht zutreffende Lokalbeschreibung legen, da sie sage, Pelagius sei gegen die Felsen des Ufers geschleudert und auf deren Spitzen gespiesst worden, während der Guadalquivir hier frei von Klippen sei. Allerdings mochte sie aus den Berichten ihres Gewährsmannes keine deutliche Vorstellung der Oertlichkeit gewonnen haben, aber unmöglich kann das einen Einwand gegen ihre Autorschaft begründen. Die Vita erzählt trocken

---

1) 122. 124 M. G. IV, 372. Ueber Abderrhamans Charakter s. Conde II, 427 ff. Dozy III, 90, Schäfer II, 63.

2) IV, 256.

3) Florez XXIII, 242.

4) S. 94, 95.

die grausame Wahrheit. Nachdem die Anwendung der *forcipes*, eines ausreckenden Folterinstruments, den Sinn des Pelagius nicht erschüttert hat, befiehlt der Chalif *eum membratim gladio scindi et in flumine proiici.* Die schliessliche Enthauptung ergiebt sich aus den Angaben über die Beerdigung. Fast möchte man glauben, dieses Vorganges habe sich Johann von Gorze dreissig Jahr später erinnert, als er in einem Augenblicke, wo auch sein Leben gefährdet war, demselben Fürsten den Entschluss kund thut, an seinem Auftrage festzuhalten, *si etiam particulatim cuncta sui corporis membra — decarperentur*[1]). Bei Hrotsuit sind die *forcipes* bereits zur *funda machinalis* geworden, mit der Pelagius über die Mauer der Stadt auf das felsige Ufer des Flusses geschleudert wird, er bleibt unverletzt, es zeigt sich *corpus non posse secari.* Aber gerade das Gegentheil dieses Wunders bezeugt die Vita. Endlich wird ihm das Haupt abgeschlagen, und die Leiche mit Steinen in den Fluss gesenkt, sein Grab soll keine Stätte der Verehrung und Sammelplatz der Christen werden, 277 ff. 317.

Dennoch wird ihm ein solches zu Theil. Mit wenig Worten sagt die Vita, Gläubige suchten die Leiche im Flusse auf und brachten sie zur Bestattung, das Haupt ist auf dem Kirchhofe des h. Cyprian, der Körper bei dem h. Genesius. Ausführlicher ist Hrotsuit. Fischer finden erst den Rumpf, dann das Haupt, erkennen es und verkaufen beides an ein Kloster in der Stadt; dass es Mohammedaner gewesen, wie Aschbach meint, sagt Hrotsuit weder noch will sie es sagen. Diese hätten die Leiche des enthaupteten Christen weder herausgezogen noch erkannt, noch den Märtyrer als *spes unica gentis* und *decus patriae* beklagt, noch ihm zur Ehre der Bestattung verholfen. Diese erfolgt im Kloster, wo sich die Reliquien als wunderthätig erweisen. Um dies gegen jeden Zweifel festzustellen, lässt der Abt das Haupt eine Stunde lang in einem feurigen Ofen erproben, da es sich glänzender bewährt als reines Gold, werden die heiligen Reste mit erhöhten Ehren beigesetzt 323 ff. Wenn an dieser abenteuerlichen Geschichte etwas wahr sein sollte, so scheint es auf frühe Streitigkeiten darüber hinzuweisen, wo das echte Haupt des Pelagius bestattet sei. Florez hat Recht, wenn er der einfachen Notiz der Vita den Vorzug giebt[2]).

Von den allgemeinen Zuständen Spaniens weiss Hrotsuit doch manches besser als Florez, Romey und Aschbach meinen. Wenn

---

[1]) c. 126 p. 373.
[2]) XXIII, 115.

sie Cordova kennt als reiche, glänzende, durch weltliche Weisheit ausgezeichnete Stadt, 15ff., so sagt sie nur, was der Biograph Johanns von Gorze und Adhemar ebenfalls berichten, dorthin geht, nach dem letzten, Gerbert, um sich Weisheit zu erholen; auch nach Richer ist Spanien ein Land tieferer Studien [1]).

Sie weiss, eine gewisse Toleranz war den Christen sicher, wenn sie sich der Lästerungen des mohammedanischen Kultus enthielten. Diese wurden aber mit sofortiger Enthauptung bestraft, 54, 67, 81, 258, 333, 343. Nicht minder deutlich sagt es der Verfasser des Lebens des Johann von Gorze, es war die erste Bedingung des Zusammenlebens beider Bevölkerungen [2]). Daraus, dass Hrotsuit die Bekenner des Propheten für Götzendiener hält, ihnen Götzenbilder von Gold und Stein zuschreibt, und sie deshalb Heiden nennt, 39, 57, 65, 70, 249, kann ihr kein grosser Vorwurf gemacht werden, es war ein im Mittelalter lange und allgemein verbreiteter Irrthum. Auch in der gewiss wohl unterrichteten Vita Johanns nennt der Bischof die Mohammedaner, unter deren Herrschaft er lebt, *pagani*; [3]) die Nichtchristen, mit Ausnahme der Juden, sind ohne Weiteres Heiden.

Fasst man schliesslich das Ergebniss zusammen, so liegt der Unterschied beider Berichte in der Natur der Quellen, aus denen sie geflossen sind. Der spanische beruht ursprünglich auf den Mittheilungen eines Gefährten und Mitgefangenen, der deutsche auf der spätern Erzählung eines Mannes, der zwar unter der Einwirkung dieses Ereignisses, ihm aber doch fern gestanden hat, der sich glücklich preisen mochte, den Glaubenshelden zu sehen, und Nachrichten sammelte, wie sie in der Gemeinde von Cordova im Gange waren. Schon hier mussten manche Irrthümer mitunterlaufen. Hätte Hrotsuit gewusst, dass Pelagius als Opfer für einen Bischof starb, sie würde das zu seiner Verherrlichung gewiss nicht ungenutzt gelassen haben.

2. Gesta Oddonis.

Einen festen Boden betritt man mit diesem Buche. Hier ist Hrotsuits höchster Standpunkt inmitten der kaiserlichen Familie, be-

---

[1]) Vita Johann. Gorz. 118, Adhemar III, 31, Richer III, 43, M. G. IV, 371, 130. III, 616.

[2]) c. 120 S. 371. Ueber die sechs unerlässlichen Bedingungen der Toleranz gegen die Christen, s. Hammer Die Länderverwaltung unter dem Chalifat S. 117, wo sie aus Maverdi, einem Geschichtschreiber des elften Jahrhunderts, aufgeführt werden.

[3]) c. 122 S. 372.

deutender Charaktere und Persönlichkeiten, mit denen sie gelebt, von denen sie Manches gesehen, gehört haben muss; da sie aber schwerlich Alles zu sagen vermochte, was sie wusste, machen sich hier neue Schwierigkeiten geltend. Im Folgenden wird es sich nicht vermeiden lassen, auf Früheres zurückzukommen. Was ich bei der Betrachtung Widukinds über Hrotsuit gelegentlich gesagt habe, kann von ihrem Gesichtspunkte aus nicht unbeachtet bleiben, daher glaube ich kaum den Tadel überflüssigen Thuns befürchten zu müssen, wenn ich diesen in mancher Beziehung dunklen Verhältnissen mich noch einmal zuwende.

Auch bei der Beurtheilung der Gesta Oddonis kommt es zunächst auf drei Punkte an: Wann sind sie niedergeschrieben? Woher kam der Stoff? In welcher Weise ist er verarbeitet?

Zweifellos fest steht die Antwort der ersten Frage; nach der Kaiserkrönung Ottos I. und dem Tode Wilhelms von Mainz, in den sechs Jahren vom 2. Febr. 962 bis zum 1. März 968 [1]). In dem Briefe an Gerberg bezeugt Hrotsuit, ihr sei der Auftrag geworden, *Gesta Caesaris augusti* zu schreiben, in den beiden Prologen an Vater und Sohn, überall im Buche selbst, 42, 594, 1479, 1483, ist das Kaiserthum der Ausgangspunkt. Der Schluss des Briefs stellt das Urtheil des Erzbischofs, dem das Buch vorgelegt werden soll, in Aussicht. Der Eingang ist, wie Pertz hervorhebt, vor dem 11. October 965 verfasst, denn Bruno von Köln lebt noch. Von ihm heisst es 64: *Quod non est illo penitus sapientior ullus Inter mortales fragilis mundi sapientes.* So spricht man nur von Jemand, der noch unter den Sterblichen dieser vergänglichen Welt und vor ihren Augen wandelt, von keinem Abgeschiedenen. Auch Mahthild lebt noch, 23: *Cui nunc in regno non compensabitur ulla, Quae posset meritis illam superare supremis,* sie stirbt den 13. März 968. Aber das historische Praesens ist es, wenn es von Herzog Heinrich heisst 48: *quem — sapientia Christi Dignatur servare,* ebenso wie 126 Heinrich I. Tod *gemit omnis populus.* Zu jener Zeitbestimmung passt ferner, wenn 1493 der Abführung Berengars und Willas ins Exil 964[2]), 1504 der Kaiserkrönung Ottos II., 25. Dec. 967, gedacht wird. Dennoch werden dadurch die klaren chronologischen Grenzlinien auf einem Punkte etwas verwischt.

Bereits in den Untersuchungen über Widukind habe ich die Frage aufgeworfen[3]), wie konnte eines Akts, der Weihnachten

---

[1]) Necr. eccles. Mogunt. Jaffé biblioth. III, 724.
[2]) Cont. Reg. 964.
[3]) Widukind von Korvei S. 39—48.

967 in Rom vollzogen war, bereits in einem in Deutschland abgeschlossenen Buche gedacht werden, das einem Manne zur Begutachtung vorgelegt wurde, der neun Wochen später starb? In dem ferner eben jener Fürst als Kaiser begrüsst wird, der zu Weihnachten in Rom die Krone empfangen hat? Bis die verbürgte Nachricht davon über die Alpen nach Gandersheim gekommen, bis sie dem Buche angepasst war, bis dies endlich den Weg zu seinen Beurtheilern angetreten hatte, mussten die neun Wochen verflossen sein. Das Einfachste wäre zu sagen, der Abschluss des Buchs und Wilhelms Tod fallen der Zeit nach zusammen. Dieser war bereits erfolgt, als Hrotsuit die letzten Zeilen ihres Briefs schrieb, aber sie wusste es nicht; auch sagt sie nur, das Buch solle vorgelegt werden, nicht es sei geschehen. Andererseits hatte sie, ihrer wiederholten Aussage nach, überhaupt nicht die Absicht über die erste Kaiserkrönung 962 hinauszugehen, nicht im Haupttexte des Buchs, erst in den letzten funfzehn Versen und der ihm zugeschriebenen Widmung erscheint der jüngere Kaiser. Dies leitet auf die Vermuthung, sie habe ihrem Plane gemäss die Gesta mit den Versen 1483—88 und 1506—10 beendet. Ein vollkommen geeigneter Schluss ist es:

Tangere quae vereor, quia femineo prohibebor
Sexu, nec vili debent sermone revolvi;

und 1506:

Haec igitur nostris nequeunt exponier orsis,
— —
Ultra non tendo, finem sed provide pono,
Post haec incepto ne succumbam male victa.

Die Verse 1489—1505 mit ihrem dreimal einsetzenden *qualiter,* und der eiligen Erwähnung der Ereignisse von 963, 964, und der zweiten Kaiserkrönung, sowie der letzte Rückblick auf diese *summatim replicata* 1511—17, enthielten dann einen späteren Schlussatz, welchen sie hinzufügte, um das Buch Otto II. überreichen zu können. Sollte der künftige Herrscher von den Thaten seines Vaters lesen, so sollte er selbst auch in dem Buche eine Stelle finden, seine Krönung war des Vaters letzte That. Etwa im Laufe des Jahres 968 muss die Uebersendung nach Italien, wo er sich vom Herbst 967 bis 972 aufhielt[1]), stattgefunden haben. Denn in den 38 Versen der Widmung wird sein *imperii par decus*, wie des Vaters, wiederholt betont, 3, 17ff., 32, 36; es musste ein Ereigniss noch frisches Eindrucks sein. Das Buch selbst ist eine *series recens*, noch nicht

[1]) Die Urkunden Böhmer 414—421, Stumpf 561—570.

längst war es zum Abschluss gekommen, als sie es überreichte. Einen andern Hinweis auf den Beginn ihrer Arbeit giebt sie in den ersten darbringenden Worten, 6:

Quem praesentari, si digneris reminisci,
Ipse tui claris iussisti nuper ocellis;

neulich habe er befohlen, ihm dies Buch zur Einsicht vorzulegen, wenn Du Dich dessen zu erinnern geruhst. Nach den Urkunden von 965 habe ich vermuthet, im Sommer dieses Jahres sei das geschehen, als der junge König mit seinem Vater in den sächsischen Pfalzen weilte. Schwerlich früher wird er solche Theilnahme oder gar Befehle ausgesprochen haben. Denn nur von einer Vorlage des Werkes ist die Rede, nicht von einem Auftrag, am allerwenigsten davon, dass Otto die Materialien gegeben hätte. Was hätte der damals zehnjährige Knabe zu geben vermocht? Kaum konnte er reif genug sein, die Dinge kennen zu lernen, geschweige sie andern mitzutheilen. Ich komme demnach abermals zu dem Schlusse, Hrotsuit begann ihre Arbeit zwischen Februar 962 und October 965, vollendete sie in der Hauptmasse vor Weihnachten 967, und setzte jene 16, die letzten 7 Verse, und den Prolog an Otto II. später, im Laufe des Jahres 968, hinzu.

Auftraggeberin ist Gerberg, von ihr ist die erste Anregung des schwierigen Werks ausgegangen, und der Beifall der fürstlichen Aebtissin ist der bescheidenen und ängstlichen Verfasserin ein Schild gegen die Kritik, der ein so gewagter Versuch unterliegen muss. Oft genug hebt sie das in dem Briefe hervor, den sie nach dem Abschlusse schreibt, um ihn mit dem Buche der Beschützerin zu übersenden. Er ist keine Vorrede für jeden und alle Leser, denn er hat nicht die Ueberschrift *praefatio*, auch keine Widmung, diese ist an die beiden Kaiser gerichtet. Er ist der Ausdruck des persönlichen Verhältnisses beider Frauen. *Vestra confectum ex iussione, vestrum causa iussionis*, nicht freiwillig, unbedacht oder anmasslich habe sie, eine Frau, an die schwere Aufgabe die Hand gelegt. Und die den Auftrag gegeben, soll entscheiden, in wie weit die Ausführung gelungen sei, *vestri solummodo censurae, si quid fefelli, obnoxia existo.*

Aber nicht ganz so, wie Gerberg ihn verstanden hatte, ist der Auftrag ausgeführt. *Id quidem oneris inposuistis, ut gesta Caesaris augusti — metrica percurrerem ratione;* dabei war wohl die Meinung gewesen, was Otto als Kaiser gethan, solle sie verherrlichen. Aber davor bebt die Dichterin zurück, sie bescheidet sich, eine ihren Kräften angemessene Grenze zu ziehen, *competenti in loco pausando*

silesco, nec augustalis proceritatem excellentiae sine ducatu appono subire. Dieselbe Linie, die sie in den Versen 1483ff. bezeichnet:

> *Hactenus Oddonis famosi denique regis*
> *Gesta, licet tenui Musa cecini, modulando;*
> *Nunc scribenda quidem constant quae fecerat idem*
> *Augustus, solium retinens in vertice rerum.*

Aber schon der Weg bis dahin scheint ihr ein fast unüberwindlich schwieriger. Ihr ist, als habe sie sich durcharbeiten müssen durch jenes Waldgebirge, in dessen Bereich sie lebt; ein dicht verschlungenes und verwurzeltes Baumgeflecht hemmt Schritt wie Blick, da ist nicht Weg nicht Steg, nirgend eine Ruhestätte, in tiefen Schnee gehüllt ist Alles; wer sollte da nicht straucheln? *Regalium multiplicitatem gestorum nutando et vacillando aegerrime transcurri,* ruft sie endlich erschöpft aus. Aber indem sie den König begleitet auf dem Wege der glänzenden Thaten, die ihn zum Kaiserthum führen, und mit diesem abschliesst, verherrlicht sie ihn vielleicht am meisten. So scheint sie ihre Aufgabe verstanden zu haben, denn so hat sie dieselbe ausgeführt.

Auch ein sachlicher Grund war bei jener Beschränkung massgebend, der stärkste, den es vielleicht geben konnte. Der Darstellung der Kaiserzeit habe sie sich nicht unterziehen können *sine ducatu*, oder wie sie im Eingange sagt, *gesta Caesaris augusti, quae nec auditu unquam affatim valui colligere,* durch blosses Hören, aus mündlicher Ueberlieferung habe sie nicht vermocht, hinreichende Kunde davon zusammenzubringen. Sie weiss sich dieses Stoffes nicht Herr. Aber auch für die Königszeit kann sie ein gewisses Gefühl sachlicher Unzulänglichkeit nicht verleugnen, selbst im Gleichnisse nicht; *nullo duce, sed solo praemonstrantium nutu inductus,* betont sie immer wieder, *quia haec eadem nec prius scripta repperi*, *nec ab aliquo digestim sufficienterque dicta elicere quivi.* Der letzte Grund dieser Rathlosigkeit ist Mangel an schriftlichen Quellen und genügender mündlicher Mittheilung. Auch ihrer Fürstin führt sie das zu Gemüthe, *ipsa coniicere potestis.*

Mit andern Forschern habe ich früher angenommen, wie den Auftrag, müsse Hrotsuit auch den Stoff von Gerberg erhalten haben. Jetzt will es mir anders erscheinen, denn wäre dem in der That so, hätte sie ihr die mangelnde Kunde in dieser Weise vorhalten können? Das wäre eine Anklage, ihre Mittheilungen seien für den Zweck unzureichend. Wenn sie sagen durfte, nicht *affatim,* nicht *digestim, sufficienter,* habe sie diesen Stoff von irgend einem zu erhalten vermocht, so kann ihr Gerberg weder allein noch überhaupt

grosse zusammenhängende Mittheilungen gemacht haben. Diese hatte den Auftrag gegeben, einige Notizen, namentlich über ihren Vater Heinrich beigesteuert, ihre Theilnahme im Allgemeinen zugesichert. Man erwartet dem Kaiser gegenüber, dem Hrotsuit zunächst verantwortlich war für Alles, was sie der Nachwelt von ihm sagte, werde sie sich auf die Autorität ihrer Oberin und seiner Blutsverwandtin berufen; nicht einmal den Namen nennt sie, nicht die geringste Hindeutung auf jenen Brief. Allerdings weist sie die Vertretung des Inhalts von sich ab, 22:

Sed res, ut scripsi, sese sic prorsus habere,
Ipsi dicebant mihi, qui scribenda ferebant,

weil sie sich gegen die Anklage geflissentlicher Aenderung verwahren will. Sie kann sich des Verdachts, doch vielleicht einer falschen Fährte gefolgt zu sein, nicht erwehren, 18:

Nam sat formido, quod gesta tui modulando
Incaute sim falsa sequens, non vera retexens.

Dies wäre eine Entlastung auf Kosten Gerbergs, die ihr möglicher Weise *falsa* mitgetheilt haben könnte, die sie, selbst ohne deren Namen zu nennen, nicht vorführen durfte. Aber wer waren denn die *ipsi,* die mit entschiedenem Nachdruck betont werden, die in ihren Mittheilungen das zubrachten, was beschrieben werden sollte? Immer wieder wird man auf Wilhelm von Mainz hingeleitet, den sie in dem Briefe den *familiarissimus* der Gerberg nennt. Durch seine Direktion wird ein Buch dieser Art erklärlich, *praemonstrantium nutu*, wie es oben heisst, aber freilich die Klage über Mangel an Material ist auch ihm gegenüber befremdlich.

Noch grösseren Nachdruck legt sie auf die zweite Verwahrung, keine schriftliche Grundlage, keinen Vorgänger in ihrem schweren Werke gehabt zu haben. Auch deren hat sie in jenem Bilde nicht vergessen. Umsonst sieht sich der einsame Wanderer in dem schneebedeckten Walde nach den Spuren eines menschlichen Fusses um, denen er zu folgen vermöchte. Zweimal in dem Briefe, ebenso oft in der ersten Widmung, kommt sie darauf zurück, in der verschiedensten Weise hebt sie bald die materielle, bald die formelle Seite dieses empfindlichen Mangels hervor. Nicht an den *sententiis* redegewandter Männer hat sie ihre Unbeholfenheit aufrichten können, kein Vorbild, dem sie hätte vertrauen mögen, vor Augen gehabt, 14:

Sed non exemplum quisquam mihi praebuit horum,
Nec scribenda prius scripti docuere libelli;

wie sie begonnen, schliesst sie 28:

Ordine postremus non sit tamen iste libellus,
Quem prius exemplo constat scriptum fore nullo.

Denn bei der Erhabenheit des Helden ist es kein Zweifel, einst werden viele ihn zum Gegenstand ihrer Feier machen, manche haben es vielleicht schon gethan, 12:

Forsan gestorum plures scripsere tuorum.

Aber ihr Missgeschick ist, nichts von alledem in Händen zu haben, was ihr als Richtschnur dienen könnte.

Waren diese *plures* in der That schon bei der Arbeit? Wer waren sie, und woher wusste Hrotsuit von ihnen? War Widukind darunter? Alle diese Fragen drängen sich aufs neue heran, ohne dass man eine sicher begründete Antwort zu geben vermöchte. Dass hier an Widukind zu denken sei, habe ich vermuthet und wahrscheinlich zu machen gesucht, als Thatsache habe ich es nicht zu behaupten gewagt; wohl aber meine ich, in der Monographie über den Korveischen Geschichtschreiber als dessen Quelle die Gesta Oddonis erwiesen zu haben, eine Ansicht, die ich auch gegenwärtig festhalte. Nach jenen Untersuchungen würde ich es überflüssig erachten, an dieser Stelle noch einmal darauf zurückzukommen, wenn nicht Bedenken dagegen erhoben worden wären. Die Zustimmung scharfsinniger und bewährter Kritiker wie Waitz[1]), Dümmler, Maurenbrecher, begrüsse ich stets mit Freuden als Gewähr des richtigen Ergebnisses meiner Forschungen, und sie haben den früher übersehenen innern Zusammenhang beider Schriftsteller anerkannt. Ebenso Aschbach, der in meiner Zusammenstellung die Begründung seiner Hypothese sieht; sie hat geliefert, was ihm in der ersten Ausgabe noch fehlte, den Stoff, aus dem der humanistische Verfasser den Panegyrikus gemacht habe, denn „einer Gandersheimer Nonne hätte ohne grobe Irrthümer ein derartiges, mit der wirklichen Geschichte im Einklang stehendes historisches Gedicht gar nicht gelingen können“! Jedes weitere Wort darüber kann ich mir ersparen, und ich lasse es dahingestellt sein, ob Aschbach, der uns so Ungeheuerliches zumuthet, das Recht habe, mir Hypothesen und „ziemlich gesuchte Folgerungen“ vorzurücken [2]).

---

[1]) In den Gel. Göttinger Anzeigen 1867 S. 1429 ff. S. 1436.

[2]) S. 100, 107. Uebrigens weiss Aschbach S. 108, dass es im sechszehnten Jahrhundert noch zwei Redaktionen des Widukind gab, aber dass Odilos Leben der Adelheid M. G. IV, 637 zu lesen ist, weiss er nicht, sondern citirt es S. 110 nach Leibniz Scr. rer. Br.!

Waitz und Maurenbrecher [1]) bezweifeln, dass Widukind aus Hrotsuit geschöpft habe. Jener hält die von mir versuchte Erklärung dieses Verhältnisses für eine sehr künstliche und unsichere, viel einfacher sei es anzunehmen, das Umgekehrte sei der Fall gewesen, und auch dieser meint, für das letzte lasse sich Einzelnes anführen. Ich muss bekennen, die Gegenbemerkungen haben mich nicht überzeugt. Bevor ich darauf eingehe, mag mir noch ein Wort im Allgemeinen verstattet sein.

Wenn ich vor der Entscheidung nach persönlichen Gefühlen, die gewiss nicht in die Kritik hineingehören, und allzukühnen Annahmen gewarnt werde, so möchte ich an die folgende Stelle des Buches über Widukind erinnern: „Es sind Vermuthungen, die ich ausspreche, Möglichkeiten, die ich andeute, aber bei dem Mangel bestimmter Nachrichten, bei so zweifelhaften und dunkeln Verhältnissen wird das nicht unerlaubt sein [2]).“ Unter diesem Vorbehalte, den ich nicht überschritten zu haben glaube, habe ich mehr oder minder wahrscheinliche Auffassungen zu begründen versucht. Auf einem schwierigen Gebiete der Forschung, wo ein mangelhaftes Material oft die dunkelsten Fragen zur Lösung stellt, wird es fast unmöglich, ohne hypothetische Faktoren zu rechnen.

Indess wenn ein Schriftsteller, an dessen Aufrichtigkeit zu zweifeln kein Grund ist, die wiederholte Versicherung giebt, keine geschriebene Quelle gehabt zu haben; wenn sich ein zweiter findet, der diese Versicherung nicht giebt, vielmehr anderen Gewährsmännern nachweislich folgt; wenn dieser endlich auch mit jenem ersten wörtlich übereinstimmt, so kann ich nur den einen Schluss ziehen, der erste ist der ursprüngliche, der zweite der benutzende gewesen. Und Hrotsuits Versicherungen sind die bündigsten; ihr persönliches wie schriftstellerisches Interesse beruhte auf der Anerkennung, selbst ohne litterarische Hülfsmittel die erste gewesen zu sein, welche Ottos Thaten beschrieben habe. Wäre dem nicht so, dann würde sie wissentlich die Unwahrheit gesagt, sie würde ihrer Fürstin, dem Kaiser mit ehrfurchtsvollem Pathos eine grobe Lüge zum Besten gegeben, und sich der naheliegenden Gefahr einer schmählichen Ueberführung des Gegentheils ausgesetzt haben, Mit- und Nachwelt hätte sie getäuscht. Zu solcher Annahme berechtigt

---

[1]) v. Sybel Historische Zeitschrift 1867 S. 433 ff. S. 438.

[2]) S. 65, vgl. 47, 48. Um so dankbarer bin ich dem französischen Kritiker R. Reuss in der Revue critique d'histoire et de litérature 1868 S. 38 ff. für das Zeugniss, das er mir S. 41 giebt, möglichen und wahrscheinlichen Vermuthungen einen höheren Werth nicht beigelegt zu haben.

weder ihr Charakter, noch ist man überhaupt dazu berechtigt, es sei denn, es werde der bestimmte Erweis geführt. Ein oberster Grundsatz aller historischen Forschung ist es, jeder in sich glaublichen Angabe ihre Geltung zu lassen, bis das Gegentheil bewiesen wird.

Doch Waitz meint, die von mir aufgeführten Parallelstellen scheinen mehr für die Priorität Widukinds zu sprechen. Mir scheint bei einer Vergleichung z. B. des beiderseitigen Berichts über Ediths Tod II. 41, III. 1 und V. 395, 419, ist eher das Pathos des Verses dort zu erkennen, als bei Hrotsuit die Redewendungen des Prosaikers. Auch lässt sich zu den angegebenen Stellen noch manche andere hinzufügen, die vielleicht entscheidend sein könnte. Man vergleiche was Widukind von den italischen Verhältnissen sagt mit Hrotsuit 491 ff.

Widukind III. 7:

Eo tempore usurpato imperio regnavit in Longobardia homo ferus et avarus, et qui omnem iustitiam pecunia venderet Bernharius. Veritus autem singularis prudentiae reginae virtutem, a Hluthowico rege relictae, in multis eam afflixit, quo tanti decus splendoris extingueret vel certe obscuraret.

Hrotsuit 491:

Fudit in insontem concretum quippe furorem,
Iniustam vim reginae faciens Aethelheithae,
— —
Omne quod invenit dextra tollebat avara
Aurum cum gemmis —
717: *Se regnum pretio contestans emere magno,*
Nec fore culpandum, si ius fregisset avorum,
Sed magis Oddoni culpae meritum reputari,
Ipsi primates plebis qui venderet omnes.

Unverkennbar sind hier wörtliche Anklänge, wenngleich die Dinge etwas anders aufgefasst werden. Widukind begnügt sich, selbst ohne Adelheids Namen zu nennen, ihre Leidensgeschichte mit den dürren Worten *in multis eam afflixit* abzufertigen, während Hrotsuit sie in 120 Versen 467—587 bis ins Einzelnste darstellt, Beraubung der Schätze, Entziehung der königlichen Gewänder, des Dienstpersonals, Gefängniss, gefahrvolle Flucht. Wer eine solche Schilderung im Zusammenhange überblickte, konnte sie leicht in dem bildlichen Ausdruck zusammen fassen, Berengar habe so hohen

Glanz auszulöschen gesucht. Auch in den beiden folgenden Kapiteln wo von Konrads Stellung in Pavia und seinem Verhältniss zu Otto und Berengar die Rede ist, fehlt es nicht an wörtlichen Uebereinstimmungen, so III. 9 und 588 ff, 630 ff; III, 10 und 687 ff, 697, 702. Hrotsuit giebt 467—735 eine eng in sich zusammenhängende Darstellung der italienischen Verhältnisse in den Jahren 950 bis 952, reich an Einzelheiten, deren Widukind mit keinem Worte gedenkt, auch wenn sie für die deutsche Seite nicht minder wichtig sind. Sie erzählt klar, anschaulich, episch breit, es ist entschieden der beste Theil ihres Gedichts; wie hätte sie diese Fülle, fast 300 Verse, den kurzen drei Kapiteln des Korveischen Geschichtschreibers entnehmen können? Ausserdem wäre noch zu vergleichen II, 41 mit 421, 449; II. 36 mit 156, 390.[1])

Und wäre es denn wirklich so viel einfacher, wenn Hrotsuit Widukinds unvollendetes Buch, als wenn dieser das ebenfalls nicht abgeschlossene Gedicht jener benutzt hätte? Ich halte die Annahme für weit künstlicher, sie stösst auf weit bedeutendere Widersprüche, mit den Zeitbestimmungen wird sie gar nicht zu vereinen sein, denn die Priorität der Abfassung hat Hrotsuit für sich. Sie begann ihr Werk vor dem Tode Brunos, 61, Widukind das seine nach demselben I. 31. Wer meinem Versuche Widukinds ersten Entwurf bis auf 966 zurückzuführen, nicht beistimmen kann, wird um so entschiedener die Jahre 968 bis 970 festhalten; und wer der Ansicht ist, Hrotsuit habe ihr Gedicht vor dem 1. März 968 vollständig abgeschlossen, wird um so mehr annehmen müssen, jener als der später hinzutretende habe ihre Darstellung berücksichtigt. Denn die dritte noch mögliche Voraussetzung, beide hätten aus einer Quelle gemeinsam geschöpft, wird kaum Jemand vertheidigen wollen.

Vielleicht habe ich bei der Darlegung dieses Zusammenhangs einen zu grossen Nachdruck auf die Möglichkeit eines Hinweises in den Prologen Hrotsuits auf Widukind gelegt, zu stark mag ich es betont haben, seine Sachsengeschichte könne als Ergänzung der *Gesta Oddonis*

---

[1]) Maurenbrecher a. a. O. sieht in Widuk. II, 16, 17 und Hrotsuit 243, II, 4 und 151, Parallelstellen, in denen es „deutlicher“ hervorzutreten scheine, dass jener die Quelle gewesen. Die allgemeine Reflexion der ersten Stelle gründet sich bei Hrotsuit auf die Vorgänge bei der Belagerung von Breisach, wie sich aus 276 ff. ergiebt. Widukind dagegen spricht von der Schlacht bei Bierthen. Dass die Reflexion 150, Ottos Heere seien geschlagen worden, wenn sie *spernendo regalia iussa* gekämpft hätten, auf die vereinzelte Geschichte II, 4 hindeute, wo Ekkard mit 18 *electi* gegen die Slaven fällt, ist schwer zu glauben. Wörtliche Anklänge finden sich nicht, ich vermag in beiden Stellen keinen Beweis weder für noch gegen zu finden.

angesehen werden, und dadurch die wichtigeren Ergebnisse der Untersuchung selbst verdunkelt. Wenn sich beide thatsächlich ergänzen, so wird dadurch Widukinds Buch noch nicht zu einem blossen Füllstück herabgedrückt; es behält für Charakteristik der Zeit und Forschung den höchsten Werth, das glaube ich durch meine Arbeit selbst hinreichend erwiesen zu haben.

Doch vielleicht zu lange schon habe ich mich bei dieser Nebenfrage verweilt; ich kehre zur Hauptsache zurück.

Noch weniger sind andere historiographische Hülfsmittel nachzuweisen.[1]) Fraglich mag es sein, ob die Erwähnung König Oswalds von Nordhumbrien, aus dessen Stamm Editha entsprossen ist, dessen Ruhm der Erdkreis verkündet, *canit orbis,* weil er für Christus in den Tod gegangen, aus Beda entnommen sei, oder ob man darin vielleicht eine Hinweisung auf eine ältere verlorene Redaktion des dem 12ten Jahrhundert angehörigen Gedichtes Sanct Oswalds Leben sehen dürfe.[2]) Einmal scheint ihr ein Dokument ganz anderer Art zu Gebote gestanden zu haben, ein Brief Ottos an Liudolf 1144 ff. Auch mit sonstigen Beziehungen auf ihre Quellen ist sie sehr sparsam. Edithas Schönheit und Tugend ist berühmt durch *praeconia laudis* ihres Vaterlands und das Urtheil alles Volks; an der Gottgefälligkeit der frommen Königin kann Niemand zweifeln, *qui meritum vitae scivit laudabile castae* 90, 408. Hrotsuit spricht aus eigener Anschauung, war sie bei dem Tode Edithas etwa sechszehn Jahr alt, so konnte sie einen persönlichen Eindruck erhalten haben. In dem Berichte über Adelheids Flucht weist sie mit dem *constat* 541 ebenfalls auf allgemein bekanntes hin; ihre genauere Kunde von der Verschwörung von 941 verbirgt sie hinter einem abschwächenden *fertur* 321.

Bei dieser vorsichtigen Haltung, mit der sie bestimmte Angaben ihrer Quellen und besonders die Nennung von Namen vermeidet, um andern nicht eine Verantwortlichkeit zuzuschieben, die sie selbst fürchtet, ist es auch hier nur der Weg der Prüfung im

---

[1]) Maurenbrecher S. 439 deutet auf die Benutzung der Historia Ottonis Liudprands durch Widukind und Hrotsuit hin. Möglich ist sie, den begründeten Nachweis dafür zu geben, halte ich für viel schwieriger als für den Zusammenhang Widukinds und Hrotsuits. Dagegen benutze ich diese Anregung auszusprechen, dass der Cont. Reginonis Liudprands Buch gekannt habe. Das Weitere darüber behalte ich mir vor.

[2]) Bedae historia eccles. Anglor. III, 9. Sant Oswaldes Leben, herausgegeben von Ettmüller Zürich 1835, beruft sich mehrfach auf eine ältere Quelle V. 6. 2076, *daz buoch, daz tiutsche buoch;* Wackernagel Gesch. d. d. Litt. S. 163.

Einzelnen, der zum Einblick in den Werth ihrer Nachrichten führt. Aus der Gruppirung des Gleichartigen werden sich Rückschlüsse auf die Quellen ziehen lassen; aus dem was sie allein, oder wie sie es neben andern Zeugen berichtet oder verschweigt, wird man eine Ansicht ihrer Gesammtauffassung und der Bedeutung des Buchs gewinnen können.

Den Stoff, der ihr zuerst als nicht zu überwältigende Masse erschien, hat sie klar begrenzt und übersichtlich gesondert [1]. Seine Beschränkung nach beiden Seiten spricht sie 12 und 1483 aus; was Heinrich I. als König, was Otto als Kaiser Grosses gethan, scheidet sie ab. Jenes *excedit denique vilis Huius carminuli textum*, und *Hactenus Oddonis famosi denique regis Gesta — cecini;* der Ton liegt auf *regis.* Den Kern bildet die Zeit von Mitte 936, wo Otto König, bis zum 2. Februar 962, wo er Kaiser wird. Von diesem inhaltschweren Vierteljahrhundert war ganz ohne Rückblick auf die frühere Zeit nicht wohl zu reden, und eine epilogische Erwähnung späterer Ereignisse wollte sie sich nicht versagen, so gewinnt das Buch nach beiden Seiten eine weitere Ausdehnung auf fast ein halbes Jahrhundert. Was mit der Wahl Heinrichs I. begonnen hat, findet in seines Enkels Kaiserkrönung eine zweite Bestätigung. Einen besonderen Titel hat das Gedicht in der Handschrift nicht, aber nach 1483 wäre der entsprechendste *Oddonis regis Gesta*, zumal die *Gesta* auch im Brief an Gerberg und der Widmung an Otto I. 12, 18, erscheinen. *Carmen* heisst es ebend. 7, *carminulum* im Texte 13, *libellus* im Prolog an Otto I. 15, 28 und Prol. II, 14, *liber* in den Primord. Gand. 81; zweimal wird es *textus*, zweimal *series* genannt Prol. II, 5, 34 und im Text 13, 1507.

Sechs Stoffgruppen lassen sich unterscheiden, die erste prologischer, die letzte epilogischer Natur. 1. Heinrich I. und seine Familie 1—124, von 919 bis 936; 2. Ottos Kämpfe bis auf Edithas Tod und Liudolfs Verheirathung 125—466, umfasst zwölf Jahr, 936 bis 948; 3. Adelheid und die langobardische Krone 467—734, von November 950 bis Anfang 953; 4. die innern Kämpfe und ihre Folgen 735—1188, ging unzweifelhaft bis zu Ottos zweitem italienischen Zuge 961; davon sind nur 48 Verse, 1141—88 vorhanden; in der Handschrift fehlt ein ganzer Quaternio mit 388 Versen, wie Pertz berechnet; 5. Herstellung des Kaiserthums 1188—1482, von August 961 bis 2. Februar 962; mit sechs Blättern sind abermals 290 Verse verloren gegangen, im Ganzen also 678, und nur 4 erhalten. Endlich 6. 1483—1517 Ueberblick der Jahre 962—67. Aus

[1]) Einen Ueberblick giebt auch Maurenbrecher De historicis saeculi decimi S. 57 ff.

dieser Gruppirung ergiebt sich, relativ am reichsten sind der dritte und fünfte Abschnitt, dort kommen auf zwei Jahr 268, hier auf ein halbes Jahr sicherlich 200 Verse, da die Abgrenzung von 4 und 5 sich nur ungefähr vermuthen lässt; es sind die beiden italienischen Züge von 952 und 961. Dazu kommen die 48 Verse aus 4, die von Liudolfs Unternehmung 956 handeln, endlich der Epilog mit 34 Versen, die abermals nur Italien gelten[1]). Von 1517 Versen im Ganzen, welche die Geschichte von 48 Jahren enthalten, kommen 560, zwei Fünftel allein auf die Thaten zweier Jahre, deren Schauplatz Italien ist. Nach dieser äusserlichen Berechnung ist es klar, wo Hrotsuit am meisten giebt, wo sie am besten unterrichtet zu sein glaubt, wo der Schwerpunkt ihres Buchs ruht, in Italien, den italienischen Dingen, im Kaiserthum. Mochte sie es immerhin *Gesta Oddonis regis* nennen, es war der *imperator*, den sie feierte.

1. Der Ausgangspunkt ist die Uebertragung des Reichs von den Franken auf die Sachsen, seit Heinrich, der von den Seinen zuerst das Königsscepter zum Besten des Volks gerecht und weise geführt hat. Auf jene *clara gens* geht die Herrschaft über, welche den Namen hat *a saxo per duritiam mentis bene firmam* 5. Man erkennt die Gelehrte; nicht die volksthümliche Ueberlieferung von dem Schwert, die ihr nicht unbekannt gewesen sein kann, fällt ihr ein, sondern eine klassische Etymologie mit volksthümlicher Deutung; von der steinernen Härte des Sinnes, die in Kampf und Druck nicht nachgiebt, hat das Volk den Namen. Heinrich führt das Scepter *pro populo;* es soll ein Unterschied gemacht werden zwischen *gens* und *populus*. Da man auf eine systematisch umfassende Entwickelung dieser und verwandter Begriffe, bei der Eigenthümlichkeit des Materials, das Hrotsuit bietet, verzichten muss, scheint es gerathen, dieselben sogleich mit Herbeiziehung verwandter Stellen aus den andern Büchern zu erläutern.

Gens scheint der besondere, *populus* der allgemeine Begriff; jener hebt das Eigenthümliche, das Nationale, das kriegerische Element mehr hervor. Die *gens Saxonum* ist die erste, *clara*, *fortis, strenua* Gest. 669, Prim. 566. Neben ihr steht die *famosa gens Bojoariorum, Anglorum* im Besitz einer *terra sat deliciosa;* ihnen feindlich gegenüber die *gens ferox Italiae*, *rebellis Avarorum*, die *saevi* und *hominum monstra* sind, endlich in weiterer Ferne die *barbari,* die heidnischen Sarracenen; Gesta 374, 75, 480, 620, 715, 389. Pelag. 32, 38, 245. Dem Sceptrum entspricht als grössere Masse der *populus;* besonders da erscheint dieser, wo es mehr auf das Ethische

[1]) Danach ist das Widukind von Korvei S. 45 Gesagte zu praecisiren.

ankommt, wo Stimmungen der grossen Menge, Schmerz und Theilnahme, Neigung und Hoffnung ausgedrückt werden sollen, so Gesta 123, 270, 317, 411, 424 u. s. w. Oder wo ein Gegensatz zu einer höhern leitenden Gewalt dargestellt wird, denn *populus regitur imperio,* er ist *imperio iurique subactus,* er wird durch einen Eid gebunden, Gesta 709, 127, 226, 613, 1163. Die Bedeutungen laufen hier ineinander, *populus* ist dann wieder gleich *gens.* Unter *populi* werden zunächst die deutschen Volksstämme verstanden, z. B. *Francorum, Suevorum* Gesta 161, 226, 452, Gongolf. 20, 339, 366. *Gentes, gentiles, nationes* sind im Sinne der Vulgata die Heiden, *feroces, indomitae,* welche die Kirche zerfleischen, aber dem Joche Christi unterworfen werden sollen, Gesta 44, 144, 381, Pelag. 106, Dionys. 119. *Plebs* scheint mehr dem allgemeinen Sinne von *populus* zu entsprechen, sie ist *fidelis, subiecta,* die theilnehmende, Gesta 36, 170, 387, 621, 692; das *vulgus,* das seine Sprechweise hat, steht den *proceres* gegenüber, auch ist es der grosse Heerhaufe Prim. 542, Theoph. 17, Pelag. 115. Die Heimath der *gens* wie des *populus* ist die *patria,* die *cara, amanda,* sie meiden zu müssen ist eine schwere Strafe, Gesta 90, 201, 207, 335, 388, Gongolf. 426.

Nachdem Hrotsuit in den ersten Versen die Berufung der Sachsen in das Erbe der Franken angedeutet hat, geht sie auf das leitende Geschlecht im Besondern über, und entwirft in gedrungenen Umrissen ein allgemeines Bild der Regierung Heinrichs I. Er überragt die Könige seiner Zeit, er ist streng, gerecht, ein Bringer des Friedens, so lange er lebte, war ihm die *civilis pax* beschieden. Sie hebt dies um so bedeutungsvoller hervor, als sie nachher zu berichten hat, wie zur Zeit Ottos die Ruhe des Volks durch die Arglist des alten Feindes gestört worden sei. Auffallend ist der Irrthum in der Zeitbestimmung, nach dem sie Heinrich eine Regierungsdauer von nur sechszehn Jahren, freilich mit einem zweifelnden *ni fallor* 20, zuschreibt. In gleicher Kürze charakterisirt sie die drei Söhne, die in Eintracht das väterliche Reich fortführen sollen, so dass zwei unterthan seien dem Einen, der unter ihnen hervorstrahlt gleich dem aufgehenden Morgenstern, Otto, den Gott dem gläubigen Volke zum Herrscher gesetzt hat. Dass sie in der Personalkenntniss der zweiten Generation besser unterrichtet sei, zeigt sich, wenn sie 57 sagt, Bruno, der dritte Sohn, sei früh dem Busen der Mutter wie dem Glanze der Pfalz entzogen worden, weil er nach des Vaters Willen ein Streiter Christi werden sollte. Bekanntlich wird das bestätigt durch Ruotgers Bericht von Brunos Erziehung durch Balduin von Utrecht.

Wer solche Andeutungen machen konnte, wusste mehr der Art zu sagen, das zeigen die folgenden sechszig Verse, in denen die Erzählung sich in charakteristischen Einzelheiten zu entfalten beginnt, denn es handelt sich um die Verheirathung des erstgebornen königlichen Jünglings. Heinrichs Werbung durch eine Gesandtschaft um Editha, die Tochter Edwards, bei ihrem Halbbruder, dem Könige im Lande der Anglen, dessen Abstammung von einer andern Mutter unedlern Geschlechts, während jene von glorreichen heiligen Ahnen, aus dem Stamme des königlichen Märtyrers Oswald ist, die Entsendung der Braut in Begleitung ihrer jüngern Schwester Adiva, damit Otto die Wahl habe; das Alles sind Angaben, die in dieser Genauigkeit allein Hrotsuit macht. Und nur wer aus erster Hand unterrichtet war, konnte sie so machen, das beweisen die Irrthümer der andern Zeugen, die in den verwickelten Familienverhältnissen eines wenig bekannten Fürstenhauses sich schwer zurecht finden [1]), während die englischen auf Hrotsuits Seite stehen. Nennt sie die Mutter Athelstans, sie hiess Egvina, 82 *generis mulier satis inferioris*, so bezeichnen Wilhelm von Malmesbury und das Chron. Ramesiense sie gradezu als *concubina* [2]). Der beste Gewährsmann ist Ethelward, ein Abkömmling des angelsächsischen Königshauses und Geschichtschreiber, der um das Jahr 1000 sein Werk mit einem Widmungsbriefe einer deutschen Verwandten, *Mathildi consobrinae*, zuschickte, auf deren Wunsch er ihre Blutsverbindung darlegte, wie sein Gedächtniss sie bewahre und die Vorfahren gelehrt hätten. Er bezeugt wie Hrotsuit: *Alias vero duas Aedeftanus rex tali ratione misit ad Oddonem, ut quae ab eis placuisset sibi in matrimonium elegisset, cui visa melior Eadgyde, ex qua tu principium tenes nativitatis* [3]).

---

[1]) Waitz Heinrich I. S. 138.

[2]) Lappenberg Geschichte von England I, 364.

[3]) S. den Brief in der Note 32 zu den Abschnitten Ex Willelmi gestis regum Angl. M. G. X, 460, über Ethelward Lappenberg I, S. LVI; auch Leibniz ann. imp. II, 403 und Scheidt Orr. Guelf. IV, 392 haben mit Berücksichtigung der englischen Geschichtschreiber diese Fragen behandelt. Die letzten im Text angeführten Worte beweisen deutlich, die *Mathildis consobrina*, an die der Brief gerichtet ist, könne nicht Ottos I. Tochter dieses Namens sein, wie Waitz annimmt, denn diese war ja eben nicht von Editha geboren, auch war sie bereits 999 gestorben. Nur Liudolfs gleichnamige Tochter, nach Ann. Quedl. gestorben 1011, kann gemeint sein, von ihr, der Enkelin Ediths, gelten jene Worte; sie war Aebtissin von Essen. Dass die angeredete Mathilde geistlichen Standes gewesen, geht aus der Zuschrift *verae Christi ancillae* hervor. Lappenbergs Auskunft a. a. O. scheint mir sehr zweifelhaft.

2. Mit der Nachfolge Ottos und einem allgemeinen Ueberblick seiner durch Triumphe der göttlichen Allmacht glänzenden Herrschaft, beginnt die zweite Gruppe, umfassend die Zeit etwa bis auf den Anfang der italienischen Verwickelungen. Von diesen inhaltschweren Ereignissen werden in den 342 Versen bis 466 vorgeführt, Heinrichs Heirath mit Judith, seine Gefangenschaft bei Eberhard, seine Theilnahme an der Empörung 939, die Verschwörung 941, Heinrichs Busse, sein Herzogthum in Baiern, Edithas Tod, ihre beiden Kinder, deren Verheirathung, Liudolfs Popularität und die Feststellung seiner Nachfolge im Reiche. Sehr ungleich sind diese Grundzüge ausgeführt, aber im Einzelnen bewährt sich auch hier Hrotsuits Kunde. Sie hat Recht, wenn sie Heinrichs Heirath mit Judith zeitlich als das erste und wichtigste Ereigniss voranstellt, denn sie fällt nicht zusammen mit dem Herzogthum [1]), das ihm erst später nach der Busse von 941, *post aliquot spatii tempuscula parvi* 372 übertragen wird, während die zusammenhängenden chronologischen Andeutungen zeigen, nur vor der Gefangenschaft bei Eberhard könne die Ehe vollzogen worden sein, 160, 168, 179, d. h. wie Pertz angesetzt hat, 938. Genauer vor dem 28. Juli dieses Jahres, wo Thankmar, der Heinrich an Eberhard ausgeliefert hatte, in der Eresburg fiel, und nach Ottos Feldzuge nach Baiern, denn die Besiegung der Arnulfinger war die nothwendige Voraussetzung dieses wichtigen Ereignisses [2]). Hrotsuit lässt diese Kämpfe nur im Hintergrunde erkennen. Nach dem Abschluss jener Ehe heisst es 160:

— fuerat pax undique nostris
Ad tempus modicum libitoque minus populorum,
Bellorum certe saevo clangore tacente;

gleich darauf wird auch der *aligeni* als Besiegter erwähnt 168. Des Glückes eines tiefen Friedens hätte man gewiss sich erfreuen können, wenn der alte Feind nicht aufs neue Unfrieden gesäet hätte, und jenes unheilvolle *bellum civile* zwischen den Vasallen, dann den Herrn selbst, Heinrich und Eberhard, ausgebrochen wäre 169. Die *aligeni* können nach 380, wo ebenfalls die *tela* als ihre Waffe bezeichnend hervorgehoben werden, nur die Ungarn von 938 sein. Man erkennt die Methode der Verfasserin, manches schiebt sie bei Seite, weil es nicht wichtig genug scheint oder in den Rahmen ihres Bildes nicht passt, oder weil sie es nicht ihres Berufes glaubt von Dingen

---

[1]) Wie ich in den Jahrbüchern Ottos I. S. 61 irrthümlich angenommen habe.

[2]) Den Tag giebt das Merseburger Todtenbuch. Cont. Reg. 938, Widuk. II, 11; vgl. M. G. IV, 322.

zu sprechen, die schwieriger zu fassen sind, jenseits der Grenzen ihres, oder vielleicht überhaupt menschliches Gesichtskreises liegen. Als sie der wiederholten Rettungen Ottos durch Gottes Gnade erwähnt, sagt sie 237:

Non me plus licito tantae sophiae fore iacto,
Ut sperem plene verbis edicere posse;

dann:

Sed nec hoc fragilis fas esse reor mulieris,
Inter coenobii positae secreta quieti,
Ut bellum dictet, quod nec cognoscere debet,
Haec perfectorum sunt conservanda virorum.

Endlich 248:

Hoc dico solum, recte quod dicere possum.

Sie spricht ein Princip aus, das im Munde des Geschichtschreibers nur die höchste Anerkennung finden kann; aber auf die Ausführung im Einzelnen kommt es an, da lassen die angeführten Worte eine gewisse Dehnbarkeit vermuthen, für die sich Beispiele finden werden. Ueber den Angriff auf Baduliki drückt sie sich vorsichtig aus, nicht Eberhard persönlich schreibt sie ihn zu, *legiones — ex inproviso mittens* sagt sie 182, aber, fügt sie hinzu, Heinrich sei sogar in Fesseln geworfen. Erst dadurch wird Widukinds Ausdruck, wie ein *mancipium* sei er behandelt worden, deutlich. Aber in sehr allgemeinen Zügen wird Eberhards und Gieselberts Bund mit Heinrich zu Gunsten dieses, abgethan, erst der Tod der beiden Herzoge gewährt wieder einen festen Punkt. Doch sie weiss, die Verschwörung von 941 sollte am Ostertage zum Ausbruche kommen; dass am Weihnachtsfeste Heinrich seinem Bruder sich reuig in die Arme warf, dass er im Büssergewande mit entblössten Füssen, unerwartet in der Kirche erschien, ist ein in manchen Zügen genaueres Bild dessen, was der Fortsetzer Reginos in allgemeinen Umrissen berichtet. Wenn sie nach der Klage um Edithas Tod und der Schilderung, welche Liebe ihre Kinder bei allem Volke gehabt, von Liudolfs Nachfolge im Reiche, von seiner Heirath mit Herzog Hermanns Tochter erzählt, und hinzufügt, wie es Ottos Wille gewesen, Sohn und Schwiegertochter sollten ihm stets in der Pfalz zur Seite bleiben, mit ihm durch die Lande des Reichs ziehen, und Ida wie die Königin selbst geehrt werden, *vice reginae summo veneratur honore* 459ff. 466; so ist auch das eine Nachricht, die sich nur hier allein aus genauer Kenntniss der persönlichen Verhältnisse findet. Mir scheint sie höchster Beachtung werth und wohl geeignet, manches

in den spätern Vorgängen zu erklären. Der König hat dem Sohn die Nachfolge nicht nur staatsrechtlich gesichert, er behandelt ihn als Stellvertreter, will ihn als ersten im Reiche anerkannt wissen; Daher Liudolfs Enttäuschung nach Adelheids Eintritt, seine Befürchtung, den Macht- und Ehrenplatz aufgeben zu müssen, und 747 *forte locum subire secundum.*

3. Die Fülle eigenthümlicher Nachrichten bringt Hrotsuit in der dritten Gruppe 467—734, deren Heldin Adelheid fast ausschliesslich ist, ohne Zweifel nach Inhalt und Form der gelungenste und anziehendste Theil des Buchs. Die Gefahren und Abenteuer, unter denen es der jungen Königin gelingt, dem Gefängnisse und ihren tyrannischen Drängern zu entfliehen, um dann an der Hand des mächtigen Königs, der das Racheschwert führt, zurückzukehren, mussten sie bald zur Heldin von Volkssage und Lied machen, und gern füllte die nachdichtende Phantasie, wo in den Thatsachen eine Lücke geblieben zu sein schien. Bekannt ist, wie in die späteren Darstellungen die Sage Eingang gefunden hat. Unter allen ist Hrotsuits Bericht der älteste, nach Zeit und Verhältnissen steht er dem Hauptcharakter am nächsten, der epischen Ausführung ungeachtet, ist er der einfachste, am wenigsten abenteuerliche, er bringt nichts, was unter ausserordentlichen Verhältnissen nicht als Thatsache gelten könnte.

Nur eine Darstellung giebt es, die sich ihm vergleichen kann; auch diese ist später, kürzer und dennoch gewaltsamer, die Vergleichung mit Odilos Epitaphium Adelheids fällt nur zu Gunsten Hrotsuits aus. Der geistliche Berather der Kaiserin konnte sich rühmen, sie aus Rede, Umgang und That zu kennen; oft hatte sie sich im Gespräche mit Freunden erinnert, was sie in jener Zeit gelitten, wie Gott sie aus den Händen ihrer Verfolger errettet habe [1]). Aber Odilo schrieb nach ihrem Tode mit der Hingebung, wie an eine Heilige. Die Mittheilungen waren fast ein halbes Jahrhundert später gemacht worden, als die hochbetagte Fürstin selbst sie mit andern Augen betrachtete, als Zuchtmittel ihrer übermüthigen Jugend; manches mochte sich verdunkelt haben. Nur einen Zug theilt er mit, der die Situation ausmalt, ohne die Hauptsache weiter zu führen, und schon darum etwas Sagenhaftes hat, die Begegnung mit dem Fischer, der die Königin aus Hungersnöthen errettet. In allem Andern ist er sehr kurz. Aus dem Gefängnisse wird sie *divinitus* befreit, während der Fortsetzer des Regino sich auf die nüchterne Bemerkung beschränkt, durch ihre Klugheit habe

[1]) c. 2, 5 M. G. IV, 638, 639.

es die Königin durchgesetzt. Im Gefängnisse wird sie nach Odilo von Berengar und Willa *diversis angustiata cruciatibus, capillis caesarie detractis, pugnis frequenter agitata et calcibus.* Von solchen Brutalitäten sagt Hrotsuit nichts, waren sie vorgekommen, so mochte sie ihre Gründe haben, die Kaiserin daran nicht zu erinnern. Dem Raufen des Haars entspricht indess 498, Berengar habe ihr auch das Diadem geraubt, *regalis sertum praenobile frontis.* Ausser der Dienerin steht ihr jener Presbyter, wohl als Beichtvater 534 zur Seite, der schliesslich das Werkzeug der Rettung wird, während er bei Odilo Nebenperson ist. Die Untergrabung der Kerkermauern war ein Werk des kühnsten und beharrlichsten Muths, aber in einer Zeit von vier Monaten, denn nach dem Merseburger Todtenbuche dauerte die Haft vom 20. April bis 20. August [1]), liess sie sich durchsetzen, und ähnliche Dinge sind auch sonst wohl vorgekommen. Die Verfolgung und Zuflucht in Wäldern und hohen Maisgefilden, die endliche Rettung hinter die festen Mauern des Bischofsitzes von Reggio, wo sie bleibt, bis sie neuen und grössern Ehren entgegen geführt wird, 520, 586, das Alles schliesst sich so einfach aneinander, dass kaum einem bedeutenden Zweifel Raum bleiben kann, während bei Leo von Ostia [2]), Donizo [3]), oder gar in der Chronik von Novalese [4]) in der Masse des phantastisch Sagenhaften kaum noch einige historische Grundzüge zu erkennen sind. Dass Hrotsuit von der breit ausgeführten Belagerung Canossas gar nichts weiss, spricht nicht zu Gunsten dieser Geschichte.

Woher hatte sie diesen Reichthum persönlicher Nachrichten? Doch wohl aus erster Hand. So ins Einzelne gehend und ergreifend konnten nur die berichten, welche dergleichen Schicksale selbst durchlebt und diese Schrecken erfahren hatten, nur die Dienerin und jener Geistliche, die mit der Königin entflohen waren. Gewiss hatte sie früher im sichern Gefühl des Sieges, des unerwarteten Umschwungs, im vertrauten Kreise der Ihren dieser Kämpfe öfter gedacht als später in den Zeiten Odilos. Mochte die Geschichtschreiberin es auch nicht unmittelbar aus ihrem Munde haben, aus ihrer Nähe musste es gekommen sein. In die Hand der Kaiserin sollte das Buch gelangen, wie hätte man dieser zumuthen dürfen, über die schwersten Augenblicke des eigenen Lebens etwas zu lesen, was mit der Wahrheit nicht bestand?

---

[1]) Dümmler in Neue Mittheilungen d. Thür.-Sächs. Vereins XI, 10, 17.
[2]) Chron. Casin. I, 61 M. G. VII, 623.
[3]) Vita Mathildis 145 ff. M. G. XII, 355.
[4]) V, 10—12 M. G. VII, 113.

Auch weiter folgen eigenthümliche Nachrichten. Im Rathe Ottos wird das Geschick der Königin zuerst von Männern zur Besprechung gebracht, die auf frühern Romfahrten ihre Güte persönlich erfahren haben; so reift der Entschluss des italienischen Zuges. Berengar flüchtet in seine Burgen, Otto nimmt Pavia und sendet seinen Bruder Heinrich über den Po, um die geprüfte Dulderin mit königlichen Ehren heimzuholen, und vor das Antlitz ihres Befreiers und künftigen Gemahls zu führen. Hier bildet sich die enge politische Verbindung zwischen der Königin und ihrem Schwager, die zunächst aus dem gemeinsamen Gegensatze gegen Berengar hervorgeht. Hrotsuit bezeichnet sie auf seiner Seite als *ius* und *studium servi,* auf ihrer als *affectus pius*, 624 ff., 653, 679. Auch über Berengar II., wenn schon sie 485 ihn zum Sohne des ersten macht, und sein Verhältniss zu Otto ist sie wohl unterrichtet, den Tod Lothars schreibt sie ihm nicht zu. Sie kennt die Unterwerfung Berengars 952 als ein Ergebniss der Politik Konrads, *ingenii arte profundi* 699, wie Widukind III, 7 sagt *persuasus*, und der Fortsetzer des Regino *consilio ducis*, wird er *subiectus.* Hoher Werth aber ist auf die wenig beachtete Nachricht 717 zu legen. Nach der Rückkehr aus Deutschland 952 wird Berengars Gewaltregiment drückender als je zuvor, dafür giebt sie aus seinem Munde folgendes Motiv:

Se regnum pretio contestans emere magno
Nec fore culpandum, si ius fregisset avorum,
Sed magis Oddoni culpae meritum reputari,
Ipsi primates plebis qui venderet omnes.

Fast scheinen die Worte mit Absicht in ein gewisses Dunkel gehüllt, dennoch ergiebt sich daraus eine unerwartete Beleuchtung der italienischen Verhältnisse. Die Zeugen, die überhaupt von Berengars späterer Politik sprechen, klagen ihn der Willkür und habgieriger Erpressung im Allgemeinen an. Am einfachsten drückt sich der Fortsetzer des Regino aus, wenn er zu 952 sagt: *Omnia haec in episcopos et comites ceterosque Italiae principes retorsit, omnibus eos odiis et inimicitiis insequens,* aber auch das lässt vielen Fragen Raum. Bei Hrotsuit gesteht er zu, das alte Recht, *ius avorum*, zu brechen, aber er könne nicht anders handeln; nicht auf ihn falle die Schuld, auf Otto, der ihm die Grossen des italischen Volks insgesammt verkauft habe. Darin liegt zweierlei. Einmal, dass nach der Unterwerfung zu Augsburg, nach dem Lehnsvertrage und der Abtretung Veronas und Aquilejas, eine Führung der Regierung auf alter Grundlage nicht mehr möglich gewesen sei, neue Hülfsquellen

mussten eröffnet werden; zweitens behauptet er, freie Hand dafür von Otto selbst um einen hohen Preis, durch Abtretungen und schwere Verpflichtungen, erkauft zu haben. Bis auf einen gewissen Punkt war das ohne Zweifel begründet. Der Staat, der einen Theil seines Gebiets verloren, und dazu neue dauernde Leistungen nach Aussen übernommen hatte, konnte das aus alten Mitteln allein nicht decken, Erhöhung der Steuerlast, straffere Verwaltung, waren unausbleibliche Folgen, dabei brauchte von einer Neigung des Regenten zu persönlichen Uebergriffen nicht die Rede zu sein. Nicht minder lag es in der Natur dieses Staats, wenn Bischöfe und weltliche Dynasten von solchen Massregeln am schwersten betroffen, und ihre Klagen die lautesten waren. Berengar hatte seine Krone in der That zurückgekauft, es hatte einen gewissen Anschein, wenn er die Beschwerdeführer an Otto verwies, von dem zuletzt Alles ausgegangen sei. Aber eine gehässige und ungerechtfertigte, wenn schon begreifliche Anklage war es, Otto habe ihm um diesen Preis die Herrschaft, ja die Grossen des Landes selbst, verkauft. Wie hätte dieser dazu kommen sollen, jene Männer, die ihm mit offenen Armen entgegen gekommen und bereits als Herrn anerkannt hatten, 631, 684, einem Fürsten vertragsmässig aufzuopfern, der stets sein Feind bleiben musste? Vielmehr waren sie ihm die willkommensten Bundesgenossen, die er als politisches Werkzeug für künftige Fälle zu schonen hatte. Daher ist es erklärlich, wenn Otto, sobald ihm die Folgen der Haltung Berengars fühlbar wurden, sogleich einzugreifen denkt 722, aber er wird gehemmt durch Liudolfs Erhebung.

4. Von der vierten Gruppe 735—1188, welche die Geschichte der inhaltschweren Jahre 953 bis 961 gab, sind nur 17 vorbereitende Verse und der Rückblick auf Liudolfs siegreichen Feldzug von 956 erhalten, dessen Ergebnisse in der Paraphrase des merkwürdigen Briefs Ottos an seinen Sohn 1145 ff. angedeutet werden. Er stimmt zu dem, was der Fortsetzer des Regino in die Worte zusammenfasst, *totius pene Italiae possessor efficitur.* Eigenthümlich ist ferner die Nachricht von einem neuen Verhältnisse beider Länder, wonach das langobardische *regnum* unter dem deutschen *imperium* Liudolf übertragen werden soll 1154. Schon ist die Marschroute nach den Ortschaften, wo man auf der Rückkehr rasten will, bestimmt 1179, als dieser plötzlich stirbt und dadurch alles Weitere vereitelt wird. Die vier Verse der 5. Gruppe, die allein noch übrig sind, lassen als deren Inhalt, die genaue Schilderung der Kaiserkrönung nicht nur Ottos, sondern auch Adelheids erkennen. Dann folgt 6. der Epilog 1483—1517.

Gewiss besitzen wir in diesem Gedichte ein bedeutendes Denkmal des Ottonischen Zeitalters, in dem mancher einzelne Zug von nicht geringer Wichtigkeit erhalten ist; aber das Ganze trägt mehr einen persönlichen als sachlich gegenständlichen Charakter. Wollte man es unternehmen, daraus ein Gesammtbild der Zustände herzustellen, so würde das lückenhaft, in den Umrissen sehr unsicher und verschwommen ausfallen. In dem Sinne wird man das Buch nicht mit demselben Masstabe messen können, wie das Widukinds. Schon in der Form des Verses musste manches eine andere Gestalt gewinnen, dann aber wird man nicht vergessen dürfen, man hat es mit einer Frau zu thun, die für allgemeine Zustände weder die Theilnahme noch das Organ der Auffassung, oder die Absicht der Darstellung hat. Was sie derartiges bringt, geschieht nebenher, es ist Umgebung, Scenerie der Hauptfiguren. Um indess auch nach der Seite den Inhalt zu veranschaulichen, stelle ich hier noch einige sachliche Züge, zugleich mit Berücksichtigung der Primordia, zusammen, die das Gesagte bestätigen werden.

Ein Schwerpunkt, wenn auch nicht der allerwichtigste, für diese Existenzen, die sie schildert, ist das *regnum*, der Gipfel des Lebens, *culmen*, *honor*. Es erscheint als freier, fast erblicher Besitz des Geschlechts; von dem Wahlrecht der Herzoge oder des Volks ist wenig die Rede, kaum dass es angedeutet wird. Wie aber kam dann Heinrich I. dazu? Hrotsuit geht nicht über die Thatsache hinaus; *suscepit regia primus sceptra* sagt sie, er ist *rex satis aptus, futurus,* Gesta 7, Primord. 70, 563; er zuerst übernahm das Scepter, berufen durch göttliche Verheissung. Zum Lenker des Volks nach seinem Tode ist der *primogenitus* Otto ersehen, und in diesem Sinne *electus;* die Ruchlosen sollen nicht hinterlistig die Herrschaft an sich reissen, Gesta 27, 37, 70, 79, 129, Prim. 73, 565. Der Theilnahme des Volks gedenkt sie nur einmal gleichgültig. Unter seiner Zustimmung wird Otto gesalbt, *voto cuncti iam respondente popelli,* Gest. 130. Sonst sind Reich und Scepter *paterna*, aus väterlichem Sinne erhebt er seinen Sohn zur Ehre der Herrschaft, Gest. 442.

Daher ist es höchster Ruhm, Sprössling einer Reihe königlicher Ahnen zu sein, *summum germen regum,* eines *longum stemma*, das edle Blut, die *generositas,* durchdringt wie die ursprüngliche Lebenskraft alle Aeste, Zweige und Blätter des Baumes, die in diesen Wurzeln haften, Epist. ad Gerberg. 302, Gest. 86, 472. Gleichbedeutend mit *generosus* ist *regalis*, *regius*, die Bezeichnung nicht allein der äusseren Vollkommenheit der natürlichen Form, sondern auch der sittlichen Hoheit. Die *regalis forma* ist die schönste, edelste, sie entspricht der *nobilitas*. Die Königin ist *domna regalis*; Heinrichs, Ottos

Söhne sind *regales pueri, regali more nutriti,* Gest. 66, 88, 413, 427, 477; ebenso *herilis,* die Königin ist *hera regni* 187, 656. Alle Angehörigen sind *personae regales*, die Bedeutung dieses Wortes steigert sich abstrakt, es wird darunter eine königliche hohe Person schlechthin verstanden, Ep. ad Gerb., Gest 476, 501.

Rex et senior ist die höchste Stellung des Königs allen andern, seinen Familiengliedern wie den Herzogen, gegenüber. Sie vollziehen seine *praecepta,* Gest. 439, 658, Pr. 118, 343, er ist *rector* des unterworfenen Volks, *regit regnum, rem publicam gentis* Gest. 10, 36, 165, 479. Inbegriff seiner Thätigkeit ist das *imperium, imperii cura,* hier die Vollmacht der Regierungsgewalt überhaupt. Ihm sind das Volk, andere Völker, Fürsten und Könige, wie Berengar, unterworfen Gest. Prol. II, 22, 127, 142, 165, 613, 706. Das *regnum* als passive Gesammtmasse ist ihm unterthan, *subiectum*, Gest. 414, 434, 443, 1154, er überträgt es nach seinem Dafürhalten andern 709, 1154. Volk wie Herzog haben im Verhältniss zum Könige den Dienst, *famulatus* Gest. 399, 657. Der Punkt, in dem beide Theile einander begegnen, die Vollziehung, Gebot und Folge, ist das *obsequium regale* Gest. 501, 677, 1163, Prim. 466. Das Mittel, dies zu erreichen, sind die *regalia iussa*, welche die Strafgewalt in sich tragen, Verbannung und Tod, Gest. 151, 200, 334, während der König seinerseits die *legalia iura* zu bewahren hat, Gest. 15. Weitern Nachdruck erhalten seine Befehle durch den Schatz, die *innumerae gazae*, die *regalis legio* oder *caterva;* der gesammte Heerzug des Königs ist auch *regalis pompa,* Gesta 107, 186, 497, 659, 196, 622.

Da die Königsmacht räumliche Grenzen hat, ist *regnum* das Gebiet auf dem sie haftet, *spatiosum, amplum*, Gest. 379, 463, 607, 683. Seinen Sitz hat der König in der *aula* oder *arx regni*, der Pfalz, umgeben von seinem Hofhalt, den Dienstmannen und Leuten, es sind die *milites, ministri, pueri egregii,* da herrscht die *pompa regni*, Prol. II, 15, Gest. 59, 60, 78, 99, 466, 494, 713. Anschaulich ist das Bild, welches von dem Treiben in der *aula regalis* im Gongolf entworfen wird 210 ff., da giebt es zahllose *ministri*, die ihre Aemter haben, Truchsesse und Mundschenken, in den Hallen zechen die Franken bis in die Nacht hinein, endlich wird die *aula* von den Wächtern durch Riegel geschlossen. Am Morgen erscheinen zuerst die *pueri*, sie bringen dem Fürsten die Schuhe, er fordert Waschwasser, einer holt es herbei aus dem wunderbaren Quell. Dann stellen sich die *milites* ein, Tisch und Sitze, *triclinia,* werden wieder aufgeschlagen. Mit mehr Pomp treten die *milites* und *palatini* am sarracenischen Hofe zu Cordova auf, Pelag. 219 ff.

Das *regnum* ist die Vorstufe zum *imperium*, dem Kaiserthum.

So oft Hrotsuit von dem Kaiserthum spricht, erscheint es als freie, auf sich selbst ruhende Macht. Mit keinem Worte gedenkt sie des Papstes als Schöpfers desselben, nur die höchste Quelle kennt sie. Es ist das Kaiserthum von Gottes Gnaden, das unerreichbar hoch steht auf dem Gipfel menschlicher Dinge. So im Prologe an Otto II, 3:

Cui rex altithronus, perpes quoque filius eius,
Praestitit imperium pollens in vertice rerum.

Otto hat es *regis pietate fovente perennis, nutu divino* Prol. I, 2, Gest. 41, 1503, Primord. 75, 78, 565. Demgemäss pflanzt es sich auch autonom fort, der Vater erhebt den Sohn *ad fasces augustalis honoris,* er lässt ihn weihen, *fecit benedici*, durch wen wird nicht gesagt. Aus göttlicher Macht lässt er ihn den Kaiserstuhl besteigen, den er selbst inne hat, der Sohn besitzt dazu eine wichtige Eigenschaft, er ist *nutricis ab ubere rex.* Also Erbrecht; das geht von der volksthümlichen Vorstellung der Grösse dieses Geschlechts aus, vor vielen ist es zur Herrschaft über viele ausersehen.

Das Kaiserthum ist der Glanzpunkt der Regierung Ottos, was in den frühern Jahren auch Grosses geschehen sein möge, es wird verdunkelt und erscheint als das Geringere, weil es Vorläufer des Grössten geworden ist. Jenes ist die Sonne, die Alles, was im Lebenskreise des Herrschers steht, sei es auch am fernsten Rande, vergoldet. Auch sie, die letzte der frommen Schaar des sächsischen Klosters, fühlt sich von dem Strahl berührt, und ist stolz darauf, aber ihr Auge zur Sonne zu erheben, wagt sie kaum. So wird es die Voraussetzung ihres Buchs, von dorther fällt ein voller Wiederschein auf seinen Inhalt. Darum empfinden wir es doppelt, dass gerade der Abschnitt von der Krönung fehlt. Für Hrotsuit ist Otto Held, weil er Kaiser ist.

Denn das Kaiserthum ist die herrschende Macht der christlichen Welt. Ganz von römischen Vorstellungen ist die Dichterin hier durchdrungen. Wie die grossen Reiche der Welt im alten Testament, ist auch das römische ein typischer Ausdruck der höchsten Macht, die ersten Kaiser, Caesar und Augustus, sind neben David und Salomo fast geheiligte Gestalten. Ihr Heidenthum wird vergessen, weil sie Begründer einer neuen göttlichen Weltordnung sind. Mochten nachher die Kaiser die blutigsten Verfolger der Kirche werden, um so glänzender ist das spätere Kaiserthum, das überwunden am Kreuze niedersinkt. Mögen auch ältere, wie Hadrian

und Diokletian bei Hrotsuit als Tyrannen erscheinen, die mit grausamer Willkür die Gläubigen hinschlachten, sie bereiten nur die künftigen Triumphe vor. Dann kommen grosse und milde Herrscher, die diesem unnatürlichen Zwiespalt ein Ende machen, Konstantin, das Urbild der christlichen Kaiser, dessen Krone jetzt Otto trägt.

Lieber noch vergleicht sie ihn mit den Begründern des Kaiserreichs. In dem Briefe an Gerberg ist er *Caesar Augustus*, in dem Widmungsgedicht redet sie ihn an als *pollens imperii regnator Caesariani*, als Träger des *decus imperii Octaviani*, der alle frühern Auguste an Frömmigkeit weit übertrifft, sein Sohn ist *Augusti flos venerandi*, 30, 4, 1482, 1486. Er besitzt aus höchstem Machtrechte, *pollenti iure*, das stolze Rom, das zu allen Zeiten Haupt des Erdkreises gewesen ist, er bändigt und unterwirft durch sein siegreiches Schwert den Grimm der Heiden, welche die Kirche Christi zerfleischen, daher fürchten ihn die Völker, und der *orbis Romanus* bringt ihm huldigend Geschenke dar, 42 ff., 144, Prol. I, 5. Auch über allen Königen, deren Reiche der Ocean bespült, steht er so hoch, dass es der Bitte bedarf, er möge den Namen des Königs in der Erzählung jener Zeiten, wo er noch nicht Kaiser war, nicht unter seiner Würde halten; es ist, als müsse ihm auf jener Höhe das Gedächtniss der frühern Stellung entschwunden sein; Prol. I, 30, Gest. 135, 593, 1481. Auch über dem Papste steht er. Da dieser *quaedam perversa* thut, und auf wiederholte Mahnungen nicht achtet, lässt der Kaiser ihm den *honor* entziehen und setzt einen andern, der dieses Namens würdiger ist, an seine Stelle 1495. Ueberall hört man von römischem Reich, augustischem Scepter, dem erhabenen Glanz und dem Rechte des Imperiums; Prol. I, 3, 24, 34, II, 17, Gest. 1501 ff., Prim. Gand. 31, 76.

Aber von dem Volke, von den Sachsen, ist dabei nirgend die Rede, vor Roms überwältigender Kulturmacht ist ihr das Heimische bis zur Unkenntlichkeit entschwunden. Darin unterscheidet sie sich tief von ihrem sächsischen Landsmanne im benachbarten Korvei. Bei ihm erkämpfen die Sachsen dem Könige das Kaiserthum auf jenen Schlachtfeldern, wo sie die heidnischen Völker schlagen; an die Naturkraft des Volks ist es geknüpft, nicht an die Stadt Rom oder die Namen früherer Caesaren.

Wie der Nachfolger Caesars und Augusts ist der Kaiser zugleich ein zweiter David. Gottes allmächtige Hand leitet ihn durch tausend Gefahren, sie zieht die Hinterlist der Verräther ans Licht, und verstrickt sie in ihre eigenen Netze, aber ihn krönt sie als ihren Helden, strahlend von Güte, Frömmigkeit, Tapferkeit, Prol. II, 20, Gest. 36, 139, 211, 235 ff., 254, 278, 295, 330, 1512, Prim. Gand. 565.



Eine andere Darstellung als im Tone der Bewunderung vermag die Dichterin kaum zu denken, Geschichte und preisender Ruhm fallen fast zusammen. In der Widmung zweifelt sie nicht daran, dass zu diesem Zwecke viele Bücher einst geschrieben werden, *laudantes congrue multi*, die man darum mit Recht anerkennen werde. Für das ihre hat sie nur den Wunsch, dass es in dieser Reihe nicht das letzte sein möge; und zur Erfüllung desselben hat sie genug im Voraus gethan. Es ist ein Ideal, das sie feiert, sie umgiebt den Helden mit der strahlenden Atmosphäre ihrer Bewunderung fast zu sehr, man hört mehr von ihrer Begeisterung, als von seinen Thaten.

Steigen wir einmal herab von dieser schwindelnden Höhe, stellen wir uns auf den Boden dessen, was Hrotsuit wirklich gegeben hat, so ist doch zwischen dem grossen Wort und seinem Inhalt ein bedeutender Abstand, denn welche Anschauung würden wir von Ottos Regierung gewinnen, wenn wir sie allein danach beurtheilen sollten? Würde man ahnen können, was in Wahrheit geschehen ist? Nichts hören wir von den Kämpfen mit Slaven, Dänen, Westfranken, der Name der Ungarn wird nur einmal genannt. Von keiner der zahlreichen kirchlichen Stiftungen ist die Rede. Besonders fühlbar wird diese Lückenhaftigkeit in der Geschichte der ersten Jahre Ottos. Die Hauptmomente erscheinen vereinzelt und episodisch, es ist gewissermassen eine Uebertragung individueller Verhältnisse aus dem Einzelnen in das Allgemeine, die scharfen Umrisse verschwimmen, das Ganze erhält trotz alles rhetorischen Schwunges eine abgeblasste Färbung. Denn die Zeitbestimmungen sind ungewiss, nicht minder der Schauplatz, auf dem sich die Gestalten bewegen. Die Feste Baduliki ist der einzige Ort, der genannt wird, dann die Ufer des Rheins 181, 283, sonst weder Bierthen, noch Breisach, noch Andernach. Ausser den Namen der legitimen Glieder der Herrscherfamilie hört man in diesen 342 Versen nur von Konrad, Eberhard, Gieselbert und etwa Hermann und Udo, aber nichts von Thankmar, nichts von denen, die Otto zunächst zur Seite standen, von Gero und Hermann Billing, alle andere sind *fideles, socii* oder *hostilis pars, legiones, caterva,* oder gar nur *turba.*

Am Ende ist auch der Held in Gefahr, zum Schatten zusammenzuschwinden. Welches sind die *gesta Caesaris,* die wirklich beschrieben werden? Im ersten Abschnitte wird Otto verheirathet, im zweiten zum Könige gesalbt, zugleich ist er Gegenstand wiederholter Empörungen und Angriffe. Zweimal allerdings ist von den Strafen die Rede, die er verhängt 200, 233, doch entschiedener

davon, dass seine Mannen ihn verlassen, dass die wenigen Getreuen im Kampfe für ihn fallen; mit Thränen sieht er sie dem Schwerte des Engels erliegen, in ihrem Untergange beklagt er die Bestrafung seiner eigenen Sünden. Da er endlich durch den Tod der beiden Herzoge vor einem schmählichen Schicksal bewahrt wird, finden ihn die Sieger abermals weinend, und müssen ihm sagen, Thränen passen schlecht zu solchem Triumphe! Dann wird er Wittwer, er verheirathet seinen Bruder, seine Tochter, seinen Sohn, er geht nach Italien und heirathet selbst zum zweiten Male. Hier wird er etwas aktiver; vielleicht spielte er in der Darstellung der folgenden Empörungen eine etwas thätigere Rolle, aber einen grössern Raum muss auch die zweite Krönung eingenommen haben. Dann fällt der Vorhang. Wer würde in diesen Strichen den Kaiser wiedererkennen, vor dem die Feinde zitterten, den die Völker bewunderten?

Man kann sich der Bemerkung nicht entziehen, zwei sehr verschiedene Bilder ihres Helden stellt Hrotsuit unwillkürlich neben einander, ein strahlendes, wie es ihrem verzückten Auge vorschwebte, und ein farbloses, wie es nach dem Thatbestande, den sie selbst giebt, uns erscheinen muss, wenn wir diesen nicht durch ihr Farbenglas betrachten.

Mehr noch verweilt ihre Theilnahme bei den kaiserlichen Frauen und ihren Schicksalen, besonders bei Editha und Adelheid, auf jene kommen mindestens 80, auf diese 170 Verse. Dagegen fällt es auf, die sonst so gefeierte Mahthild wird zwar auch mit dem höchsten Preise erwähnt, keine andere Frau im Reiche könne mit ihr verglichen werden, aber doch nur einmal; fast scheint es, sie sei ihr überhaupt nicht näher getreten. Entschieden hält sie in der Darstellung die Charaktere der beiden jüngern Königinnen auseinander. Editha, deren Name schon den geweihten Ursprung ankündet, *Edita magnorum summo de germine regum,* strahlt in zwiefacher Schönheit; nicht Herrin, sondern Mutter des Volks ist sie an Ottos Seite, mild, rein, heilig in ihrem Wandel. Wohl mag das Volk an ihrer Gruft klagen, nachdem sie eingegangen ist zur ewigen Herrlichkeit, 83 ff., 395 ff. Glänzender ist Adelheid. Auch sie ist *edita magnorum longo de stemmate regum;* noch mit besonderem Nachdruck heisst es von ihr: *cui nomen clarum dictavit summa parentum Nobilitas,* ihr Name schon verkündet Adel und Kraft des Heldenthums. Nach Editha war keine solches Königs würdiger, 472, 595. Auch sie ist fromm, die göttliche Gnade steht ihr zur Seite, doch das hat hier etwas Typisches. Kühn geht sie in den Kampf mit ihren Feinden und erringt den glänzendsten Sieg.

Doch schliesslich nicht darüber wird man mit der Verfasserin rechten dürfen, dass sie hier mehr, dort weniger gab, und nicht Alles sagte, was sie wusste, wenn es ihr widerstrebte, dem Helden in seine zahlreichen und verwickelten Kämpfe zu folgen, wenn sie Familienbilder den Schlachtenbildern vorzog. Eine wichtigere Frage ist, ob sie überall nach historischen Gesetzen so berichtet, wie es hätte geschehen sollen. Hier ergiebt sich eine bedenkliche Gegenrechnung.

Den nächsten Beleg dafür bietet die Behandlung der Geschichte Heinrichs. Anfänglich ist er *princeps in regno post regem* 154; nachher schliesst er sich den Feinden an, aber er wird in ihren Händen ein fast willenloses Werkzeug, in der Empörung von 939 spielt er nur eine untergeordnete Rolle. Hrotsuit hofft 223, er werde es so schlimm nicht gemeint haben, er sei zur Theilnahme gezwungen worden. Aber man weiss aus Widukind, der fürwahr auch vorsichtig ist, aus Liudprand, mit wie bestimmten Absichten er in diese Bewegung eintrat, wie selbständig er handelte. Bei der Verschwörung von 941 erfährt man nur 321, einige, deren Herz *bile pestiferi veneni* erfüllt ist, wollen ihn an die Stelle seines Bruders setzen; aber er war das Haupt derselben. Nach dieser Verdunkelung der Thatsachen ist die darauf folgende Busse wenig motivirt, dennoch wirft sie einen Reflex auf das Vorangegangene. Heinrich, von tiefer Reue ergriffen, beweint, was er gegen die Gerechtigkeit jemals gesündigt hat; das beredte *unquam* 339 sagt mehr als alle frühern Verse. In diesem Gefühl wagt er nicht vor seines Bruders Angesicht zu erscheinen, 344 ff., endlich wirft er alle Furcht, *poenalem timorem,* also die Strafe war verdient, vom Herzen ab, und im Bussgewande fällt er nieder vor dem Altare in der Kirche der Pfalz. Als der König dies hört, nimmt er 369 *miserans fratri commissa fatenti*, den Reuigen wieder zu Gnaden auf. Man sollte meinen, nach jenem misslungenen Versuche habe sich Heinrich eine Art Selbstverbannung auferlegt, man erfährt weder, wo er bleibt noch woher er plötzlich wiederkommt. Der Fortsetzer des Regino 942 und selbst Liudprand IV, 34 sprechen offener, zu Ingelheim wird er Monate lang in strenger Haft gehalten, bis, sagt der letzte, der Zorn des Königs sich etwas gelegt haben werde, dann erst wagt er heimlich zu entfliehen, er wirft sich dem Bruder unmittelbar zu Füssen. Während Hrotsuit die Form der Busse abschwächt, will sie durch die bewegte Schilderung im Einzelnen, der Fürst im Büssergewande, mit blossen Füssen in der Winterkälte, den Leser rühren und sein Mitleid erwecken. Nachdem Heinrich Herzog der Baiern geworden, übernimmt er den Vorkampf gegen die Ungarn, als be-

währter Kriegsheld ist er der erste, der sie im eigenen Lande angreift. Aber nicht genug; 379 heisst es:

> *Post haec Oddonis regnum regis spatiosum*
> *Non ledunt telis consueto more cruentis,*
> *Tangere nec contingentes audent nationes,*
> *Ex terrore ducis tanti nimium tremefacti;*
> — —
> *Ad nos pergendi calles secluserat omnes.*

Wie soll man das verstehen? Hatte sie die Heimsuchung Baierns von 954 vergessen? oder des grossen Sieges auf dem Lechfelde? Gewiss nicht. Wer Ottos Thaten besang, konnte von den glänzendsten nicht schweigen; im nächsten Abschnitt, dessen Haupttheil verloren ist, muss davon die Rede gewesen sein. Oder hätte sie auch diesen Sieg Heinrich zuschreiben wollen? Das wäre einfach unwahr gewesen; bekanntlich nahm der bereits schwer Erkrankte an jener Schlacht nicht Theil; unsinnig wäre es gewesen, ihrem Helden seine Thaten ins Angesicht abzuleugnen, um einen andern mit diesen Lorbeeren zu schmücken. Man könnte auf die Diplomatie gespannt sein, mit deren Hülfe sie sich aus diesem Widerspruche herausgezogen habe. Fast bleibt nur die Vermuthung übrig, sie habe das *post haec* auf die Dauer von Heinrichs Herzogthum im Ganzen bezogen, und da er den Sieg von 955 noch erlebte, so wäre es allerdings richtig, nach seiner Verwaltung Baierns haben die Ungarn den deutschen Boden nicht wieder betreten. Aber das wäre doch sehr geschraubt[1]).

Nicht anders ist es mit der Darstellung Liudolfs. Von Heinrich spricht sie im Tone pflichtmässiger Verehrung, aber der königliche Jüngling besitzt wie die Liebe des Volks, so auch die volle Neigung ihres Herzens. Er ist *mansuetus, clemens, humilis nimiumque fidelis* 431, zur Herrschaft befähigt und berufen, und gerade er muss in den gefährlichsten Gegensatz zum Vater gerathen. Davon zu sprechen, war gewiss eine peinliche Aufgabe. Nach einer Unterredung mit Otto über den italischen Kriegszug 608, bricht er mit wenigen Gefährten 951 im Geheimen auf, nicht von seinem Vortheil geleitet, sondern *patris commoda tractans,* Sieg ohne Kampf wird ihm zu Theil 614. Von diesen Erfolgen hört der König *populis narrantibus,* solche Anstrengungen kindlicher Liebe sollen nicht ver-

———

[1]) Darüber besonders Maurenbrecher De scriptoribus S. 60; Die Kaiserpolitik Ottos in Sybels historischer Zeitschrift V. 123, 151.



loren sein, er selbst erhebt sich, um die Früchte derselben zu sichern. Auf den ersten Blick sieht man, wie schwankend Alles ist. Ganz anders lautet der Bericht beim Fortsetzer des Regino; der Sohn beleidigt den Vater durch seine eigenmächtige Unternehmung, sie hat keinen Erfolg, dieses Missverhältniss ist *totius rebellionis et discordiae seminarium.* Da sich Otto in Italien länger gefesselt sieht, sendet er den Sohn zurück, damit dem Reiche der Beschirmer nicht fehle. Dieser übernimmt die *cura regni* 673:

Omnia prudenter necnon nimium sapienter
Complens, in patria quae tunc fuerant facienda.

Was gab es für ihn daheim einzurichten *prudenter et sapienter?* Es war die Verschwörung zu Salfeld 952 und der folgende Aufstand. Feindseliges Sinnes, ohne Wissen, am wenigsten im Auftrage des Vaters, hat er Italien verlassen, darin stimmen der Fortsetzer des Regino und Widukind III, 9 überein. In der That, es ist die stärkste Differenz, denn geradezu ins Gegentheil gekehrt werden die Dinge! Um so unmotivirter ist es, wenn nachher 743 zugegeben wird, *ex aegri latebris cordis* sei Liudolfs Befürchtung hervorgebrochen, die ihm zustehende Ehre verlieren, sich mit der zweiten Stelle im Reiche begnügen zu müssen; freilich Alles in Liebe und Güte, *haut ira fervens odii nec felle tabescens.* Man darf voraussetzen, die folgende Darstellung der Kämpfe von 953 und 954 werde in ähnlichem Tone gewesen sein, wie die von 939 und 941. So merkwürdig das Fehlen gerade dieser Blätter in der Handschrift ist, und so sehr man geneigt sein möchte, an eine frühe absichtliche Vernichtung wegen ihres Inhalts zu denken, so wird man daraus doch keinen Schluss auf eine rückhaltlosere Darstellung ziehen können.

In dem Bruchstücke, das Liudolfs zweiten italienischen Zug 956 berichtet, giebt die Verfasserin selbst der Kritik ein Mittel an die Hand, Ottos Brief an den Sohn, nachdem dieser die Siege in Italien gemeldet hat. Nach einer Eingangsformel im Charakter des Briefstyls 1145 versichert er:

Quem constare quidem penitus cognosco fidelem,
Haut obscura tuae fidei quia signa dedisti,
Cum per te regnum cupiens augescere nostrum,
Signasti nobis proprii decus omne laboris.

Unverkennbar ist der Nachdruck, mit dem Otto spricht; früher war von alle dem das Gegentheil geschehen, jetzt ist Liudolf *penitus fidelis*, hat *signa fidei* gegeben, will des Vaters Reich mehren, ihm

den Erfolg seiner Thaten überlassen; also die Ausgleichung ist wirklich eingetreten. So deutlich hätte Hrotsuit nicht gesprochen, darum halte ich diese Verse für keine willkürliche Erfindung, sondern die Paraphrase eines Aktenstückes, das ihr in die Hände gekommen war. Dieser Erfolge ungeachtet, sehnt sich Liudolf nach dem Vaterlande, *post exilii pondus nimium grave duri* 1169. Dieser glänzende Feldzug hatte also noch die Kehrseite ein Exsil zu sein.

Man wird es der Verfasserin nach ihrer oben angeführten Entschuldigung verzeihen, nicht *plene* geschrieben zu haben, doch überblickt man die Reihe dieser Abweichungen, wird man sich der Wahrnehmung nicht verschliessen können, bisweilen habe sie weder *plene* noch *recte* geschrieben. Sie hat sich in einen Ton der Verherrlichung hineingewöhnt, bei dem sie Gefahr läuft, über die Grenze des Zulässigen hinaus in direkte Unwahrheiten zu gerathen. Alles würde klarer herauskommen, wenn sie sich entschliessen könnte, offen zu sagen, was sie sagen kann, oder zu schweigen; aber dem ganzen Worte zieht sie häufig das halbe vor, sie liebt Winke und Andeutungen, lässt errathen, und scheint für Leser schreiben zu wollen, die ohnehin schon unterrichtet sind, vielleicht besser als sie selbst. So entsteht eine Unsicherheit der Umrisse, ein Schwanken der Gestalten, ein Halbdunkel, in dem zuletzt das Wichtigste verwischt, und das ursprünglich Wahre kaum halb wahr erscheint. Nur die ängstliche Rücksicht, nirgend anzustossen, und darum das Eine so, das Andere nicht so sagen zu wollen, konnte zu diesen Abschwächungen und Beschönigungen führen. Schwer war es gewiss, zum Kaiser vom Bruder und Sohne und deren Vergehungen gegen ihn zu sprechen, auch wenn er gesiegt hatte, denn kaum waren diese Wunden vernarbt. Soweit es Heinrich betraf, kam noch die Rücksicht auf dessen Tochter hinzu, die zugleich ihre kirchliche Oberin und Auftraggeberin des Buchs ist. Lässt ihre Bewunderung sie schon mitunter mehr glänzende als richtige Bilder sehen, so wird der Gesichtskreis ferner eingeengt durch ängstliche Seitenblicke auf die herrschende Macht und diejenigen, welche in deren Rath sitzen; dass hier der Erzbischof Wilhelm, des Kaisers Sohn, oben anstand, sagt sie selbst in jenem Schreiben. Es ist ein inhaltschweres Wort, wenn das Buch seiner Begutachtung, *indicio,* vorgelegt werden, und die Entscheidung, wie es ausgefallen sei, ihm überlassen bleiben soll. Wenn sie unter dem Einfluss dieses Gedankens schrieb, wird das nicht den Gang ihrer Vorstellungen geleitet, Auffassung, Ton und Farbe, selbst des Wortes, bedingt haben? Man könnte ihre Darstel-

lung vielleicht geradezu eine offizielle nennen[1]), wenn der Mangel an Material nicht auffällig wäre; einen solchen Berichterstatter würde man besser ausrüsten, die Versform ist zu diesem Zwecke wenig passend, und Hrotsuits Ton ist doch ein natürlich unmittelbarer. Eine in unserem modernen Sinne unzweifelhaft offizielle Schrift ist dagegen Liudprands *Historia Ottonis*, d. h. eine solche, durch die eine gewisse Auffassung gewisser Thatsachen zur allgemeinen gemacht werden soll. Aber wie ganz anders ist ihr Charakter. Ein reiches, aktenmässiges, ins Einzelne gehendes Material, und doch lückenhaft, weil mit Absicht auch verschwiegen wird; wie zurückhaltend, wie objektiv im Tone im Vergleich mit Liudprands sonstiger Leidenschaftlichkeit! Doch der Politik des Herrschergeschlechts war Hrotsuits Buch gewiss sehr genehm. Sie selbst ist bedingt durch das Material, mit ihm erhält sie Winke, denen sie folgt, oder mit ängstlichem Takte zuvorkommt, um so lieber, weil sie von Personen spricht, denen ihre höchste Verehrung und volle Bewunderung gehört. Darum freilich ist sie nicht mehr der Dinge Herr, sie kann sie nicht dem innern Zusammenhange gemäss entwickeln, sie bebt zurück vor ihrem strengen Charakter.

So hören auch die Helden auf Helden zu sein, während dieselben Gestalten bei Widukind in ungebrochener Kraft auftreten. Heinrich wie Liudolf sind beide gleich schwächlich, durch falsche Freunde verführt, *blanditis*, *malis suadelis* 220, 744. Wenn sich endlich die Dinge der Fassbarkeit entziehen, oder davon zu sprechen bedenklich scheint, so ist es am sichersten, sie auf eine höhere Kraft, die über dem Menschen steht und durch ihn wirkt, zurückzuführen. Dann wird der unvertilgbaren Arglist der Schlange, dem Widersacher, der stets geschäftig ist Unkraut auszusäen, wenn die Saaten des Friedens am besten stehen sollten, die Schuld zugeschoben; oder wenn Otto einmal zu handeln scheint, ist es eigentlich der *rex perennis*, der sich durch ihn verherrlichen und die Tücke des alten Feindes zu Schanden machen will, 166, 202, 318, 729, 752. Es ist eine Ansicht, die Freiheit und Zurechnungsfähigkeit und jede selbständige That aufzuheben droht.

3. Primordia Gandeshemensis coenobii.

Als *primordia Gandeshemensis coenobii*, die Hrotsuit zu feiern gedenke, kündet sich das Buch sogleich in den ersten Versen an,

---

[1]) So Maurenbrecher Der Ludolfinische Aufstand, Deutsche Forschungen IV, 590.

dem Stoffe nach früher, der Abfassung nach später als die Gesta Oddonis. Denn auf diese als bereits abgeschlossenes Werk wird zurückgewiesen 88, nachdem in der Einleitung erwähnt worden ist, wie auf Liudolfs und Odas Enkel Königsherrschaft und Kaiserthum nach Gottes Fügung übergegangen sei:

Haec igitur modici demonstrat pagina libri
Plenius, e causis rerum quem scripsimus harum.

Der Kaiserkrönung Ottos II. wird dabei ausdrücklich gedacht, also vor 968 kann das nicht geschrieben sein. Aber um mehrere Jahre später, irre ich nicht, nach dem Tode Ottos I. 7. Mai 973. Es kann nicht auffallen, wenn in diesen 600 Versen, die eine andere Aufgabe hatten, des Kaisers nur zweimal erwähnt wird; auch geschieht es in einem wesentlich andern Tone. Erst im Zusammenhange mit den obigen Versen, wo es kurz vorher, 71, von Heinrich I. heisst:

Qui pater augusti fuit Oddonis venerandi,
Ejus, qui regis fultus virtute perennis,
Postquam Saxonum rexit patris vice regnum,
— sceptrum iuris susceperat imperialis;

dann in den bekannten Worten, wo seiner Geburt gedacht wird, 564:

Nascitur Henrico famosus filius Oddo,
Qui fuit electus regis pietate perennis
Primus Saxonum rex post patrem strenuorum,
Augustus Romanorum pariterque potentum.

Dort ist die Rede von jenem Otto, der nach dem Vater das Reich regierte, und das Scepter des Kaiserthums übernommen hatte, *susceperat*, d. h. einst, in früherer Zeit; hier wird gesagt, nach dem Vater sei er der erste König der Sachsen gewesen, der zugleich Augustus der Römer war. War es nöthig eine solche Bemerkung zu machen, wenn Otto im gegenwärtigen Augenblick diese doppelte Herrschermacht noch in Händen hatte? die Jedermann kannte, weil er ihre Entstehung erlebt hatte? Nur wenn hinter dem ersten bereits ein zweiter Otto stand, der diesen Besitz als Erbe überkommen hatte, war es gerechtfertigt, jenen ausdrücklich als *primus* zu bezeichnen. Es ist der Ton einer objektiven Bemerkung; der berühmte, *Otto famosus*, ist eine vorübergegangene Erscheinung, an ältere Zeiten soll erinnert werden. Diese Nüchternheit des Ausdrucks unterscheidet sich sehr von der Emphase, mit welcher in dem ersten Gedichte der Vater gefeiert wird, dem auch der künftige Kaiser mit kindlichem Gehorsam sich unterordnen müsse. Von solchen Nutzanwendungen für Otto II. findet sich hier keine Spur, jetzt ist er

besitzender Herrscher. Für die nähere Bestimmung, wann in dem Jahrzehnt von 973 bis 983 das Buch abgefasst sei, fehlt es an jedem weiteren Anhaltpunkte. Die Frage fällt zusammen mit der andern nicht minder dunkeln nach Hrotsuits Todesjahr. Dass der Brand des Klosters die äussere Veranlassung für diese Erinnerungen geboten haben könne, ist schon oben bemerkt. [1])

Auch hier versuche ich einen kurzen Ueberblick nach Plan und Absicht wie Ausführung im Einzelnen zu geben.

Die Herzoge der Sachsen Liudolf und Otto, Vater und Sohn, haben das Kloster Gandersheim mit unermüdlicher Fürsorge gegründet, jener hat es begonnen, dieser vollendet. Diesen Gegenstand der Feier künden sechs einleitende Verse an, in fünf grössern stofflichen Gruppen entfaltet er sich, mit dem Tode der dritten Aebtissin schliesst er ab. Die Geschichte der Gründung mit allen vorbereitenden Umständen erweitert sich zur Geschichte des begründenden Geschlechts während eines vollen Jahrhunderts, von den Zeiten Ludwigs des Frommen bis auf Heinrich I. Der erste Abschnitt enthält in 82 Versen die frühste Anregung des heiligen Unternehmens; der zweite bis 184 die nähern Vorbereitungen zur Ausführung; bis 314 folgt dann Wahl des Orts und Anlage des Baus bis zum Tode der ersten Aebtissin Hathumod 874, es ist der Hauptkern des Ganzen; die Einweihung des vollendeten Klosters unter Gerberg, die 897 stirbt, erzählen die folgenden Verse bis 485; die letzten 110 endlich den glücklichen Fortgang des Stifts bis auf den Tod der dritten Aebtissin Christina 919. Man wird zunächst nach den Hülfsmitteln fragen, die der Verfasserin zu Gebote standen.

Von vorn herein empfängt man durch das Buch einen andern, und zwar tiefer individuellen Eindruck als durch die Gesta. Man fühlt, hier ist Hrotsuit zu Hause, auf dem geliebten heimischen Boden bewegt sie sich, aus täglicher Umgebung und persönlicher Anschauung heraus schreibt sie, mit ihr wird der Leser heimisch in diesen Kirchen und verborgenen Thalgründen am schattigen Waldbach Gande. Jene laubbekränzten Hügel schildert sie, „von denen wir noch heute eingeschlossen sind“, jene Steinbrüche, die ihre verborgenen Schätze zur Herstellung des Gotteshauses eröffnen mussten; überall sind es wohlbekannte Bilder, die sie schreibend vor Augen hat, 105, 185, 267. Allen Generationen der Bewohner fühlt sie sich durch enge Lebensbande verbunden; von vergangenen Zeiten spricht sie oft in erster Person, „wir, unser Kloster, unsere schwesterliche Schaar“; sie stimmt ein in die Todtenklage um Herzog Otto, der

---

[1]) S. 41.

aus der Welt schied, bevor sie das Licht derselben erblickte, 522; vgl. auch 237, 311 ff., 387, 403, 450, 471, 556, 557.

Solche Eindrücke konnte sie nur aus der örtlichen Kunde entnehmen, für die sich manche Quelle öffnen musste in der mündlichen Ueberlieferung älterer Nonnen, die noch in Verkehr mit den Begründern gestanden hatten, oder in den schriftlichen Aufzeichnungen, die das Kloster bewahrte. Jene erkennt man in dem *fertur* der Erzählung von dem Verzicht Gerbergs, der zweiten Aebtissin, auf eine glänzende weltliche Verbindung, um sich ganz dem Kloster zu weihen 338; in dem *dicitur* mit dem 433 Odas Reden überliefert werden. Je weiter diese Zeugnisse zurückleiten, um so mehr nehmen sie die Färbung der Legende an. Hier wird auch die jüngere Gerberg ihre Kunde unbedingter zur Verfügung gestellt haben, als in der Geschichte Ottos.

Auch das Archiv hat Hrotsuit benutzt. Einen eigentlichen Stiftungsbrief des Klosters kennt sie nicht, aber von den Urkunden früherer Könige spricht sie, durch die Rechte und Besitz gewährleistet und neue Schenkungen verliehen werden. Ebenso weiss sie 443 von einer andern, welche die Stifterin Oda machte, indem sie mit Erlaubniss ihres Schwiegersohnes Ludwigs III. über ein Lehngut, das sie inne hatte, verfügte. Zwar nur allgemein ist von *loca* die Rede, wahrscheinlich aber ist Wanzleben in Nordthüringen gemeint, das sie nach der Urkunde Ottos vom 4. Mai 946 dem Kloster geschenkt hat[1]). Ferner wird 449, 465 hervorgehoben, wie Ludwig III. der erste König gewesen sei, der viele *praedia,* die vorher *regali obsequio debita*, also Königsgut waren, urkundlich geschenkt habe, *chyrographis eius sub nomine scriptis.* Dabei hatte sie die beiden Urkunden im Auge vom 26. Januar 877, deren eine die Immunität verleiht, nachdem die getreuen Grafen Bruno und Otto ihm das Kloster übertragen haben, das ihr Vater Liudolf zu bauen angefangen hat. Die zweite schenkt die Villen Tennistedi und Heiriki, ebenfalls in Südthüringen, für das Seelenheil der Königin Liudgard, deren Hrotsuit wiederholt als Vermittlerin und Ursache solches Glücks erwähnt, 448, 471. Endlich gedenkt sie 452 auch eines *scriptum regali iure statutum,* durch das Arnulf die frühern Schenkungen bestätigt, und mit einem Weinberge vermehrt. Diese Urkunde ist nicht erhalten, doch in der Ottos vom 4. Mai 946 ist von einer andern Schenkung Arnulfs die Rede, die in den Villen Cruft und Kalchheim bestand.

Noch wäre die Frage, ob sie Bücher zu Rathe gezogen habe. Bereits oben habe ich bemerkt, es sei nicht denkbar, dass ihr die

---

[1]) Böhmer 135. Stumpf 132. Ueber diese und verwandte Urkunden s. die 3. Beilage.



Schriften des Agius unbekannt gewesen sein sollten. Mit seinem Leben der Hathumod und der Elegie auf ihren Tod musste sie fast überall zusammentreffen; eine erkennbare Spur habe ich indess nur einmal gefunden. Von Liudolf sagt sie 19:

Quique suos omnes vicit pietate parentes,
Non minus insignis pompa vincebat honoris;

und Agius in Obitus Hathumod. 617:

Summus erat quia nempe sui generis simul omnes
Vicit virtute, vicit honore quoque.

Vgl. auch 121 und Obit. Hathum. 549; und 322 mit Vita 3[1]). Sonst hält sie sich durchaus unabhängig.

Indem ich auf den sachlichen Inhalt des Buchs im Einzelnen eingehe, gebe ich zugleich die Vorgeschichte dessen, was im zweiten Abschnitt über die Entwicklung von Gandersheim gesagt ist.

1. Der göttliche Ursprung des Klosters und die Verheissung der künftigen Herrlichkeit des begründenden Geschlechtes, deren Ankündigung Johannes der Täufer selbst vom Himmel herabbringt, war im ersten Theil für Hrotsuit das Wichtigste; uns ist viel wichtiger, was sie über Herkommen und Stellung Liudolfs sagt. Sie spricht davon ihrem Zwecke angemessen; möchte man auch wünschen, sie hätte in der Sache mehr, und weniger allgemeine Ausdrücke gegeben, so ist es doch hinreichend, um es in den Kreis der Untersuchung hineinzuziehen.

Der grosse Sachsenherzog ist *praenobilium natus de stirpe parentum.* Ausgestattet mit den Vorzügen des Leibes und der Seele, die solcher *nobilitas* entsprechen, ist er unter seinen Stammesgenossen aufgewachsen, um später das Herzogsamt von König Ludwig zu erhalten, 6 ff. Aus Hrotsuits Worten geht hervor, erst mit Liudolf hat dies Geschlecht den Glanz gewonnen, in dem es in spätern Zeiten erscheint. Denn wie er seine Ahnen an Frömmigkeit übertraf, *non minus insignis pompa vincebat honoris,* so auch Obitus Hathumod. 617. Er heirathet Oda, auch sie ist *praenobilis,* 22:

Edita Francorum clara de stirpe potentum,
Filia Billungi, cuiusdam principis almi.

Sie ist die Tochter eines Fürsten, Liudolf wird erst durch seine öffentliche Laufbahn *principibus par,* 18. Odas Geschlecht stand, so scheint es, in der Geltung der damaligen Zeit höher, das Beiwort *clara,* durch das ihre *stirps* ausgezeichnet wird, ist nicht über-

1) M. G. IV, 167, 186, 187.

flüssig. Denn um aus andern Büchern Beispiele zur Erläuterung herbeizuziehen, auch die h. Agnes ist *praenobilis, — almorum clara de stirpe parentum,* 27, 191; Sapientia rühmt sich vor Hadrian *clara ex stirpe* zu sein, *nam eminentiores Italiae principes fuere mei parentes,* 277; in weiterer Steigerung wird Gerberg, Heinrichs I. Enkelin, als *regalis proles clarissima stirpis* im ersten Widmungsverse begrüsst. Der königliche Stamm, *stirps regalis,* wird hervorgehoben Gesta 29, 95, 116; Maria 383; Pelag. 233, oder *stemma* Gest. prf. ad Gerb. 302, 472. Das *genus* wird fortgesetzt durch die eheliche Verbindung gleich berechtigter Personen, die so Entsprossenen sind *generosi,* das *genus inferius* ist ein Makel. Die Tochter des Proterius, die den Knecht heirathet, ist *generis confusio turpis,* Gest. 82, 157, 183, 336. Conversio 123, 136. Aber die Ahnen Liudolfs und Odas sind nach Agius 2, *omnes et ex paterno genere et ex materno clarissimi,* er selbst *ex illustrissimo Saxonum genere oriundus* [1]).

Beide Geschichtschreiber der erlauchten Familie nennen den Namen des Vaters ihres ältesten Helden, dem das Geschlecht so viel verdankte, nicht, und doch werden sie ihn gewusst haben. Der Sohn hat den Vater verdunkelt, oder dieser ist früh vom Schauplatz abgetreten. Waitz hat in dem scharfsinnigen und tief eingreifenden Excurs über die Herkunft und die Besitzungen des Liudolfingischen Geschlechts, die Akten der schwierigen Abstammungsfrage revidirt, und erinnert daran, die Füllung dieser Lücke sei in der Gandersheimischen Ueberlieferung zu suchen. Ich bin ebenfalls der Meinung, die Nachricht Eberhards II, 4, Liudolf sei der Sohn Brunos, ist fest zu halten, um so mehr, als es der vorgeschlagenen Emendation des Textes nicht bedarf. Nach Harenbergs Ausgabe heisst es in der That, wie Waitz lesen will [2]):

> *Von eynem groten heren, de was Brun genannt,*
> *Ward ein hertoghe geborn,*
> *Von deme ek sede hirvorn,*
> *Ludolf was ok dersülve here genannt;*

während Leibniz statt *ward* fälschlich *van* liest [3]). Das *hirvorn* bezieht sich auf die Einleitung, wo Eberhard vom Stifter Gandersheims, mit Berufung auf das Buch, dem er seine Kunde verdankt, bereits gesprochen hat. Auch Bodo nennt Liudolfs Vater Bruno; dafür spricht

---

1) M. G. IV, 167. So auch Vit. Brun. 2. M. G. IV, 255.

2) Harenberg S. 477. Waitz Heinrich I. S. 186, 188, 192, dem auch Dümmler Gesch. des ostfränkischen Reichs II, 561 zustimmt.

3) Scr. rer. Brunsvic. III, 150.



ferner der Name des Eigengutes, auf dem die erste Anlage für das Kloster gemacht wird, Brunesteshusen. Somit käme man in diesem Punkte auf Eckhards und Scheidts Ansicht zurück [1]).

Hrotsuits Verse 12 ff. lassen einen Blick in Liudolfs früheres Leben thun:

> *Atque sui generis solus spes et decus omnis.*
> *Hinc nam Francorum magni regis Hludowici*
> *Militiae primis adscriptus paene sub annis,*
> *Ex ipso digne summo sublatus honore,*
> *Gentis Saxonum mox suscepit comitatum.*

Für *hinc* möchte wohl *hic*, Liudolf, und für *ex* zu lesen sein *ab ipso*, Ludwig. Klar ist der Gegensatz von *genus* und *gens*. Auf dem einzigen Liudolf ruht die Hoffnung des Geschlechts, doch wohl der Erhaltung und Fortpflanzung. Aehnlich klagen die bedrängten Christen zu Cordova, nachdem Pelagius als Märtyrer gefallen ist, 340: *Iacet exanimis propriae spes unica gentis Atque decus patriae!* Wenn Liudolf schon damals in die *militia* des Königs aufgenommen wurde, so scheint ein unerwartetes Ereigniss eingetreten zu sein, das ihn aus dem Vaterlande an den fränkischen Hof führte, vielleicht der frühe Tod seines Vaters. Geschah die Wehrhaftmachung *primis sub annis,* so wäre das vor dem gewöhnlichen Jahre gewesen, und er dadurch unter die unmittelbare Obhut des Königs getreten. Zugleich aber sagt Hrotsuit 9: *Inter Saxones crevit laudabilis omnes;* sie will ihm das volle Heimathsrecht sichern, und allerdings bewies die Folge, sein Geschlecht musste dort tiefe Wurzeln haben.

Manches würde sich aufklären, wenn man Liudolfs Geburtsjahr kennte. *Vix aetatis febres tetigit mediocres* sagt sie 297, wo von seinem Tode die Rede ist. Der Sinn ist klar, kaum das mittlere Lebensalter erreichte er, die Leseart *febres* sinnlos, daher verbessert Leibniz *fines;* doch es ist zu lesen *flores* — *mediocris* nach Pelag. 148: *Attigit aetatis primos flores iuvenilis.* In den Jahren vollster männlicher Kraft muss er gestorben sein. Nach der St. Galler Fortsetzung der Alamannischen Annalen war es 864, nach den Xantener 866; jenen, die fast den Charakter eines gleichzeitigen Todtenbuchs haben, möchte ich mit Dümmler den Vorzug geben, diesen folgt Waitz [2]).

---

[1]) Bodo Syntagma historiae Gandersh. Leibniz Scr. III, 702. Orr. Guelf. IV, 366. Den Namen des Orts geben Thangmar Vita Bernwardi 12, Chron. Hild. 4, M. G. IV, 763, VII, 851.

[2]) Ann. Alamann. Xantens. und aus jenen Ann. Weingart. 864 M. G. I, 50, 66; II, 231; die Chronologie der Ann. Xantens. bleibt nicht selten um zwei Jahre zurück. Waitz Heinrich I. S. 10 A. 2, Dümmler II, 562.

Nicht unwahrscheinlich fällt seine Geburt noch in die Zeit Karls des Grossen, dann hätte er ein Alter von zwischen funfzig und sechzig Jahren erreicht. Diese Vermuthung ergiebt sich aus andern unzweifelhaften Zeitangaben. Nach Hrotsuit 575 stirbt Oda 107 Jahr alt; die Quedlinburger Annalen 913 bestätigen es[1]), danach war sie geboren 806. Ihre Tochter Hathumod starb nach Agius zuverlässiger Nachricht am 29. Nov. 874 im 34. Jahr[2]), zwei Jahr später ward Odas Enkel Heinrich, der jüngste Sohn Herzog Ottos, geboren[3]). Hathumods Geburt erfolgte mithin 841, und Odas Heirath mit Liudolf muss um mehrere, vielleicht zehn, Jahre früher vollzogen worden sein, denn es ist schwer zu glauben, die Tochter eines so bedeutenden Dynasten solle 34 Jahre alt geworden sein, bevor sie in die Ehe trat. Ebenso wenig glaublich ist, dass sie beträchtlich, etwa zehn Jahr, älter gewesen sei als Liudolf, dem widerspricht die grosse Fruchtbarkeit dieser Ehe. Waren sie aber in gleichen Jahren, so muss er geboren sein, als noch Karl der Grosse die Herrschaft hatte.

Was auch Liudolfs Familie betroffen habe, seine Versetzung an den fränkischen Hof hat über seinen Lebensgang und die Geschicke seines Volkes entschieden. Dort muss er in der bildsamsten Jugendzeit erfüllt worden sein von den Gedanken, wie sie sich unter Karls des Grossen und der Kirche Führung zu fester Gestalt entwickelt hatten, dort ward seine Ehe geschlossen, die den grössten Einfluss hatte, von dort ward er eingeführt in die Kreise der Machthaber im Reiche; als Mann des höchsten königlichen Vertrauens muss er zu seinem Volke zurückgekehrt sein, ohne die Wurzeln des nationalen Zusammenhangs verloren zu haben. Er war berufen, die tiefe Kluft zwischen Sachsen und Franken zu schliessen.

Der König, welcher sein Schicksal bestimmt, ist Ludwig der Deutsche. Nach 309 ist der Vater jenes Ludwig, der später Liudolfs Tochter Liudgard heirathet, derselbe, in dessen *militia* er eintritt. Indess ist dies wohl eine Verwechslung; da Ludwigs des Deutschen selbständige Regierung und Hofhalt in Baiern erst 826 begann[4]), so musste Liudolf die ersten Jahre, von denen 14 die Rede ist, bereits überschritten haben, auch gehörte der Sachse nicht in

---

1) Auch Vita Bernwardi 12 M. G. IV, 763.

2) So wird es zu verstehen sein, wenn ihr Vita Hathumod. 29 ein Alter von 34 Jahren zugeschrieben, und Obit. Hathum. 351 nur 33 angegeben werden als eine heilige Zahl M. G. IV, 175, 182.

3) Widukind I, 21. Waitz S. 12, 13.

4) Dümmler I, 19, 27.

die bairische Pfalz. Nur Ludwig der Fromme kann es gewesen sein, bei dem er den ersten Dienst that. Denn Dienst am Hofe ist diese Militia, bedingt durch das persönliche Verhältniss zum Könige, das die Freiheit nicht mindert, aber die Ehre mehrt. Sie hat ihre Stufen, es giebt einen *gradus militiae primae.* Der *miles in aula,* auch wohl *minister* genannt, ist der tägliche Gefährte des Herrschers; mit diesen hält er seine Gelage, sie sind Umgebung, Hofgefolge, Pelag. 217, 224, 267; Gongolf 234, 254. Vor allen sind sie die Zuverlässigsten, die den König in den Kampf begleiten, *milites lecti,* die *tota de gente caterva,* dem Heerbann entgegengesetzt Gesta 194, 256.

Als die Militia vorüber ist, erhält Liudolf einen — nicht den — Komitat im Volke der Sachsen, und kehrt in das Stammland zurück. Der Gebrauch von *comes* bei Hrotsuit ist entweder inkonsequent oder mindestens unklar. Die Herzoge Eberhard und Gieselbert nennt sie wiederholt *comites,* ebenso die kriegerischen Führer, die unter dem Könige stehen, Gesta 176, 209, 279, 506; Pelag. 124, 129. Sie nennt jene nicht *duces,* während sie die übrigen Herzoge, auch den Baiern Arnulf, so bezeichnet Gest. 157. Gönnte sie etwa den Rebellen diesen Namen nicht? Andererseits heissen ihr Eberhard und Udo, der jene im Kampfe erlegt, *praesides,* Gesta 180, 283. Der Charakter der *praesides* ist das Gericht zu halten an des Kaisers Statt. In diesem Amte erscheinen in den Legenden und Dramen Sisinnius, Simphronius, der Praefekt von Rom, Dulcitius, die grausamen Richter der Christen, Dionys. 161, 199; Agnes 43, 154, 350; Dulcit. 179, 183. Abweichend davon werden Prim. Gand. 365 die beiden Bischöfe, die mit Bruno 880 fallen, *praesides* genannt.

Dem Komitat folgt der Dukat Pr. Gand. 17, 309:

Ac cito maioris donatus munere iuris,
Principibus fit par, ducibus sed nec fuit impar.

— —

Filius illius, cuius dono Liudulfus
Suscepit primum propriae gentis dominatum.

Mit Nachdruck will Hrotsuit hier von einer Steigerung der Amtsmacht sprechen; indem er mit dem Dukat beliehen wird, wird ihm ein *ius maius* zu Theil, er hat den ersten Dominat seines Volksstammes überhaupt erhalten. Verdunkelt wird es durch 18, wo die *principes* fast höher gestellt werden; die nicht glücklich ausgedrückte Absicht des Verses ist aber wohl, dem Helden beide Bezeichnungen zu sichern; nur der König selbst ist grösser. Sonst ist *princeps* gleichbedeutend mit *dux.* Herzog Hermann von Schwaben ist *dux*

almus und *illustris princeps,* der Vater des Pelagius *princeps,* Gallicanus aber auch *dux;* da jener gefangen ist, wird sein Lösegeld doppelt so hoch als das eines *comes* angesetzt; Gesta 456; Pelag. 123, 133, 139. Die *principes* im Allgemeinen heissen auch *proceres* Gesta 632; Prim. Gand. 542; Mar. 74, mit dem Zusatze *heriles seniores* Mar. 686, Pelag. 102, Gongolf 341; ferner *plebis primates, rectores, priores* Gest. 720, 734; Theoph. 132. Auch unter den *principes* giebt es Abstufungen, auf der obersten stehen die Herzoge. Herzog Heinrich ist *dux* und *princeps in regno post regem,* Gesta 153.

Dem Könige als *dominus* gegenüber ist der Herzog ein Dienstmann, der Treue zu bewahren hat. So Heinrich seinem Bruder in Italien; indem er die Befehle des Seniors ausführt, leistet er *ducis famulatum,* rastlos ist er in *obsequiis regalibus,* fast mehr nach dem *ius servi* als dem des Fürsten. Aber auch der Herzog hat sein *ius,* ihm sind untergeben die Ersten und Grossen des Volks; so Heinrich als *dux gentis Baioariorum,* dem jüngern Liudolf die *primates Suevorum,* Gesta 188, 657, 675, 374, 453. Liudolf der Ahnherr erhält den *dominatus propriae gentis* oder *populi,* der indess von der Führung des Königsscepters unterschieden wird, Pr. Gand. 310, 368, 70, 566, Gesta 7. Er und seine Nachfolger sind *duces Saxonum,* Bruno, Otto, der durch Ludwig erhoben wird, 4, 69, 362, 368, 507, *duces* ferner Arnulf von Baiern, Konrad, Ottos Sohn Liudolf; Gesta 157, 448, 688, 697, 1160.

Für Hrotsuit ist der Ahnherr Liudolf ein Herzog von derselben Macht und Befugniss, wie seine Enkel in Baiern und Schwaben; sie dehnt sie sogleich auf alle Sachsen und das ganze Volk aus. Ob dieses Amt in der markgräflichen oder der missatischen Gewalt seine Grundlage gefunden, davon hatte sie schwerlich eine Vorstellung. Agius 2, der die Verhältnisse besser kennen musste, beschränkt dagegen Liudolfs Dukat ausdrücklich auf das östliche Sachsen. Ihr scheint alles bereits vor einem Jahrhundert gewesen, wie sie es gegenwärtig sieht, das Geschlecht, der Träger des Herzogthums, ist volksthümlich, seine Macht eine alte. Denn im Laufe von vier Generationen war diese vom Vater auf den Sohn, einmal vom Bruder auf den Bruder übergegangen, die Verschmelzung von Amtsgewalt und Uebergewicht des Geschlechts daher ganz natürlich. Die Einsetzung durch König Ludwig änderte darin nichts, Hrotsuit wusste, eine bestimmte Berufung zum Amte habe Statt gefunden, 368. Es sind die einfachen Thatsachen, mit denen sie aus der Ueberlieferung der Familie selbst bekannt sein musste; hier wird man ihr Glauben beimessen können.

Wann aber hatte Liudolf die Amtsgewalt erhalten? Seit 833 betrachtete Ludwig der Deutsche sich als König des östlichen Theils, damals begann er die Jahre der Regierung in der *Francia orientalis* zu zählen. Noch war seine Stellung vielfachen Schwankungen unterworfen, in den folgenden Kämpfen traten Zeiten ein, wo seine Gewalt ganz aufhörte. Gewiss kam Liudolf zum Komitat erst nach 833, oder erst nach Ludwigs des Frommen Tode, vielleicht 840. Denn als Wilzen und Sorben 838 und 839 die Sachsenmark heimsuchen, greift der alte Kaiser unmittelbar ein, und entsendet die Grafen Adalgar und Egilo. Am 22. März 838 erscheint in einer Urkunde noch ein westfränkischer Graf Banzleib als *Saxoniae patriae marchio noster,* der im Gau Guottinga Lehnsgüter hat, die im Dec. 840, *hactenus* in dessen Besitz, durch Ludwig den Deutschen an Korvei geschenkt werden. Auch da, wo es sich um Massregeln gegen die Dänen handelt, ist von Liudolf nicht die Rede [1]), seine Stellung kann noch keine hervorragende gewesen sein. Dann kommt es zu dem nationalen Aufstande der Stellinge, aber die sächsische Volksfreiheit, die letzten Regungen des Heidenthums wurden zu Boden geschlagen, und auf dem Reichstage zu Salz 842 das fränkische Regiment durch Ludwig hergestellt; Niemand wurde verschont, heisst es, von dem irgend Widerstand zu besorgen war. Von diesem Tage datirt die neue Einrichtung des Landes, der sich auch die Edelinge anschlossen, welche für die fränkisch christliche Kultur und die Vortheile, die sie verhiess, noch nicht Partei ergriffen hatten; denn es war zugleich ein Sieg über die alten Frilinge. Zu denen, welche die Früchte vor andern ernteten, gehörte Liudolf. Gewiss hatte er sie vorbereiten helfen, die fränkische Anschauungsweise musste ein Theil seines eigenen Lebens geworden, und er aus Ueberzeugung der weltumbildenden Macht gefolgt sein. Durch die ganze spätere Thätigkeit, den kirchlichen Eifer seiner Familie wird das erwiesen. Vielen Volksgenossen mag er anfänglich wenig preisenswerth, *laudabilis,* wie Hrotsuit sagt, erschienen sein; aber in der folgenden Generation ist sein Haus wieder ein volksthümliches, in der dritten das herrchende. Bald nach dem Reichstage zu Salz wird er den ostfälishen Dukat erhalten haben, denn zur Zeit seiner Romfahrt ist er, nach Agius und Hrotsuit, der Her-

---

[1]) Prudentii Annal. 838, 839, 842 M. G. I, 432, 436, 439. Dümmler I, 82, 130, 159, 178. Das Verdienst auf Banzleib hingewiesen zu haben, gebührt Wilmans, Kaiserurkunden der Provinz Westfalen I, 88, wo I, 83 sich die Urkunde vom Dec. 840 findet; die vom 22. März 838 s. Böhmer 479.

zog, der mit dem Charakter ausgeprägter Macht für Volk und Land handelt.

Auch seine Familie verdankt er der neuen Ordnung. Indem er Oda, die Tochter Billings und Aedas, aus einem fränkischen Dynastenhause, heirathet, unterwirft er sich den neuen Lebenswirkungen persönlich. Oda, *edita Francorum clara de stirpe potentum,* ist durch den Vater Billing, nicht die Mutter, eine Frankin, wie Leibniz meint [1]); so sagt Hrotsuit ausdrücklich. Ebenso ist Editha und Adelheid *edita magnorum de stemmate regum,* Gest. 86, 472. Es wäre sonderbar, die Herkunft der Tochter nach der Mutter zu bezeichnen. Mit der Frankentochter Oda kommt der eingreifende Kultureinfluss in das sächsische Geschlecht, der ein Grundzug des spätern Herrscherhauses bleibt. Diese Ahnin ist das Urbild der Enkelinnen Mahthild, Editha, Adelheid und der jüngern Generation. Die Meisten sind in der Tiefe des eigenen Lebens ergriffen vom Geiste des Christenthums, durch den seltenen Sinn für höhere Kultur überragen sie alle ihre Umgebung. So wirken sie umbildend auf ihr Volk.

Der Zug der Zeit drängt auf Sammelpunkte des geistigen Lebens in kirchlichen Stiftungen und Klöstern. Die grosse Bedeutung einer solchen Bildungsstätte, nachdem kurz vorher die alte Volkskraft niedergeworfen war, konnte Liudolf nicht entgehen; es war der frische Saame, der in das gewaltsam durchgearbeitete Land gelegt wurde. Von da aus konnte man die Lehre festigen, die Mission fortsetzen, die Familien heranziehen, ihr Leben innerlich und äusserlich bestimmen.

Sei es nach der Ueberlieferung des Geschlechts oder des Klosters, der Gedanke der Stiftung von Gandersheim wird zuerst durch die Aeltermutter Aeda ausgesprochen, und von ihr auf die Tochter vererbt, ein charakteristischer Zug, in dem die ganze Zukunft erscheint. Johannes der Täufer, vor dessen Altare Aeda bei Tagesanbruch betet, kommt, ihr die Stiftung eines Klosters für die heilige Jungfrau durch ihre Nachkommen anzukündigen, und einen Blick in den künftigen Glanz des Geschlechtes zu eröffnen. Schon darum muss sich der erste Theil der Prophezeiung erfüllen. Die Ankündigung wird Befehl Hand ans Werk zu legen. Oda übernimmt das Vermächtniss der Mutter, und nicht genug kann es Hrotsuit rühmen, wie sie den Gemahl unauf-

---

1) Ann. imp. II, 582, nach ihm Scheidt Orr. Guelf. IV, 368; dagegen Giesebrecht Kaisergeschichte I, 814.

hörlich an das heilige Wort erinnert, und ihm bei der Ausführung helfend zur Seite steht.

2. Hier beginnt der zweite Abschnitt des Buchs bis 185. Die Gründung des Klosters ist beschlossen, Liudolf und Oda bringen ein erstes Opfer, sie übergeben ihre 841 geborene Tochter Hathumod zur Heranbildung für das kirchliche Leben der Aebtissin zu Herford. Es ist wohl Addila, die noch 853 urkundlich in dieser Stellung erscheint [1]), die Schwester des Abts Warin von Korvei, und obgleich aus der karolingischen Nachkommenschaft, doch den Liudolfingern verwandt. Ueberhaupt mochte diese karolingische Familienstiftung, wo eine Reihe von Aebtissinnen demselben Hause angehörte, für Liudolf ein Vorbild der eigenen sein. Dann brechen sie nach Rom auf. So berichten Hrotsuit 109 ff. und Agius 3, 4, Obit. Hathumod. 549 ff. Es ist während des kurzen Pontifikats Sergius II. Jan. 844 bis Jan. 847 [2]), man hat daher für die Pilgerfahrt die Wahl zwischen den Jahren 844 bis 846. Mit dem Empfehlungsbriefe des Königs erscheinen sie vor dem Papst und erbitten seine Hülfe. Die *sacra pignora,* die der neuen Pflanzstätte Ehre und Heil und den Mittelpunkt des künftigen Kultus gewähren sollen, die Zusicherung des apostolischen Schutzes, alles wird ihnen zu Theil. Mit den Reliquien des Anastasius und Innocenz kehren sie in die Heimath zurück, 134 ff.; diesen allein nennt Widukind I, 16 in seiner kurzen Erwähnung der Romfahrt. Dass ihnen der Papst eine Bulle mitgegeben, sagt weder Hrotsuit noch Agius, auch konnte von einem Schutzbrief schwerlich die Rede sein, da der Gegenstand, dem er gelten sollte, noch nicht vorhanden war. Die *apostolica auctoritas*, von der Agius 4 spricht, betraf die Einsetzung Hathumods als Aebtissin, und kann erst später von Leo IV. erlassen worden sein; erhalten ist sie nicht.

Nach Hrotsuit 108 ff., scheint es, als sei eine erste Sammlung von Nonnen an der ältern vorläufigen Stätte bereits vor der Romfahrt versucht worden; nach Agius geschah es erst nach der Rückkehr. Dagegen ist dort die Oertlichkeit und die zwiefache Anlage genau geschildert. Den ersten Mittelpunkt der ältern bildet eine Kirche,

> — *ecclesiae possessio denique parvae,*
> *Trans ripas Gandae supra montana locatae,*

---

1) S. Wilmans Kaiserurkunden I, 120 und dessen Untersuchungen S. 257, 290 ff.

2) Jaffé Regest. S. 229.

Unde locum celebrem vocitabant Gandeshemensem.
Illic obsequio Domini digne celebrando,
Dum locus investigari posset magis aptus,
Communi multas vita iunxere puellas.

Jener Ort also, wo die Nonnen weilen sollen, bis eine würdigere Stätte gefunden ist, liegt oberhalb der Berge und jenseits der Gande. Hrotsuit macht diese Bestimmungen von dem Kloster aus, wo sie schreibt, das, wie sie einschaltet, den Namen von jenem Flüsschen erhalten hat. Dem entspricht nachher 186:

Proxima coenobio fuerat tunc silvula, cincta
Collibus umbrosis, quibus et nos cingimur ipsis,
Necnon in silva fuerat sita parvula villa etc.

Hier ist *coenobium* die erste Anlage, daran stösst eine Waldgruft, eingeschlossen von jenen belaubten Höhen, die das Kloster gegenwärtig umgeben; in deren Mitte lag damals eine Villa, wo Schweinemast von Liudolfs eigenen Leuten betrieben ward. Ein neues Wunder verkündet, für die grosse kirchliche Stiftung sei dieses Thal auserkoren. In zwei Nächten vor Allerheiligentag erscheinen den Schweinehirten himmlische Lichter, die das Waldesdunkel geheimnissvoll durchbrechen, in der dritten wacht Liudolf selbst mit den Seinen und erkennt den göttlichen Rathschluss. Man beginnt auszuroden, und wo einst Faunen und Waldgespenster hausten, wird die Stätte heiliger Lobgesänge geweiht. Die Beschreibung wird dadurch verdunkelt, dass nicht, wie man erwarten sollte, der Name der ersten Anlage, sondern eine vorbereitende Erklärung des zweiten Namens gegeben, und dann die spätere Begründung nach der Oertlichkeit der früheren, Gandersheim benannt wird. Agius bezeichnet den ersten Fleck nur allgemein als *possessio, propria hereditas, pars de proprio iure*, Thangmar fügt den Namen hinzu, Brunesteshusen, den Wolfher mit der Bezeichnung *proprietatis praedium*, und die Hildesheimer Chronik wiederholen[1]). Nach späterer Ueberlieferung wird Brunshausen den Heiligen Johannes dem Täufer und Stephanus geweiht; es liegt unfern des Zusammenflusses des von Norden kommenden Baches Gande mit einem zweiten östlichen, und für diese vereinten Gewässer ist auch der Name Etter gebräuchlich. Hier,

[1]) Obitus Hathumod. 552. M. G. IV, 186. Vita Bernwardi 12, Godehardi 19 M. P. IV, 763, XI, 180, Chron. Hildesh. 4 M. G. VIII, 851. Eberhard IV, 3: *Up synen erve Brunteshusen genannt.* Bodo Syntagma S. 703, nennt es ebenfalls älteres Kloster, *locus qui hodie usque Lutolvessem dicitur,* deutet aber Hrotsuits Erzählung auf Liudolfs Wohnsitz, *aula et ducatus castrum.*

etwa eine halbe Stunde südwestlich von Brunshausen, liegt Gandersheim im Gau Flenithi, sagt Thangmar, anmuthig zwischen Grasflächen und Baumgrüften, geschützt durch unwegsame Waldungen und Moorgründe[1]).

3. Die Erbauung des Klosters wird 185—314 berichtet, bis auf den Tod der Hathumod 874. Die Dichterin wendet ihre ganze Aufmerksamkeit den Wundern zu, die den Bau begleiten, und vergisst darüber zu sagen, wann Liudolfs Tochter als Aebtissin eingeführt worden sei. Diese Lücke füllt Agius. Im zwölften Lebensjahr wird sie erst einer geringern, dann grössern Anzahl Nonnen zu Brunshausen vorgesetzt. Die Zeit ergiebt sich aus den genauen Daten ihres Todes, sie stirbt den 29. November 874, an einem Montage, 34 Jahr alt, nach 22jähriger Amtsführung; ihre Einführung erfolgte also 852. Dasselbe Jahr geben als *inchoatio Gandeshemensis monasterii in antiquiori loco* die Quedlinburger Annalen und Thangmar, die Weihe vollzieht der Bischof Altfried von Hildesheim, in dessen Sprengel das neue Kloster liegt. Vier Jahr später 856 beginnt die *fabrica monasterii maiori ambitu*[2]).

Als das Werk durch Mangel an Baumaterial gefährdet scheint, wird Hathumod durch ein abermaliges Wunder von einer Taube, welche die Stelle mit dem Schnabel bezeichnet[3]), zu einem unbekannten Steinbruch geführt, 238 ff. Zunächst werden *ecclesiae moenia pulchrae* hergestellt, daraus erwächst das *monasterium* sammt dem *nobile Templum*, das Ganze wird als *coenobii constructio* zusammengefasst 234, 175, 275, 240, 259, 278, 237, 291, 314, als *claustra*

---

1) Vita Bernwardi 20: *Ederna flumen quod Gandenesheim alluit.* Wolfher. Vita Godehardi a. a. O.: *Locum quendam aquis irriguum, pratis amoenum, silvarum montiumque amphiseptione munitum et omnimoda speciositate — politum, — qui ab alluente quodam alveo Ganda nomine Gandesheim nominatur.* Eberhard VI, 36:

Dat he den namen van dem watere neme,
Dat by norden vliit, deme clostere na.

In Liudolfs angeblicher Urkunde heisst es bei Bodo 703: *Juxta fluvium Gande, qui alio nomine Echterna dicitur.*

2) So Vita Bernwardi 12. Da Altfried indess erst 851 Bischof ward, konnte er als solcher nicht Berather der Romfahrt sein, wie Thangmar und Wolfher a. a. O. sagen: *cum licentia et consilio.* Es sind Behauptungen, die aus dem späteren Streit Hildesheims mit dem Kloster hervorgegangen, die Absicht haben, den Bischöfen einen grösseren Einfluss auf die Stiftung selbst zuzuschreiben, als sie in der That hatten. Nach dem Chron. Hildeshem. 4 gab Altfried dafür *decimas ex sua proprietate in beneficium.* 856 hat auch Eberhard XVII, 6. Im Kloster selbst rechnete man offenbar von diesem Jahr an.

3) Nach Bodo S. 704 stand später auf dieser wunderbaren Stelle der Galgen.

monasterii bezeichnet 410, endlich das *antiquum templum* von der *novella ecclesia* unterschieden 291, 295, 371[1]).

Doch der den Grundstein gelegt hat, ist nicht berufen, dem Gotteshause den Schlusstein zu geben. Etwa zwölf Jahr nach Beginn des älteren Baues, zwanzig nach der Romfahrt, stirbt Liudolf, bevor er ein höheres Alter erreicht hat 864. Den Tag in einem Todtenbuche aufzufinden, ist noch nicht gelungen. Hrotsuit 284, 297 deutet an, er sei plötzlich gestorben, *naturalis saeva tactus nece mortis.* Agius Obit. 593 erzählt bestätigend von merkwürdigen Träumen, die er wenige Tage vor seiner tödtlichen Erkrankung gehabt, *sanus adhuc penitus.* Mitten aus der Fülle der Thätigkeit wird er abgerufen. In den wenigen Worten des Agius erkennt man den rastlosen Mann 547:

— *Licet innumeris mundi curis premeretur,*
A quibus haut opere se quivit exuere.

und kurz vorher:

— *Quamvis sine sorde nequiverit esse,*
Utpote mundano praeditus officio.

Er steht in der Welt, nicht rein von der Sünde, die ihr anhaftet; doch er sühnt sie mit guten Werken und frommen Spenden, und stirbt reuig *in cinere* 558, nachdem er sich und den Seinen durch die Klosterstiftung einen Schatz im Himmel gesammelt hat. Darum muss den Nonnen von Gandersheim, die auch daran Theil haben, sein Gedächtniss vor allen heilig sein. Dass er im Büssergewande gestorben, scheint demnach nicht zweifelhaft.

Für die Charakteristik dieses Mannes sind die eigenthümlichen Andeutungen des Agius über seine letzten Lebensmomente noch nicht hinreichend gewürdigt. Von jenen Träumen, die er kurz vor dem Tode hatte, konnte so im Einzelnen nur Einer sprechen, der sie noch aus seinem Munde vernommen hatte, der Sohn, der die geheimsten Gedanken des Vaters kennt; an der Wahrheit zu zweifeln, ist keine Veranlassung. In diesen Worten sieht man auf den Grund der Seele Liudolfs. Er ringt mit der Vorstellung des Gerichts, die ihm in den verschiedensten Gestalten erscheint. In die Tiefe des Abgrundes meint er zu stürzen, aber mit beiden Händen erfasst er einen Zweig und wird gerettet; dem Rufe, der ihm Vernichtung verkündet, antwortet er, seine Hoffnung stehe auf Gott.

---

[1]) Eberhard spricht in der Regel von Kloster oder Kirche im Allgemeinen, davon unterscheidet er Münster oder Dom VIII, 26. XXXV, 45.

Dann sieht er, wie zum Troste, den himmelanstrebenden Baum seines Geschlechtes mit breiten Zweigen, er soll daraus erkennen, es sei vor der Welt herrlich, vor Gott wohlgefällig. Nicht bloss die Frauen dieser Familie fühlen sich ergriffen von aussergewöhnlichen Mächten, nicht sie allein haben Gesichte und Verzückungen, die ihnen den Himmel öffnen, auch auf die Männer ist diese Steigerung übergegangen, der Stammvater selbst stirbt mit prophetischen Träumen, die sich den legendenhaften Visionen Aedas anreihen. Seine irdischen Reste werden in der ältern Kirche zu Brunshausen beigesetzt, und einige Jahre später, wie Hrotsuit 398 sagt, d. h. erst nach 881, nach der Gruft des neuen Klosters übertragen[1]).

Ein stattlicher Geschlechtsbaum wurzelte in der fruchtbaren Ehe Liudolfs und Odas. Agius spricht Obit. Hath. 539 ff., von drei Söhnen und einer Tochter, die im ersten Lebensalter starben, von fünf Töchtern, die den Schleier nahmen, einer sechsten, Enda, erwähnt er als Wittwe, und eines Sohnes, der der Welt entsagte, das ist er selbst. Dazu kommen Liudgard, deren Namen er nicht nennt, Vita 2, 26, und die Söhne Bruno und Otto. Also vierzehn Kinder, sechs Söhne und acht Töchter! Liudolf hinterlässt die Vollendung des Werks den beiden Söhnen, die in sein Erbe eintreten, *ducibus supra memoratis* 288; doch bisher ist nur von Otto, nicht von Bruno die Rede gewesen. Da es gefährdet scheinen könnte, offenbart sich die himmlische Hülfe um so glänzender, Gott rührt das Herz des jüngern Königs Ludwig, er heirathet Liudolfs Tochter Liudgard. Auch ihr ist die Familenstiftung heilige Sache, sie erwirkt vom Könige eine Reihe von Schenkungen. Nach des Vaters und vor Hathumods Tode, nach 865, wo Ludwig eine frühere Verlobung versucht hatte, fand diese Heirath statt; dass Liudgard nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die Regierung gewesen sei, ist auch sonst bezeugt[2]).

Auch Hathumod erlebt die Krönung des Werks durch die Weihe nicht. Sie stirbt zehn Jahr nach dem Vater am 29. November 874; nach Agius Hindeutung auf Sterblichkeit und Hungersnoth, die damals herrschten, an einer epidemischen Krankheit; dreissig Tage lang ziehen die Schaaren der Trauernden, hoch und niedrig, von allen Seiten heran, um an ihrem Grabe zu klagen. Sie wird

---

[1]) Bodo S. 706: *In australi parte — in loco qui modo ad s. dicitur Stephanum, ubi illius hodie usque sepulchrum cernitur.*

[2]) Dümmler I, 576. II, 64.

in der alten Gruft beigesetzt und später in die neue übertragen[1]). In den 22 Regierungsjahren stimmen Hrotsuit 316 und Agius überein. Während dieser überfliessendes Herzens den hohen Tugenden der Aebtissin ein brüderliches Denkmal setzt, giebt Hrotsuit von ihr kein individuelles Bild. Dennoch hat die Ueberlieferung, welche von der ersten Leiterin des Klosters ausging, unzweifelhaft auch auf sie selbst und ihren Lebensgang eingewirkt, darum werden einige ergänzende Worte hier an der Stelle sein.

Denn schon in Hathumod ist der Geist wissenschaftlicher Studien, der Gandersheims Ruhm werden sollte, lebendig, und auch in andern weiss sie ihn zu erwecken. Von ihren frühesten Lehrjahren an, so rühmt Agius, ist ihr Eifer auf Wissenschaft gerichtet; *ultroneo studio, infatigabunda meditatione* lernt sie. Als Aebtissin forscht sie unablässig in der Schrift, aber nicht in der heiligen allein; *scripturarum lectioni et ipsa sedulo insistebat; in his audiendis et legendis et intelligendis maiorem cautelam, vivaciorem sensum, saniorem intellectum habere nullus fere hoc tempore quivit,* heisst es 9. Eindringendes Verständniss, lebendige Auffassung, ruhig prüfendes Urtheil wird ihr zugeschrieben. So wirkt sie auch auf ihre Umgebung. Die Lässigen, in denen sie Fähigkeit erkennt, nöthigt sie zu gleicher Anstrengung, weniger durch Zureden als durch Zucht und Anleitung, sie stellt Prüfungen an. Nicht einfacher kann das pädagogische Talent geschildert werden, als in den Worten: *Si qua, ut moris est, interrogare debebat, tam plane et discusse cuncta attingebat, ut ipsa interrogatione sua docere potius quam interrogare videretur.* In lebhaft litterarischem Verkehr steht sie mit Agius. Darauf wirft abermals ein Traum, den er nach ihrem Tode den trauernden Nonnen in dem Trostgedichte 670 erzählt, ein merkwürdiges Licht. In einer Unterredung, wie er sie in Wirklichkeit oft mit ihr hatte, über Aufgabe und Zustand des Klosters, bittet er um ein Buch, das den Inhalt ihres Gesprächs berührt. Hathumod erwiedert, nicht mehr sie, sondern ihre Schwester Gerberg sei jetzt im Besitze desselben. Es wird herbeigeholt, zwar äusserlich klein,

Sed bene conscriptus et bene compositus,
Et quo nil umquam cordi vel gratius esset,
Aut ipsa certe pulchrius intuitu.

Selbst dem Aeussern nach lässt der Traum die Bücher erkennen, mit denen man täglich verkehrte. Auch Oda theilt diesen Eifer. Als

[1]) Agius c. 26, 29. Obit. Hathumod. 27. Vita Bernw. Godehard. a. a. O. Eberhard VI, 46 giebt ihr ebenfalls 22 Jahr. Ueber die Sterblichkeit damals s. Ann. Fuld. 874.

Hathumod bereits tödtlich erkrankt ist, und den Kummer der Mutter sieht, versucht sie andere Gedanken in ihr hervorzurufen, *et quia librorum lectionem ei admodum gratam esse sciebat, aliquid se et auditu iocundum et utile ad memorandum invenisse dicebat, quod ei legere deberet,* erzählt Agius 18. Also selbst im Augenblicke des höchsten Schmerzes noch Unterhaltung über Bücher! Das alles sind Zeichen litterarischer Kultur.

4. Der vierte Theil bis 485 umfasst den Primat der zweiten Aebtissin Gerberg I. bis zum Jahre 897. Den Höhenpunkt bildet die Weihe des neuen nunmehr vollendeten Heiligthums 881. Die Charakteristik der zweiten Liudolfingerin beginnt Hrotsuit mit der Erzählung, wie auch diese ein grosses Opfer gebracht habe. In der Stille dem himmlischen Bräutigam geweiht, entsagt sie dem irdischen, dem sie vor der Welt verlobt ist. Denn er droht, sein Anrecht allen heiligen Rücksichten zuwider geltend zu machen, *tui votum penitus pessumdabo vanum!* ruft er aus 347. Bernhard ist ein mächtiger erlauchter Mann, *illustris,* der König, dessen Ruf zu einem bevorstehenden Kriege er in diesem Augenblicke folgen muss, ist sein *senior* 343. Ueber seine sonstigen Verhältnisse ist schwerlich etwas zu ermitteln, nach seinem Namen darf angenommen werden, er sei kein Sachse, sondern ein Franke gewesen. Da die Geschichte vor 874 spielt, möchte man vermuthen, diese beabsichtigte Ehe habe in Verbindung gestanden mit Liudgards Heirath mit Ludwig III. Seinen Berufungen auf das Schwert hat Gerberg nur die Hoffnung entgegen zu setzen, Gott werde für sie entscheiden. Das geschieht, denn Bernhard fällt im Kriege[1]), sie nimmt den Schleier, und wird als Nachfolgerin ihrer älteren Schwester durch den Bischof Markward von Hildesheim geweiht[2]). Wahrscheinlich geschah das in den ersten Tagen des Jahres 875, da jene dreissig Tage, von denen Agius spricht, die Bedeutung eines Trauermonats haben, vor dessen Ablauf man nicht zur Einführung der Nachfolgerin schreiten konnte. Denn bei der Stiftung handelte es sich auch darum, den Töchtern der Familie dauernd eine Stellung zu sichern. Aus ihrer Mitte ist die Aebtissin zu wählen, wie der Immunitätsbrief Ludwigs III. von 877 bestimmt[3]), erst wenn innerhalb des Geschlechts keine gefunden werden sollte, die mit den erforderlichen Tugenden ausgerüstet sei, soll

---

[1]) *Equo deiectus* sagt Bodo S. 705 ohne Angabe seiner Quelle, da er sonst Hrotsuit folgt.

[2]) Nicht durch Altfried, wie Thangmar, Wolfher und Chron. Hild. sagen a. a. O.; dieser war 15. Aug. 874 gestorben, Lüntzel I, 34.

[3]) Harenberg S. 63, Böhmer reg. Karol. 880.

es den Nonnen verstattet sein, anderweitig zu wählen. Die *s. scripturarum instructio* wird auch Hathumods Schwester nicht gefehlt haben; denn als ihre Schülerin und Erbin wird Gerberg gerühmt. Ueber allen waltet die Stammutter Oda, das Urbild des altgermanischen Weibes, in der man einst das geheimnissvolle Orakel des Volksgeistes verehrt haben würde, jetzt, in der neuen Geisteswelt des Christenthums, wird sie von seinem Hauche in anderer Weise belebt. Auch in ihrer Schilderung können sich Agius und Hrotsuit nicht genügen; jenem ist sie *fortissima feminarum*, *tanta et talis femina*, ihren Namen nennt er nicht, als wage er nicht ihn auszusprechen, *mater admirabilis, mater gloriosissima* Vit. 21, 27, Obit. 429 ff. Bei Hrotsuit überwacht sie Thun und Lassen, Sitte und Lebenswandel der Nonnen, *terrore* und *monitis* hält sie das heilige Gesetz aufrecht; dann demüthigt sie sich selbst vor den Nonnen, als ihren Herrinnen, denn sie sind es, deren Gebete Segen, Glück und Glanz des Geschlechts erflehen, 409 ff., 490, 501. Danach ist es wohl glaublich, wenn die formell unächte Urkunde Arnulfs sie *in sanctimoniali habitu constituta* nennt[1]); sie selbst hat nach Liudolfs Tode den Schleier genommen, sie lebt als *vidua velata*, und leitet im Namen ihrer Töchter das Kloster.

Endlich im 75. Jahre sieht sie ihr Lebenswerk gekrönt, das neue Gotteshaus wird geweiht, 25 Jahr nachdem der Grundstein gelegt, fast 40 nachdem der erste Gedanke der Gründung gefasst worden war. Unter Dach wird es gebracht zur Zeit des Bischof Markward[2]), Herzog Otto vollendet den Bau. Gegen ihre Gewohnheit hat Hrotsuit die Zeit dieses Mal genau angegeben 372, 381, 394. Auch hier entscheidet Oda; am 1. Nov. 881 geschieht es, am Tage aller Heiligen, wo einst die himmlischen Lichter von den Hirten erblickt wurden. Unter dem Zulaufe alles Volks setzen sich die Züge der Nonnen beim ersten Schein des Frühlichts in Bewegung, unter dem Klange ihrer Lieder übertragen sie die heiligen Pfänder, die Reliquien der Schutzpatrone, zur neuen Stätte, und zum Preise aller Heiligen weiht der Bischof Wichbert das Gotteshaus. Nun verkünden die frommen Gesänge das Lob des Herrn hell und rein in jenem Walde, und unablässig bleibt die Versammlung in seinem Dienst.

Zugleich öffnen sich die Todtengrüfte des neuen Hauses, neue Prüfungen nahen. Dieser wunderbaren Frau ist das höchste

---

1) S. die 3. Beilage.

2) Deutlicher als Thangmar sagt Wolfher Vita Godehardi a. a. O. *Gandershemense templum ad trabes usque perduxit;* Chron. Hild. 5.

Lebensalter beschieden, um ihre Kinder mit eigener Hand an der Stätte, die sie begründet, der Erde wiederzugeben; zwei Generationen soll sie begraben. Schon 880 ist Herzog Bruno gefallen nebst zwei Bischöfen, von denen einer Markward von Hildesheim ist, und allen Mannen *cum omnibus viris propriae legionis* 366. Blickt man auf den Bericht der Fuldischen Annalen von dieser furchtbaren Niederlage der Sachsen durch die Normannen, so sieht man, Hrotsuit sagt nicht zu viel. *Cum omni exercitu* heisst es bei Widukind I, 16, er aber weiss, die Feinde waren die Dänen, und die Sachsen wurden durch eine plötzliche Fluth überrascht. Wenn Hrotsuit die Ungarn nennt, deren Verheerungen sie erlebt hatte, so ist klar, jene hatten die alte Furchtbarkeit ganz verloren. Aber freilich auch, dass sie von diesem Kampfe keine Ahnung hatte, sonst konnte sie die Seeschlacht nicht dem Reitervolke zuschreiben! [1]) Weiter stirbt Odas Schwiegersohn Ludwig III., ihre Tochter Liudgard, endlich die Aebtissin Gerberg 465, 469; am 20. Jan. 882, 30. Nov. 885 und 14. Nov. 897 folgen diese Todesfälle [2]). Auch Gerberg steht dem Kloster 22 Jahre lang vor, 480.

5. Die letzten hundert Verse feiern die dritte Schwester Christina, die an der Hand der Mutter den Pfad ihrer Vorgängerinnen betritt und von Wichbert geweiht wird. Auch sie steht dem Amte 22 Jahr vor bis 919. Die gleich abgemessenen Verwaltungsperioden der drei Schwestern könnten Verdacht erregen, wenn die Daten nicht zweifellos wären. Sechs Jahre später als Oda stirbt Christina, Oda sechs Monate nach Herzog Otto, 568, 583, und dieser am 30. Nov. 912; in der Mitte der Kirche, in der Krypte unter dem Chor wird er beigesetzt. Danach erfolgte Odas Tod im Mai 913, Christinas 919. Ihre Nachfolgerin ist die ältere Hrotsuit, von der bereits die Rede gewesen ist [3]).

---

[1]) Bodo S. 706 kennt die Nachrichten von der Dänenschlacht, entscheidet sich aber für die Ungarn, da *Hrosuita poetis, temporibus illis vicinior* diese nenne, und zwar *pedestri sermone!*

[2]) Dümmler II, 137, 163, 166. Den 18. kal. Dec. giebt Necr. Merseb. S. 22 als Todestag einer *Gerbirg abbatissa,* ich halte sie für die erste, da die zweite am 10. Dec. starb; ohne Angabe der Quelle nennt Lüntzel I, 64 den 24. Juli. Die 22 Jahr wiederholt Vita Bernwardi a. a. O. doch irrt Vita Godehardi a. a. O. wenn es heisst, das sei 12 Jahr nach der Weihe der Kirche gewesen. Eberhard im Katalog der Aebtissinnen, Harenberg S. 496, giebt ihr 23 Jahr; Lenckfeld, Antiq. Gandersh. S. 213 nach spätern sehr unzuverlässigen Katalogen, nur 7 Jahr.

[3]) Vita Bernwardi, Vit. Godeh. a. a. O. Eberhard setzt für Christina 23 Jahr an, Leuckfelds Kataloge S. 216, 22 mit der verkehrten Zahl 903, die Magnin Théatre de Hroswitha S. XII festhalten will. Ottos Begräbnisstätte erwähnt Bodo S. 708. Sonst siehe oben S. 28, 33.

Wie die Tochter, ist auch der Sohn Herzog Otto beflissen, nach der Weisung Odas zu handeln, *quae mater digna iuberet*, 509, 514. Den Nonnen nicht Herr, sondern Schützer und Vater zu sein, ihnen die Gunst der Könige zuzuwenden, *quibus exhibuit famulatum*, ist das Trachten seines ganzen Lebens, daher strahlt sein Andenken glänzend bis auf den heutigen Tag; auch die, welche ihn nicht mit Augen gesehen haben, lieben ihn, wie einst die Zeitgenossen. Weder über die Art seines Todes noch sein Alter erfährt man Näheres. Da sein Sohn Heinrich bereits 876 geboren ist, kann man annehmen, er habe wenigstens das 60. Lebensjahr erreicht. Als er die Augen schliesst, umgeben die Nonnen sein Sterbelager, wie zur Abwehr des Todes. Drei Tage wird die Leiche ausgestellt, die Edlen, das Volk wallfahren unter lauter Wehklage herbei, unermesslich ist der Jammer der treuen Nonnen, als hofften sie ihm durch Thränen den Lebensathem wiederzugeben, endlich sehen sie ein, das seien leere Hoffnungen, sie nehmen weisen Rath an. Die Leiche wird beigesetzt inmitten der Kirche, die der gütige Herr gegründet hat. So beweglich und erbaulich schildert Hrotsuit Herzog Ottos Ende.

In dieser Nacht des Trübsals geht ein Stern des Trostes auf, der berühmte Otto wird geboren, an dem alle himmlischen Prophezeihungen sich vollziehen sollen, der künftige König und Kaiser, *scilicet ante dies octo totidem quoque noctes*, vor dem Tode des Grossvaters 561. Es werden genau acht volle Tage vom 30. Nov. rückwärts zu zählen sein. Der Tag der Geburt ist der 22. Nov. 912. Auffallend ist auch an dieser Stelle von der Mutter Mahthild nicht die Rede. Nachdem die Aeltermutter Oda im Urenkel die Hoffnung des Geschlechts erblickt hat, beschliesst sie ihren langen Lebenslauf, weit jenseits der Grenze des gewöhnlichen Menschendaseins durch ein glaubensvolles Ende, und wird neben ihren Töchtern beigesetzt. Sechs Jahr später gesellt sich zu ihnen im Reiche des Lichts auch Christina, da mögen sie vereint des Lohnes geniessen, welcher den Getreuen aufbewahrt ist in Ewigkeit. Mit diesem Gebete schliesst Hrotsuit das Gedicht.

Es sind enge Verhältnisse die sie schildert, aber sie ruhen auf der Grundlage tiefer Ueberzeugung, in bescheidenen Grenzen führt sie bedeutende Gestalten vor, geräuschlos handeln sie, aber ihr Thun sind weithin wirkende Thaten des Friedens. Sie leben fort in dem Glauben, der Liebe, der Phantasie der Dichterin, und mit Theilnahme folgt man ihr bis ans Ende der Geschichte. Die einfachsten Thatsachen liegen dabei zu Grunde, Entwurf und Beginn, Vollendung und erste Verwaltung des Stifts folgen aufeinander. Die Angaben darüber tragen ihre Bürgschaft in sich, ihre Richtigkeit, auch wenn

sie zum Theil nicht anderweitig bestätigt wäre, würde nicht in Zweifel zu ziehen sein.

Zweck der bisher geführten Untersuchung ist es gewesen, diese Grundlinien von ihren blendenden Verhüllungen abzulösen, und mit möglichster Klarheit heraus zu stellen, was Hrotsuit an Thatsachen aus dem Ottonischen Zeitalter genau gewusst oder mindestens mitgetheilt habe. Dabei hat sich zugleich eine Ansicht darüber, wie sie es gethan, ergeben; näher bestimmt, ist ihre eigenthümliche Art der Auffassung und Darstellung geschichtlicher Verhältnisse die legendenhafte. Doch zunächst gehe ich noch auf einen andern wichtigen Punkt über, welcher der Betrachtung bedarf, auf ihre Gelehrsamkeit.

---

5. Gelehrsamkeit und Form.

Ueberblickt man die Reihe von Büchern, denen Hrotsuit ihre Stoffe entnahm, so wird man zugeben müssen, sie allein schon bilden keine geringe Litteratur, und setzen eine mehr als gewöhnliche Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Heiligengeschichte voraus. Denn wer so viel kannte, der kannte mehr. Während andere, ausser den nächsten Schutzpatronen des Klosters oder etwa des Sprengels, nur von denen wissen, deren Kultus durch die ganze Kirche geht, hatte sie aus der ältesten Geschichte derselben und den Legendarien das ihren Zwecken Angemessene ausgewählt. Dazu gehörte Belesenheit, Prüfung, Urtheil. Waren Gangolf und Dionysius, Fides, Spes und Charitas bekanntere Namen, so gab es doch gewiss nur wenige, denen die Apokryphen des neuen Testaments, die Viten des Theophilus, Basilius, der Agape, Chionia und Irene, des Calimachus, Abraham und Pafnutius geläufig gewesen wären. Denn nicht der lateinischen, sondern der griechischen Kirche gehören sie zum Theil an.

Dies führt auf die Frage, ob sie Griechisch verstanden habe. Nach den von ihr benutzten Büchern wird man das verneinen müssen, denn überall hat sie lateinische Uebersetzungen. Im Titel der Ascensio Domini sagt sie es selbst, bei den Apokryphen und Abraham ist es nachweislich, die übrigen sehr abgelegenen hatte schwerlich Jemand Veranlassung im Originaltexte über die Alpen zu bringen.

Hrotsuits Gelehrsamkeit war also Seitens der Sprache wesentlich abendländisch lateinisch. Hier steht sie hinter Bruno und Liudprand zurück. Wenn die älteren Litterarhistoriker ihr dennoch Kenntniss des Griechischen zuschreiben, so geschieht es auf Tritheims und Bodos Autorität. Barack[1]) und Bendixen[2]) haben den Beweis dafür in einer Anzahl griechischer Wörter, die ihr geläufig sind, finden wollen. Indess solche wie *oda*, *clima*, *erebus*, *gaza*, *polus*, *phantasma*, oder *mammona*, *paraclitus*, *pneuma*, *plasma*, *plasmare*, *protoplastes*, *neophytus* waren im Abendlande überhaupt bekannter, aus den lateinischen Dichtern oder der Vulgata und den Kirchenvätern sind sie in den allgemeinen Gebrauch übergegangen. Einige andere, wie *diapason*, *dynamis*, *enarithmus*, *usia* kannte sie aus den Schulbüchern. Auf diese Quelle würden selbst Graecismen zurückzuführen sein, wenn sie sich in ihrer Sprache nachweisen lassen.

Die lateinische Litteratur gewährte ihr Alles, dessen sie bedurfte, Stoff und Formen, die Gedanken, die ihre Seele erfüllten, den Ausdruck derselben in Vers und Prosa. Will man die Grundlagen ihrer Gelehrsamkeit anschaulich machen, welche Vorbilder ihr am nächsten gestanden, wo sie ihren Wörter- und Bildervorrath hernahm, so wird man sich der etwas mühseligen Aufgabe nicht entziehen dürfen, den Spuren ihrer klassischen Lektüre in den oft wörtlichen Wiederholungen und Anklängen nachzugehen. Es scheint angemessen, diese Lesefrüchte, soweit ich vermag, je nachdem sie sich in den Erzählungen oder den Dramen finden, zusammenzustellen.

Virgil steht dort an der Spitze. An folgenden Stellen meine ich ihn erkannt zu haben:

Maria 81 *de stirpe creatam* Aeneis X, 543; M. 90 *dictis affatur amaris* Aen. X, 591; M. 95 *silvas petivit* XI, 813; M. 121 *membra sepulchro* X, 558; M. 236 *turbata mente* XI, 3; M. 255 *collo sese suspendit* XI, 11; M. 377 *volitaret fama per orbem* IX, 473; M. 444 *fusis precibus* V, 234; M. 653 *figentes oscula* II, 490; M. 859 *dixerat* IV, 663. Gongolf. 19 *gessit sceptra* I, 653; G. 109: *vitreis undis* VII, 759; G. 211: *mensas ponunt dapibus oneratas* I, 706; G. 226 *plaga aetherea* I, 394; G. 253: *obstupuit vocemque spargit* II, 98, 774; G. 459: *polum tegeret nox* V, 721. Pelag. 85 *se iactat in aula* I, 140; P. 148: *primos flores* VII, 162; P. 291: *pervenit ad aures* IX, 396; P. 347: *haec dicta dabat* VIII, 541. Theophil 49, 297: *voces spargebat*

---

[1]) Vorrede S. LIV.

[2]) S. 30.

II, 98; Th. 134: *verbis amicis* II, 372; Th. 184: *potis est* III, 671; Th. 206: *dederat membra quieti* X, 217. Conversio 105: *magna de stirpe creata* X, 543; C. 173: *turbato pectore* VIII, 29; C. 154, 261: *spargens voces* II, 98. Dionys. 24: *verbis amicis* II, 372; D. 66: *membra quieti* X, 217; D. 211: *aura vesci* I, 546. Agnes 44: *iuvenilis floris* VII, 162; A. 72: *supereminet omnes* VI, 857; A. 136: *primis ab annis* II, 87; A. 191 *de stirpe creata* X, 543; A, 272, 308: *spargebat voces* II, 98; A. 336: *libaverat oscula* I, 256; A. 342: *tollunt in coelum* XII, 462; A. 447: *affatur amicis* II, 147. Gesta Odd. 69: *carperet auras* I, 387; G. 79: *regni sceptrum paterni* X, 852; G. 116: *egregiae stirpis* V, 297; G. 197: *cordis dolore* I, 209; G. 230: *potis est* III, 671; G. 267: *letali vulnere* XI, 792; G. 310: *in corde dolorem* I, 209; G. 447: *vinclis sociavit* IV, 16; G. 599: *Pectore volvebat tacito* VII, 254; G. O. 603; *patriis ab arvis* VII, 736; G. O. 621: *comitante caterva* II, 370; G. O. 667: *patrias ad oras* XI, 281; G. O. 1509: *ultra non tendo* XII, 938. Primord. Gand. 6: *de stirpe parentum* III, 94; Pr. G. 39: *volvebat pectore* VII, 254; Pr. G. 157: *complector pectore* IX, 277; Pr. G. 187: *collibus cingimur silva* V, 287; Pr. G. 218: *nebula atra* II, 356; Pr. G. 254: *in saxi vertice* II, 308; Pr. G. 341: *foedus solvere* X, 91; Pr. G. 424: *sidere coeli* X, 176. Maria 147: *secat aethera pennis* Georg. I, 406; Gongolf 96: *scatebra* I, 110; G. 218: *bachica munera* III, 526; Gest. Odd. 554: *Cereris aristas* I, 7, 8; G. O. 596: *tecta thalami* IV, 374. Maria 210: *lucessere* Eclog. VI, 37; M. 764: *coelum profundum* IV, 51; Gong. 356: *ardebat dominam;* Pelag. 207: *formosos iuvenes ardenter amare;* P. 233: *ardebat formam* II, 1; Agnes 181: *lasciva puella* III, 64; A. 315: *coelum profundum* IV, 51; Prim. Gand. 434: *pignore cara* VIII, 92.

Nächst Virgil sind in fast gleich starkem Masse die christlichen Dichter Sedulius und Prudentius vertreten. Die ersten Worte der *Maria, Unica spes mundi,* sind eine Reminiscenz aus dem *Carmen paschale* jenes I, 44; M. 16: *virgo perdiderat vetula* II, 31; M. 29: *virgineo ventre puella* Sed. II, 37; M. 42: *psallere* I, 9; M. 48: *prophetae — praedixere* II, 35; M. 271, 877: *stellis solus qui nomina ponis* I, 50; M. 582: *angelicus coetus* II, 72; M. 636: *advenere magi* II, 74; M. 640: *novam stellam* II, 78; M. 644: *Bethleis in oris* II, 73; M. 655: *trino munere regem* II, 95; M. 657, 58: *in somnis moniti Ad patriam redeunt per devia* II, 102; M. 875: *resides super aethra* Hymn. I, 83. Ascensio 94: *angelicus coetus* C. p. II, 72; Asc. 130: *super astra* Hym. I, 83. Gongolf. 171: *paliuris* C. p. I, 263. Pelag. 326: *grandisonas* I, 2; P. 340: *Spes unica* I, 44. Theophil. 310: *palmis ceu pastor* V, 219; Th. 314: *inferna claustra* V, 229. Convers. 81: *frendens ira leonis* II, 110; C. 152: *de vertice pilos, verberibus pulsavit pectus* II,

123; C. 233: *expulit umbras* II, 154. Dionys. 7: *in oris* IV, 169; Agnes 6: *coelicolae* II, 218; A. 417: *laudis hymnis* IV, 306. Gesta Od. 365: *coelicolae* II, 218. Prim. Gand. 199: *tenebras lux perfuderat* II, 152; P. G. 206: *rutilare lucernas* III, 151.

Dann Prudentius:

M. 124: *plumigeris volucres Cathemerinon.* III, 4144; M. 359: *Aurora spargente lucem* I, 22. Asc. 132: *solio patris* III, 189. Gong. 1: *lucisator* III, 1; G. 13: *carmine pangere* IX, 3; G. 77: *camenae modulis texere dactylicis* III, 26; G. 196: *candidoli* III, 157; G. 219: *sidus Eous* II, 67; G. 221: *quies amica serpens per membra* VI, 17, 26; G. 241: *per herbida* V, 121. Pelag. 24: *gens indomitorum* III, 61; P. 300: *stelligeri coeli* V, 145. Theoph. 351: *Deo perenni* VII, 47. Convers. 4: *modulis dactylicis* III, 28. Dionys 93: *plasma* III, 128. Agnes 26: *pangit nostra camena* IX, 3. Gest. Od. 394: *diecula* VII, 96. M. 313, 587: *regem perennem Peristephanon* X, 596; M. 418: *nobilium germine* III, 1. Gong. 304: *proditrix fama* I, 11. Pelag. 191: *carceris in tenebras* X, 1107. Agnes 445: *nive candidior* XIII, 11. Gong. 575: *sonitum modulamine Hamartigenia* 315. Convers. 71: *tartarei ministri* 957; C. 221: *luctamen* 508. Dionys. 210: *Dee* 930. Pelag. 7: *pectoris antrum Psychomachia* 6. Gesta Od. 9: *pollens honore* Prf. 18; G. O. 107: *gazae* Ps. *pr.* 24; G. O. 192: *Abrahae — Loth pr.* 19. Pelag. 180: *pompa Contra Symmach.* II, 1088; P. 390: *sidereus* I, 371. Dionys. 136, Agnes 276: *more ferino* I, 459. G. Odd. 531: *carcereis antris* II, 469. Dionys. 237: *coetus angelici comitantur luce Apotheos.* 532.

Vereinzelter sind die Spuren anderer Dichter. Pelag. 103, 243: *rostrum* Plaut. Menaech. I, 1, 13. Pelag. 167: *decus omne meum* Horat. I, 1. 2; P. 253: *lascive puer* Serm. I, 3, 134; Gest. Od. 86, 472: *edita regum* Od. I, 1, 1.

Theophil. 4: *nobilitate potens* Ovid. Metamorph. XIII, 22; Gest. Od. prol. I, 7: *exiguum munus carminis* Ovid. Ars. am. II, 286.

Gest. Od. 171: *bellum civile plus quam bellorum* Lucan. I, 1.

Maria 126: *astriger axis*, erinnert an Statius Theb. X, 828; Prim. Gand. 1: *mens gliscit* IX, 781.

Maria 251: *perrexit ad ostia portae* Sil. Ital. XIII, 421; Convers. 244: *implens latratibus* III, 294.

Prim. Gand. 210: *Phoebus radios spargebat* Boeth. Consol. ph. II, metr. 3, 1.

Maria 775: *arbor flecte ramos* Venant. Fort. II, 2; Pelag. 408: *altithronus* Vita Mart. I, 1.

Die Phraseologie der Dramen ist durch Terenz bedingt. Eine Anzahl von Parallelstellen hat Bendixen in seiner Uebersetzung nachgewiesen, ich glaube sie nicht unbedeutend vermehren zu können.

Gallican. S. 145: *obnixe manibus pedibusque* Andria I, 1, 134; G. 146: *immo aliud* Andr. I, 1, 3. G. 148: *paucis te volo* I, 1, 2; G. 151: *herilis filia* III, 4, 23; G. 153: *tibi morigera* I, 5, 59; G. 157: *aedepol* II, 1, 5; G. 163: *praecede, sequar* I, 1, 144; G. 166: *in nobis non erit mora* II, 5, 9; G. 167: *tam citus* III, 1, 16. Dulcitius 180: *parvi pendunt* III, 2, 46; D. 182: *ridiculum* III, 1, 16; D. 182: *pessumdare* I, 3, 3. Calimachus 193: *paucis vos volo* I, 1, 2; C. 197: *Pro deum atque hominum fidem* I, 5, 2; C. 199: *In me non erit mora* II, 5, 9; C. 201: *nec iniuria* I, 1, 33. Abraham 220: *Vae illi miserae* IV, 4, 4. Pafnutius 266: *Quis loquitur* I, 5, 32.

Gallican. 145: *morem ut geras* Adelph. III, 3, 77; Abraham 217: *quid vocatur?* V, 6, 3; Pafnut. 255: *num insanis?* IV, 7, 9; Pafnut. 262: *quis pulsat portam?* IV, 5, 3; Sapientia 288; *disrumpor* Adelph. III, 3, 15. Sapientia 294: *ne celes* I, 1, 29.

Gallican. 149: *mallim mori* Eunuch. I, 1, 21; G. 150: *bene dicis* III, 1, 61; G. 162: *ego illos* I, 1, 20; G. 170: *flocci faciamus* II, 3, 12; Dulcitius 179: *papae* II, 1, 23; D. 182: *panniculis obsitum* II, 2, 5; D. 187: *dii vos perdant* III, 1, 41; D. 188: *properemus* III, 5, 61. Calimach. 196: *miraris? satis* III, 4, 9; Abrah. 227: *ardeo amore* I, 1, 27; Pafnut. 250: *ipsa est ignis* I, 2, 5; 256: *Quid hoc monstri est?* IV, 3, 14. Sapient. 281: *dies abiit, hora* II, 3, 50.

Gallican. 155: *opportune advenitis* Heautontimor. I, 2, 5; G. 156: *necesse* I, 2, 35; Dulcit. 188: *quid agam* IV, 3, 42; Abraham 220: *per fenestram ad facinus* III, 1, 72; A. 222: *fateor* IV, 1, 31. Pafnutius 249: *quid quaeris?* I, 1, 10; Pafnut. 262: *non opus est monitu* I, 1, 119.

Gallic. 162: *haud ita* Hecyra II, 2, 10; Dulcit. 180: *ut iubes* IV, 3, 6; D. 185: *eccam* IV, 1, 8.

Dulcitius 180: *quid fiet* Phormio I, 2, 72; Sapientia 276: *praesto sum* III, 3. 28.

Von andern Dichtern finden sich Anklänge:

Praef. 134: *nos expurgare* Plaut. Miles glor. II, 6, 17; Gallic. 151: *bona fortuna* Plaut. Aulular. I, 2, 22. Sapient. 284: *quid murmuras?* I, 1, 13. Calim. 197: *delicato iuveni* Mostell. IV, 2, 32; Gallic. 153: *evax* Menaechmi I, 2, 18; Dulcit. 178: *conquiniscant* Cistellar. IV, 1, 5; Abrah. 225: *Hoc meretricibus ut alieno amore* Casina III, 3, 22; Abrah. 227: *stabularius* vgl. *stabulum flagitii* Truculent. II, 7, 31; Pafn. 245: *guttula* Epidicus IV, 1, 27.

Calimach. 198: *fluunt lacrimae* Ovid. Metamorph. II, 364. Epist. ad Sap. 141: *animal capax* Ovid. Metam. I, 76.

Dulcit. 180: *exaestuo* Virgil. Aen. IX, 798; D. 181: *mitia libans oscula* I, 256, 687; Calim. 195: *quippe vetor fatis* I, 39; C. 198: *fundantur lacrimae* III, 348; C. 202: *rerum discrimina* I, 204; Abraham 221: *si mens non fuisset laeva* Aen. II, 54. C. 203: *vitales auras carpit* I, 387; Calim. 195: *quam ardes* Eclog. II, 1.

Dulcit. 183: *es sanae mentis* Horat. Serm. I, 9, 44; Calim. 198: *disconvenit* Epist. I, 1, 99; Sapient. 282: *vultum tyranni* Od. III, 3, 3; S. 287: *nunc est gaudendum, nunc exultandum* Od. I, 37, 1.

Epist. ad Sap. 142: *floccos de panniculis a veste philosophiae* Boeth. Cons. ph. I, pros. 3; Abraham 218: *asinum vivit* Boeth. Cons. ph. IV, pros. 3.

Praef. 139: *heroico ligatam strophio* Prudent. Cathem. III, 29.

Die Doxologieen, mit denen Hrotsuit die letzten Erzählungen wie das Drama zu beschliessen pflegt, während die frühern mit einer persönlichen Fürbitte enden, sind zum Theil den alten kirchlichen nachgebildet; z. B. Calimach. 211: *Ipsi soli honor, virtus, fortitudo et victoria, laus et iubilatio per infinita saeculorum saecula*, zu vergleichen mit: *Genitori genitoque laus et iubilatio, salus, honor, virtus quoque sit et benedictio;* oder: *Laus, honor, virtus, gloria Deo patri cum filio, sancto simul paraclito in sempiterna saecula!* [1]) S. auch Convers. 264, Dionys. 266, Dulcit. 189, Abraham 236, Pafnut. 269.

Von den Dichtern, an welche nur vereinzelte Wendungen erinnern, ist die Benutzung einiger zweifelhaft. Horaz nicht; der wiederkehrende Anklang an die erste Ode ist unleugbar, bei ihrer Belesenheit musste Hrotsuit den ersten römischen Dichter kennen, aber weder seine Stoffe noch seine Sprache waren für ihre Schriften brauchbar. Ebenso wenig Ovid. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Anklänge an Statius, Silius Italicus mehr zufälliger Natur sind, bis es gelingt, mehr Beispiele nachzuweisen. Anders steht es mit Lucan, die angeführte Stelle ist eine entschiedene Reminiscenz des ersten Verses der Pharsalia, eine zweite aufzufinden ist mir nicht gelungen. Gerade Lucan, den ersten kaiserlichen Epiker, sollte man als nächstes Vorbild erwarten, da selbst Widukind an ihn ausdrücklich erinnert. Auch der gepriesene Venantius Fortunatus konnte nicht fehlen, wo man mit Prudentius und Sedulius so bekannt war. Die mit Vorliebe wiederholte und verschieden angewandte Etymolo-

[1]) Ph. Wackernagel Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit I, 9, 10 N. 3, 11.

gie des Namens *Maria stella, maris,* Maria 275, Abraham 217, ist aus seiner berühmten Hymne *Ave stella maris* entlehnt. Fest steht auch Boethius. Zweifelhaft könnte Plautus scheinen. Im litterarischen Verkehr mochten seine Komödien wohl auch nach Gandersheim gekommen sein; denn der *vetus Codex* des Camerarius, früher in Heidelberg, jetzt in Rom, ist nach Ritschl im 11. Jahrhundert in einem deutschen Kloster geschrieben [1]). Dieser Komiker war also sicher nicht unbekannt. Der Erweis für Hrotsuits Bekanntschaft mit ihm aus dem Gebrauch der alterthümlichen Pronominalformen *mis* und *tis* scheint nicht ganz ausreichend. Auch bei Plautus sind sie selten, nur an drei Stellen finde ich sie: *mis* Captivi III, 5, 107 und Trinummus IV, 1, 3 für *mei, tis* Miles glor. IV, 2, 41 für *tui.* Da beide Formen bequeme metrische Aushülfen sind, beschränkt sie deren Anwendung nicht darauf allein. *Mis* steht für *mei* Ascens. 48, Pelag. 7, Gallic. 161; für *meae* Theoph. 216, 336, Gest. Odd. prol. I, 20; für *meum* Dionys. 179; *meus* Gallic. 151, als Vocativ *mi* Abrah. 219; *tis* für *tuae* Gong. 12, *tui* Theoph. 350, *tuum* Dionys. 213. Gest. Odd. prol. II, 11 für *tuo.* Doch lässt es sich in einigen Fällen auch als personaler Genitiv *mei, tui* auffassen [2]). Dennoch möchte ich, so klein auch die Zahl der aufgefundenen Parallelstellen sei, glauben, dass sie den Plautus gelesen habe; einige darunter scheinen mir sehr charakteristisch. Auch ihre grosse Vertrautheit mit Terenz führt auf diese Annahme.

Die Grundpfeiler ihrer Gelehrsamkeit sind Virgil, Sedulius, Prudentius und Terenz. Nach der Reihenfolge ihrer Bücher zu urtheilen, ist sie von der Lektüre des Virgil ausgegangen, der dem jugendlichen Sinne nach Inhalt, Auffassung und Form am entsprechendsten sein mochte, dann studirte sie den Terenz. Aus jenem kamen ihr bei weitem die meisten Reminiscenzen, besonders aus der Aeneis, weniger den Eklogen und Georgicis, beide eigneten sich für ihre Zwecke minder. Ihm verdankte sie den Grundton, die Hauptmasse epischer Worte und Wendungen. Doch er entsprach nur einer Seite, die christliche Empfindung und Anschauungsweise bedurfte eines tiefern Tones. Dieser klang ihr aus Prudentius, der

---

[1]) Noch 1512 war er im Besitz des Martin Pollich von Mellerstadt, eines Mitgliedes der Celtisschen Societät, damals also noch im deutschen Norden heimisch. Auch der sogenannte Codex decurtatus sec. XII gehörte der Bibliothek zu Freising an, Plauti comoediae ed. Ritschl I, S. XXVII, XXXI.

[2]) Barack Vorrede S. XLIX, wo indess nicht alle Stellen angegeben sind; Bendixen Aeltestes Drama in Deutschland II, 9 ist ebenfalls für die Bekanntschaft mit Plautus. Die Form *mis* braucht auch Hermann *Ad quasdam sanctimon.* 7. 1717.

auch Brunos Herz gewonnen hatte [1]), und Sedulius entgegen. An den ersten, den kunstvollern, schloss sie sich da an, wo die antike Technik sich mit ihrem Gefühle enger verbinden konnte; auch er hatte die ersten Helden des Glaubens in lyrischen Hymnen gefeiert. Episch ist Sedulius' Haltung im *Carmen paschale,* ihm folgte sie mehr in der Gesammtauffassung der Thatsachen des Christenthums.

Bei dem Studium dieser Vorbilder ist ihr Vers auch korrekter als man nach der wiederholten Klage über die Schwierigkeit der *metrica modulatio*, die sie allein durch Gottes erbarmende Gnade zu überwinden vermocht habe, erwarten sollte. Sie hält die Caesur inne, und wenn sie gegen den Hiatus gleichgültig ist, meidet sie die Elision. Fast sollte man meinen, sie habe durch ihren bescheidenen Appell an die weibliche Schwäche, allzu strenge Richter entwaffnen wollen. Den dramatischen Ton verdankt sie Terenz allein, den Grundstock aller dialogischen Wendungen, die bequemern Formen der Sprache, die Schlagwörter, die das Gespräch beleben. Am meisten hat sie entlehnt aus der Andria und dem Eunuchen, besonders in den ersten Dramen, weniger im Pafnutius und Sapientia. Virgilische Wendungen finden sich hier nur wenige. Dagegen hat sie die Erzählungen vor Terenzischen Reminiscenzen bewahrt, mit dem epischen Pathos wären sie unverträglich gewesen. Indem sie beide Stilarten mit Sicherheit auseinanderhält, zeigt sich ihr Urtheil über den Unterschied von Epos und Drama.

Aus diesem Vorrathe hat sie für beide ihre eigenthümliche Sprache gebildet; namentlich eine epische Typik, die sich in denselben Epithetis und der Wiederholung der Verswendungen kund giebt. Ich führe einige Beispiele an:

Altithronus, celsithronus Deus, rex perennis, omnipotens, pater coelestis. Christi pietate, virtute, munimine favente, de virgine natus, natus cum flamine sacro. Virgo aeterna, intacta, sine sorde pudica, casta, sanctissima, puellaris; genitrix, mater Dei veneranda; virgineus partus, alvus, virginitate fulgens, virgineae turmae, catervae, velamine sacro. Sponsus, sponsa. Angelicus coetus, caterva, coelicolae, splendore coruscans, micans. Astrigero ab alto, astrigera, stelligera aula, super aethra, astra, ad astra. Vetus draco, veteris fraudibus hostis, insidiae, laquei. His ita digestis, istis sic habitis. De germine regum, regalia sceptra, obsequia, decus imperii, proceres regni, nobilitate potens, rerum, honore pollens.

---

[1]) Vita Brunon. 4. M. G. IV, 256.



In dieser epischen Sprache werden die Legenden wie die Liudolfischen und Ottonischen Geschichten erzählt, durch Ton und Stilart verbinden sie sich somit zu einer gleichförmigen Masse. Von den Komödien unterscheiden sich beide sehr bestimmt, unter einander kaum. *Foedere legali coniuncta* heisst es von Anna und Joachim Mar. 82, wie von Oda und Liudolf Primord. 86. Wie Salomons Haus zu Jerusalem, ist Gandersheim ein *praenobile templum* Mar. 414, Prim. 220, und *resonantibus hymnis* werden die Heiligen gefeiert, Agnes 417, Prim. 176. Wie Agnes, verschmäht Gerberg den irdischen Bräutigam, Prim. 336:

Necnon gemmatis sponsarum more metallis;
Ast ubi Bernhardus vidit, quam desideravit,
His verbis caram causari fertur amicam.

Agnes 99, vergl. 107, 60:

Lucentem gemmis variisque aurique metallis —
Eius et in thalamum sponsarum more coruscum —
His verbis iuvenem causari fertur amentem.

Wie Joachim entsprossen ist *regali David de germine magni* Mar. 52, so Editha Gest. 86 *magnorum summo de germine regum;* ihres Ahnherrn Oswald Gest. 96: *laudem canit orbis,* wie Mar. 27: *digne pro meritis quam non canit orbis;* wie Christus entstammt Bruno *gremio carae genitricis amando* Mar. 771, Gesta 58; wie von Agn. 30: *ortus atque sui respondens nobilitate,* heisst es Gesta 477 von Adelheid *factis regali respondit nobilitati.*

Besonders häufig stimmen Gesta und Primordia untereinander. Johannes der Täufer verkündet der Nachkommenschaft Pr. 62:

Culmine pollentis tanto clarescet honoris,
Ut terrenorum nullus tunc tempore regum
Jure potentatus illi valeat similari.

Gesta 9 heisst es von Heinrich I.:

Hic pollens quantae fuerat bonitatis honore,
Et quanta populos rexit pietate subactos,
Qualiter et reges meritis tunc temporis omnes
Praeminet eximiis —

Stehend ist *regis pietas, bonitas perennis* Gesta 35, 647, Pr. 72, 78, 565, dann Mar. 374, Pelag. 300, Theophil. 416; *radii bonitatis* Gest. 34, 89, Pr. 502; *facies candore serena* Gest. 87, Pr. 46, Mar. 348; *blandis* oder *malis suadelis* Gest. 220, 305, 341, Pr. 93, Theophil. 58, 391, Dionys. 49.

Die Gesta beginnen:

> *Postquam rex regum, qui solus regnat in aevum,*
> *Per se cunctorum transmutans tempora regum,*
> *Jussit Francorum transferri nobile regnum*
> *Ad claram gentem Saxonum —*

und Christi Himmelfahrt wird angekündigt Ascens. 1:

> *Postquam corporeo Christus velamine tectus*
> *Temporis implevit spatium sacri venerandum;*

Christi Geburt Maria 45:

> *Mundi labentis lustris nam mille peractis,*
> *Incepit quando felix actatula sexta,*
> *Qua Deus impleri iussit pietate fideli —*

Ueberall ist es die *devotio mentis*, besinge sie den Kaiser oder Gandersheim; so Gest. Prol. I, 16: *Causa sed est operis tantum devotio mentis,* oder 25: *Quod simplex humilis gessit devotio mentis*, oder Primord. 1: *Ecce meae supplex humilis devotio mentis Gliscit —*

Diese Wendungen, deren Zahl sich bedeutend vermehren lässt, haben zunächst ein lateinisch schulmässiges oder ein kirchliches Gepräge. Es ist daher erklärlich, wenn aus dem gesammten Vorrathe verhältnissmässig nur wenige mit jenen eigenthümlichen Wörterbildungen zusammentreffen, die J. Grimm und Schmeller aus Waltharius, Ruodlieb und der Ekbasis gesammelt haben [1]). Da diese Dichtungen sich an Leben und Volkssage unmittelbar anschliessen, mussten die Verfasser bei der Bezeichnung besonderer Zustände zu neuen, oder in der Bedeutung umgebildeten Worten greifen.

Auf Hrotsuits Sprachgebrauch im Besondern einzugehen, ist nicht die Aufgabe dieser Untersuchung. Korrekt ist er keineswegs, wie die umfassenden Zusammenstellungen beweisen, die Barack gemacht hat [2]). Es finden sich Verstösse gegen die regelrechte Grammatik, die dem zehnten Jahrhundert geläufig sind, die aber ein Humanist, auch ein fälschender nicht, je gewagt oder sich verziehen hätte. Ihre Ausgaben solcher Schriftsteller waren stets zugleich schulmeisterliche Korrekturen sprachlicher Exercitien, denen sie durch die Reinigung von Barbarismen eine Wohlthat zu erweisen meinten, ohne zu bedenken, dass sie diese Bücher dadurch zum Theil des historischen Charakters entkleideten. Hrotsuit schreibt ihre eigene

---

[1]) Latein. Gedichte d. X. u. XI. Jahrh. S. IX Anm. S. 67 ff. S. 229 ff.
[2]) S. XLVI ff. Vgl. J. Grimm u. Schmeller a. a. O.

Sprache; sie hat einen durchaus individuellen Charakter und ist der volle, gefügige Ausdruck dieser Persönlichkeit, durchweht von der Gluth ihres tiefen Gefühls. In manchen eigenthümlichen Lieblingswendungen erkennt man die Frau.

Von der Beschaffenheit des Verses hat zuerst Freytag, dann erschöpfend Bartsch gehandelt[1]). Dennoch mag es verstattet sein darüber, wie über den Rhythmus im Drama, einige Worte hinzuzufügen.

Der leoninische Hexameter ist der herrschende. Nach seinem fast durchgehenden Gebrauche stehen diese Gedichte gegen den Waltharius auf Seiten des Ruodlieb und der Ekbasis[2]). Regel ist der Reim am Schluss des Verses mit der Caesursylbe des dritten oder vierten daktylischen Fusses. Dafür spricht die freilich nicht überall durchgeführte Interpunktion in der Handschrift, in der die beiden reimenden Verstheile durch Punkte auch für das Auge getrennt werden[3]). Doch finden sich auch einige Ausnahmen. So Maria 83:

Hanc autem memorant sterilem non tempore parvo;

und 150:

Et tremefacta diem psalmorum lege perorat.

Gongolf. 345:

Ne finem caperet, subducta posteritate.

Theophil. 125:

Proditor atque totum dederat se perditioni.

Primord. Gand. 129:

Et perquirendo causam qua venerat illic;

344:

Hinc tempus quod nunc non est hoc discutiendi.

In einigen andern Fällen rückt der Reim auf eine innere Stelle. Dass dabei *a* mit *e*, *i*, *o*, *u*, *u* mit *o*, *e* und *i* reimen, dafür bietet jede Seite Beispiele, die Bartsch genau verzeichnet hat. Auch werden zwei Verse durch einen einfachen leoninischen Reim in der Caesur und am Ende verbunden, wie Freytag hervorhebt;

---

1) De Hrosuitha poetria S. 11. Germania III, 379.

2) J. Grimm und Schmeller S. XXV.

3) Wenn Bendixen S. XI Anm. 1 in der Ausgabe der Komödien sagt, diese zwiefache Interpunktion höre mit Maria 7 auf, so muss ich bemerken, dass sie sich bis 70 verfolgen lässt.

nach der Schulsprache jener Zeit würden diese Hexameter *caudati* und *concatenati* sein[1]). Es entsteht dadurch eine Art Strophe aus zwei ganzen oder vier gereimten Halbhexametern; doch nur selten läuft der klingende Reim mit unter. Dies erweitert sich willkürlich zu drei und fünf Hexametern, also sechs, acht, zehn Halbversen. Am ergiebigsten ist die Endung *is;* z. B. Agnes 393:

Ista cuncta regis sceptro summae deitatis.
Scilicet orantis precibus iam rite peractis,
Ignibus extinctis, moritur subito rogus omnis,
Et cinis ipse, suis confrigescendo favillis,
Sic expers omnis factus fuit immo caloris.

Aehnlich Maria 604; Gong. 560; Pelag. 7; Theophil. 288; Gest. Odd. 135, 293, 663, 743. Einige Male wird dieser Reim durch einen zweiten durchbrochen, z. B. Ascensio 114:

Ascendit diri victor super aethera leti,
Obsequio nubis circumseptus rutilantis.
Quem sursum fixis cum respexisset ocellis
Plebs doctrix fidei, claustris coeli patefactis,
Pergentem sursum, cunctis famulantibus astris,
Mox duo nempe viri, stellato cardine lapsi,
Astiterant illis, induti vestibus albis.
Qui satis angelicis dixerunt talia verbis:
Dicite, posco, viri, cur suspicitis Galilaei,
Vultibus attonitis stantes oculisque supinis?

Ebenso Maria 333, Convers. 110, Dionys. 183, 224, Gest. Od. 349, 546, 641: wo mitunter acht bis zwölf Verse in einander geschlungen sind. Am klarsten hat sich das zu zwei Strophen mit einem klingenden Reim gestaltet Gest. Od. 647:

Quo, praestante sacra regis pietate perennis,
Hic modo sublimem gaudens captaret honorem,
Quo prius ingentem fuerat perpessa dolorem.
His mandatelis cessit regina benignis

---

[1]) In der metrischen Anweisung *de cognitione metri* aus einer Admonter Handschrift des 12. Jahrh. in Haupt und Hoffmanns Altdeutschen Blättern I, 213 werden nicht weniger als zwölf modi des Hexameters unterschieden. Die *caudati* werden definirt: *Sunt quorum terminationes binis versibus vel trinis vel certe omnibus concorditer statuuntur* oder *recta consonancia*, wie es an einer andern Stelle heisst. Dann: *Concatenati dicuntur cum medietas prioris versus a principio consona est cum medietate sequentis a fine prioris et finis concordat cum principio sequentis.*

Et, quo iussa fuit, pariter comitantibus ivit
Permultis subiectorum cuneis populorum.
Ut rex hoc sensit, cuius mandamine venit,
Ipsius Henricum fratrem praecepit, amandum etc.

Nicht minder häufig ist die Alliteration zweier neben einander stehender Worte, sie findet sich auf jeder Seite, ungesucht, fast im Uebermasse stellt sie sich ein. Auch für drei und mehr so verbundene Worte sind die Beispiele sehr zahlreich, sie wird ein Bindemittel, das aus einem Vers in den andern hinübergreift. Vier alliterirende Worte innerhalb eines Verses finden sich z. B. Maria 494:

Postquam pontifices preculis cessere precantis;

ausserdem sind je zwei Worte durch besondere Alliteration gebunden. Drei, Gongolf 94: *Rivo rura rigans stridulo;* Primord. Gand. 46: *Ceu foret e pilis curvi contexta cameli;* so auch Theophil. 45, 132; Convers. 129; Dionys. 181; Primord. Gand. 400; Maria 220: *Omnes atque suo salvaret sanguine sacro;* Pelag. 250: *Sintque tibi socii servi qui sunt simulacri.* Zwei Verse unter einander verbunden in der ersten Widmung an Gerberg 5—7:

Ejus et incultos dignanter dirige stichos.
Quam doctrina tua instruit egregia.
Et cum sis certe vario lassata labore
Ludens dignare hos modulos legere.

Oder vokalisch: Ascensio 21:

Astans, astrigeram mox ascensurus ad aulam
Affaturque suos tali cum voce ministros.

Primord Pr. 6, 1:

Oddo, qui coeptum perfecit opus memoratum.
Ordo nunc rerum deposcit debitus harum.

Weitere Beispiele sind Mar. 67, 578; Gong. 581; Theoph. 348; Dionys. 12, 180; Agnes 118; Gest. Odd. Prol. I, 33, 22, 206; Prim. Gand. 15, 49, 274, 399. Auch drei, vier Verse werden durch Alliteration des ersten Wortes verknüpft: Maria 266; Ascens. 52; Gong. 77, 88, 208; Gest. Odd. 467; Prim. 406, 496.

Aus diesen und vielen anderen Beispielen ergiebt sich, wenn schon keine feste Regel, doch ungefähr Folgendes: Die Alliteration ist kaum seltener vokalisch als konsonantisch, jenes besonders am Anfang des Verses. In jeder Stelle desselben tritt sie ein, gleichviel ob in der Hebung oder Senkung, doch in dieser häufiger als in jener; sehr oft in der ersten unbetonten Sylbe nach der

Hauptcaesur, sie soll als Gegengewicht gegen den metrischen Accent dienen. Demnach können solche Verse als normal gelten, in denen die alliterirende Sylbe im dritten oder vierten Fusse der ersten Hebung des ersten Fusses entspricht, wie Mar. 68, 494, Pelag. 250, Dionys. 12, Prim. Gand. Prol. 6, Gong. 375, Gest. Odd. Prol. I, 34. 540. Dadurch verbindet sich die Alliteration mit dem Reim, wie dieser das Ende, bezeichnet sie den Anfang der Vershälfte. Hrotsuit braucht diese Gleichlaute, wo sie mit besonderem Nachdruck spricht, wo sie die Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenkt, eine Gestalt im hellsten Lichte zeigen will; so Mar. 68, 578, Ascens. 21, Gest. Prol. I, 34, 42, Prim. Gand. Prol. 6. Man wird demnach kaum bezweifeln können, auch im Bericht des humoristischen Wunders am Schlusse des Gongolf 581 habe die Alliteration mit voller Absicht ihre Stelle erhalten[1]).

Wenn sich in diesen heroischen Versen Alliteration und Reim zu einem rhythmischen Ganzen verbinden, so verliert dieser sein scheinbar klassisches Gepräge beinahe völlig, dafür gewinnt er des kirchlichen Inhalts ungeachtet, einen gewissen volksthümlichen Ausdruck, den man in diesen Legenden am wenigsten vermuthen sollte. Auch hier zeigt sich die grosse Wandlung der Form im zehnten Jahrhundert, der vollständige Uebergang von der Alliteration zum Reim[2]).

Eine verwandte Umgestaltung erfährt, trotz der Terenzischen Reminiscenzen, die Sprache der Komödie durch die rhythmische Prosa, die seit dieser Zeit auch den Geschichtschreibern geläufiger wird. Ihr Grundcharakter ist bekanntlich der freie Wechsel von Hebung und Senkung, der nicht sowohl durch ein formales Gesetz als den ethischen Accent geregelt wird. Der Rhythmus ist trochäisch oder jambisch, oder beide wechseln mit einander, er bewirkt ein gewisses Gleichgewicht der einzelnen Redesätze, das als gegliederter Parallelismus erscheint. Von zwei Gliedern kann man zu einem mehrgliedrigen und einer Art von strophischem System fortschreiten, das durch die Verknüpfungen des Reimes vielfältiger Abwechselungen fähig ist.

Solche rhythmische Zeilen finden sich bei Widukind und Ruotger. Bei jenem, z. B. I, 23, wird von der Niederlage der Franken berichtet, *ut a mimis declamaretur, ubi*

---

1) Welche Kunststücke möglich waren, beweisen Ekkehards Verse III und IV. in Dümmlers Ekkehard IV. von St. Gallen, Haupt, Zeitschr. für deutsch. Alterth. Neue Folge II, 42, 43.

2) Grimm und Schmeller S. XXXVIII.

Tantus ille infernus esset qui tantam multitudinem
Caesorum capere posset.

I, 24 will König Konrad den Sachsenherzog in der Burg Grona belagern:

Et missa legatione pro spontanea deditione,
Spondet, se per hoc sibi
Amicum affuturum, non hostem experturum.

Hier knüpft also diese Form an das volksthümliche Lied an, wie es gesungen und gesagt ward. Widukind wendet sie auch sonst an, wo er sich vom Gegenstande besonders ergriffen zeigt, in der Sage von Iring I, 9, in den Widmungen seines Buches. Aehnlich Ruotger 3, wo er den Zustand des Reichs in den ersten Jahren Heinrichs schildern will:

Hinc etenim saeva Danorum gens terra marique potens,
Inde centifida Sclavorum rabies barbarorum frendens
Inhorruit, Ungrorum nihilominus insecuta
Crudelitas —

hier fällt die Rede in gewöhnliche Prosa zurück; dann:

Trans Hrenum occidentem versus nobis omnia
Rebellabant —

Allerdings sind wenige rhythmische Zeilen so normal wie diese; denn weder mit dem Gleichgewichte der einzelnen Glieder, noch des Accents, am wenigsten mit der Quantität darf man es genau nehmen, Daktylen und Anapaesten laufen mit unter. An der Absicht dieser Rhythmik im Grossen und Ganzen, kann man nicht zweifeln. Auch zeigt sich an den Beispielen die Einwirkung des Reims; entweder die beiden Halbzeilen reimen sich, wie Widukind I, 24, oder die ersten Hälften zweier auf einander folgender Verse wie I, 23, oder, wie bei Ruotger, werden die beiden ersten und die beiden letzten Halbzeilen durch den Reim unter einander verbunden. Daraus ergeben sich in den beiden letzten Fällen fünfzeilige, im ersten dreizeilige Strophen, in denen auch die reimlose Zeile ihre Stelle findet. In alle dem klingt der Ton an, den Ekkehard IV. in der Uebersetzung von Ratperts Carmen barbaricum auf den h. Gallus regelrecht festhält[1]).

So auch bei Hrotsuit.

---

[1]) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, S. 17, 287 ff.

Dieser durchgehende Charakter ihrer Prosa ist auch nicht verkannt worden. Nachdem schon Freytag darauf aufmerksam gemacht hatte[1]), ist daran weiter die Frage der äusseren Gestaltung des Textes geknüpft worden. Die Herausgeber sind verschiedene Wege gegangen; wie Magnin hat Barack auf die Zerlegung desselben in rhythmische Reihen verzichtet[2]) und Bartsch pflichtet ihm darin bei[3]), man könne das nicht im Ernste für Verse halten wollen. Andererseits meint Ph. Chasles, das sei doch nimmermehr Prosa[4]), und versucht in einigen Fällen eine Art von Strophe herzustellen; ihm stimmt Löher bei[5]). Besonders aber fasste Bendixen den rhythmischen Charakter der Sprache auf, den er in der Einleitung seiner Uebersetzung in einer Anzahl systematischer Gruppen näher nachzuweisen unternahm. Indem er weiter in der Ausgabe der Komödien die zahlreichen Interpunktionszeichen der Handschrift möglichst genau wiedergiebt, kommt er zu dem Ergebniss, nicht grammatischer Natur seien sie, da sie die Wortverbindung nicht selten zerreissen, vielmehr rhythmischer, denn oft fallen sie mit dem Reim zusammen; besonders aber wollen sie den steigenden und sinkenden Affekt andeuten, daher bisweilen einzelne Worte hinter einander reihenweise durch zwei Zeichen eingeschlossen werden, während anderswo in mehreren Zeilen sich kein einziges findet[6]). Demnach lässt sich aus der Interpunktion ein Schluss auf die rhythmischen Zeilen nicht ziehen, ihr Zusammentreffen mit diesen ist kein gesetzmässiges.

Es wird sich fragen, ob sich nicht dennoch eine gewisse Regel dafür finden lasse.

Auch Hrotsuit hat diese Rhythmik angewendet, wo sie in gehobener Stimmung spricht, und die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt, so in den beiden Vorreden und Briefen. In der ersten gedenkt sie ihrer Lehrerin Rikkardis:

Primo sapientissimae atque benignissimae
Rikkardis magistrae,
Aliarumque suae vicis instruente magisterio.

---

1) S. 25.
2) S. XLII. ff.
3) Germania III, 376.
4) *Etudes sur les premiers temps du Christianisme* S. 274, 277.
5) Hrotsuitha und ihre Zeit i. d. Wissenschaftlichen Vorträgen, gehalten zu München 1858, S. 449.
6) Das älteste Drama in Deutschland II, 16 ff.; Comoediae S. XI. ff. und die Beispiele in den Anmerkungen.

Der Name Rikkardis, auf dem der wichtigste Accent ruht, hat unter den fünf Halbzeilen die mittelste Stelle erhalten, die mit der Spitze eines dreimaligen Reims zusammenfällt. Auch die andern Vorreden bieten Beispiele genug, vor allem aber ist das die eigentliche Sprache des Dramas. Auf jeder Seite finden sich rhythmische Zeilen, die durch den Reim paarweise verbunden sind, nicht allein im Munde einer Person, sondern aus einer Rede greifen sie in die andere hinüber, bisweilen werden sie von gewöhnlicher Prosa durchbrochen. Indess nur da, wo diese Rhythmik in umfassendem Zusammenhange erscheint, wird man einen weiteren Ueberblick gewinnen können. In dem Folgenden gebe ich zur Ergänzung von Bendixens Sammlung, mit zwei oder drei Ausnahmen, eine Reihe anderer Beispiele, in denen die Interpunktion der Handschrift ebenfalls durch — hervorgehoben ist. Drei Zeilen werden verbunden durch einen Reim, z. B.:

Gallican. 161:

Apparuit mihi iuvenis
Procerae magnitudinis, —
Crucem ferens in humeris.

Ebenso Gallican. 172, Calimach. 201, Abraham 222, Sapientia 283. Besonders häufig sind vierzeilige, die durch den Reim verschieden verbunden werden, aber auch reimlos erscheinen.

Dulcit. 181:

Nunc ollas molli fovet
Gremio, nunc sartagines,
Et cacabos amplectitur, —
Mitia libans oscula. —

Dann zwei reimfreie und zwei gereimte Zeilen.

Dulcit. 178:

Conquiniscant idolis, —
Qui velint incurrere
Iram Celsitonantis, —
Ego quidem caput,

oder Calimach. 204:

Nam nimium confundor, —
Cordetenus contristor, —
Anxio, — *gemo,* — *doleo,*
Super gravi impietate mea. —

Vgl. auch Dulcitius 189: *Intrabo;* Calimach. 206: *Quis auderet;* Abrah. 218: *Nam si incorrupta;* 229: *Ecce triclinium;* Pafnut. 261: *Etsi vetor*

Deum; dann: *Tanto celerius;* Sapient. 286: *Omne quod paras;* 288: *Paternitatem tuam;* 289; *Infer, infer etc.*

Viermal derselbe Reim Calimach. 198:

Cur nimium contristaris — Andronice? —
Cur fluunt lacrimae? —
Heu, heu, Domine,
Taedeo vitae propriae! —

Gallican. 157: *Aedepol faciendum;* 167: *Unde patriam desero;* Abrah. 219: *Ideo faciam.*

Fünf Zeilen mit zwei Reimen:
Dulcit. 183:

Frustra sudamus, —
In vanum laboramus!
Ecce, vestimenta
Virgineis corporibus
Inhaerent velut coria!

Sapient. 291: *Euge, mater illustris, gaude!*

Sechs Zeilen mit drei verschieden gebundenen Reimen:
Pafnut. 251:

O Thais, Thais, —
Quanta gravissimi itineris
Currebam spatia,
Quo mihi daretur copia
Tecum fandi —
Tuique faciem contemplandi!

Gallic. 172: *Este compatientes.*

Sieben Zeilen mit drei Reimen:
Pafnut. 254:

Non ob id sollicitor, —
Ut vel mihi servare, —
Vel amicis vellem dare,
Sed nec egenis conor dispensare, —
Quia non arbitror,
Pretium piaculi
Aptum esse ad opus beneficii. —

Abraham 236: *Congratulantes etc.*

Endlich acht Zeilen, in denen sich der Reim aus der ersten Hälfte in die zweite hineinzieht:

Dulcitius 177:

Esto securus curarum, —
Nec te gravet nostrarum
Praeparatio nuptiarum, —
Quia nec ad negationem
Confitendi nominis, —
Nec ad corruptionem
Integritatis — ullis
Rebus compelli poterimus. —

Aehnlich Calimach. 200: *Ei mihi Fortunate.*

Nach diesen Beispielen möchte ich es wagen, ein grösseres Redestück, etwa das Gebet der Drusiana, Calimach. 197, nach der Anrufung *Eh heu, Domine Jesu Christe,* die ausserhalb der Strophe steht, so abzutheilen,

Quid prodest castitatis
Professionem subiisse, —
Cum is amens mea
Deceptus est specie? —

Intende, Domine, mei timorem, —
Intende quem patior dolorem, —
Quid mihi, quid agendum
Sit, ignoro. —

Si prodidero, civilis
Per me fiet discordia, —
Si celavero —, insidiis diabolicis —
Sine te refragari nequeo. —

Jube me in te,
Christe, ocius mori, —
Ne fiam in ruinam
Delicato iuveni! —

Das Gebet zerfällt in vier vierzeilige Gruppen, deren jede eine andere Reimverbindung hat. Die Schemata sind 1 b 3 b, a a a b, a b a b, 1 b 3 b. Wenn die letzte Strophe nur einen Endreim hat, so wird der Schluss durch die inneren Reime der Verse 1 und 3, *Jube me — in te,* und *Ne fiam — in ruinam,* um so stärker bezeichnet. Zugleich ist die Viertheilung durch den Inhalt bedingt; die erste und dritte Gruppe sprechen Verhältniss und Seelenstimmung der Verzweifelnden aus, die zweite und vierte Hülferuf und Gebet, bis zur Bitte um den Tod. Es wiederholt sich also zweimal Satz

und Gegensatz in unverkennbarer Steigerung. Aehnlich könnte man Calimach. 206 *Quis auderet* in drei vierzeilige Gruppen zerlegen.

Schwieriger ist Gallican. 153 das längere Gebet der Konstantia. Ausserhalb stehen die dialogischen Worte: *Placet, introducantur honorifice!* dann folgt der Monolog:

Amator virginitatis, —
Et inspirator castitatis,
Christe, — qui me precibus —
Martiris tuae Agnetis —
A lepra pariter corporis
Et ab errore eripiens gentilitatis,
Invitasti ad virgineum
Tui genitricis thalamum, —

In quo tu manifestus
Es verus Deus, retro
Exordium natus a Deo patre,
Idemque verùs homo,
Ex matre natus in tempore; —

Te, veram et coaeternam
Patri sapientiam, —
Per quam facta sunt omnia, —
Et cuius dispositione
Consistunt et moderantur universa; —

Suppliciter exoro,
Ut Gallicanum, — qui tui
In me amorem surripiendo
Conatur extinguere, —
Post te trahendo —
Ab iniusta intentione
Revocare, suique filias
Digneris tibi assignare sponsas! —

Et instilla cogitationibus earum
Tui amoris dulcedinem, —
Quatinus execrantes
Carnale consortium, —
Pervenire mereantur
Ad sacrarum societatem virginum!

Hier folgen fünf ungleiche Gruppen auf einander von 8, 5, 5, 8, 6 Zeilen, mit dieser Reimordnung; 1: a a b a a a b b; 2: a b c

b c; 3: a a b b b; 4: a b a b a b c c; 5: a a b a c a. Die ersten drei enthalten die Anrufung, die beiden letzten die Bitte. Die erste Gruppe allgemeine Anrufung und Rückblick auf Beginn und letztes Ziel der Bekehrung der Konstantia; die zweite, Christus wahrer Gott und wahrer Mensch; die dritte, Christus mit dem Vater Weltschöpfer und Regierer; die vierte, Bitte um Bekehrung des Gallicanus; die fünfte, um Bekehrung seiner Töchter zu der Jungfräulichkeit, die Konstantia bekennt.

Endlich möchte sich auch das ausgeführte Gleichniss in der Vorrede zu den Gesten vielleicht in ähnlicher Weise darstellen lassen.

Doch es ist nicht meine Aufgabe, den Text zu konstituiren; nur die Vermuthung habe ich etwas näher erweisen wollen, irgend eine Norm sei auch hier in der Durchbildung begriffen. Freilich sind diese rhythmischen Zeilen weder Vers noch Prosa; sofern sie auf dem Durchgangspunkte von der Prosa zur Poesie stehen, sind sie beides, die gewöhnliche Rede sucht nach einem höhern Ausdruck, welcher der Bewegung der gesteigerten Leidenschaft, der Empfindung und Anregung des Augenblicks genüge. Das konnte die antike Metrik nicht mehr, entsprechender war der sinnlich wirkende sich anschmiegende Reim. Dass Hrotsuit ein bestimmtes Gesetz habe durchführen wollen, wird Niemand behaupten, es will sich erst etwas der Art bilden, von Konsequenz kann also nicht die Rede sein. Aber in ihr ist ein genialer Instinkt lebendig, der sie aus der Natur ihres Stoffes auf diese Form hinleitet.

Näher ergiebt sich etwa Folgendes: Jambischer und trochäischer Rhythmus wechseln mit einander, doch ist jener vorwiegend. Selten ist der klingende Reim, die Anwendung des Reims überhaupt frei, mannichfaltig, und, wenn man so sagen darf, die Grundstrophe die vierzeilige. Gerade hier gab es unter den alten Hymnen bekannte und bewunderte Vorbilder, deren Tonfall einige Mal mit nicht geringer Wirkung angeschlagen wird. Wie Hrotsuit die vierzeiligen jambischen Hymnen des Prudentius kannte, *Ales diei nuncius etc. Nox et tenebrae et nubila etc. Salvete flores martyrum*, oder des Venantius Fortunatus *Agnoscat omne saeculum etc. Ave maris stella,* so musste sie unzweifelhaft auch die des Ambrosius und andere kennen [1]). Die umfassendern Gruppen dürfte man vielleicht mit jenen deutschen ungleichstrophigen Gedichten, von vier bis fünf Zeilen die Strophe, aus dem zehnten Jahrhundert zu-

---

[1]) S. diese Hymnen bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit I, 25, 43, 60, 67 ff.

sammenstellen, die Müllenhoff und Scherer in dem Excurs zu „Christus und die Samariterin" charakterisiren, und für die der allgemeine Name Leich üblich geworden ist [1]). Namentlich an jene auf den heiligen Georg und auf Herzog Heinrich wäre zu erinnern.

Nach diesen Grundelementen betrachtet, mag der dichterische Charakter der Sprache Hrotsuits mannichfaltig, ja bunt genug erscheinen; doch darüber darf man sich kaum wundern, es ist eben Alles im Werden begriffen. Dennoch geht ein gewisser einheitlicher Zug hindurch, der mehr als das Mannichfaltige, das Einfache sucht, es ist der Ausdruck ihres eigenen Wesens.

Denn ihrer grossen Belesenheit in der dichterischen Litteratur ungeachtet, hat sie von der schwer abzuweisenden Nomenklatur der antiken Götterwelt, die in anderen Versen aus dieser Zeit noch eine grosse Rolle spielt, einen sehr geringen Gebrauch gemacht. Nur hier und da einmal führt sie nicht Göttergestalten, sondern Namen ein, wo sie den persönlichen Charakter längst verloren haben, und nur als Bezeichnungen einzelner Kräfte und Erscheinungen verstanden werden. Der auf- und niedersteigende Phoebus, der die Stunden des Tags anzeigt, ist die Sonne schlechthin, Mar. 360, Theoph. 424, Pr. Gand. 210; Aurora die Morgenröthe, Mar. 359, Prim. Gand. 33, 386; Olympus der Himmel, Mar. 226, Gong. 335; Tartarus, einmal auch Avernus, die Hölle, Pelag. 164, Theoph. 100, 160, 316, 353, Convers. 71, 101; Ceres, das Kornfeld, Gest. 554, 575; Mars, der Krieg, Pelag. 79, 90; endlich Musa oder Camena persönlich gedacht, Agnes 26, dann als Vers, Gedicht, Ad Gerberg. 9, Gong. 77, Gest. 1484, Pr. Gand. 572. Sicherlich fühlte sie, ein weiteres Hineinziehen antiker Reminiscenzen sei bei dem Inhalte ihrer Gedichte geradezu unmöglich.

Ebenso sparsam ist sie im Gebrauche von Gleichnissen und Bildern. Kaum die engsten Grenzen überschreitet die mit dem Prädikat oder dem Hauptwort verbundene Metapher, und auch sie ist meist typischer Natur. So wird Maria mit dem Gestirn, ihr Antlitz dem Schnee oder der Sonne verglichen, 278, 348; Agnes mit der Lilie und Rose, 428; Otto I. mit dem aufsteigenden Lucifer, der jüngere als Blüthe oder Edelstein. Herzog Heinrich ist eine Mauer im Kampf, Gest. Prol. II, 1, 33, 52, der Teufel oder der heidnische Verfolger ein brüllender Löwe, Convers. 81, 260, Dion. 200, Agnes 127. Das Alles sind sehr naheliegende Vergleiche, oder, wie der letzte, der Bibelsprache entlehnt, so auch der von dem guten Hirten, Convers. 232.

---

[1]) Denkmäler S. 283.



Es sind mehr Andeutungen als Gleichnisse, im epischen Stile angelegt und durchgeführt, in den Dramen finden sie sich überhaupt kaum. Am wenigsten sind sie so gehalten, dass man darin etwa einen Spiegel der Umgebung der Dichterin sehen könnte. Höchstens dürfte das von einem einzigen gelten, von dem Bilde des einsamen Wanderers, der sich mühselig, ohne Pfad und Führer, durch den schneebedeckten Wald hindurcharbeitet; in ihm will sie ihre Mühen bei der Abfassung der Geschichte Ottos veranschaulichen. Dies lässt den Harz erkennen, und ist in der That ein grosses landschaftliches Bild, aus dem ebensoviel Sinn für Natur als darstellende Kraft spricht. Es schliesst sich den Schilderungen im Gongolf an. Von einer besondern Vorliebe für das Meer, wie Bendixen und Dorer wollen, vermag ich nichts zu finden. Dagegen möchte ich an einer andern Stelle eine Spur darstellender Kunst bemerken. Ungemein anschaulich ist die Schilderung Johannes des Täufers, welcher kommt um die künftige Begründung des Klosters zu verkünden, Prim. Gand. 44. Der Jüngling im gelben Gewande von Kameelfellen, mit dem strahlenden Antlitz, dem schwarzen Haar, dem sprossenden Bart, steht da wie eine volle Figur. Sollte ihr dabei vielleicht ein Bild in der Kirche zu Gandersheim, das diese Scene darstellte, vorgeschwebt haben?

Sprache und Vers sind also weder reich noch sonderlich dichterisch geschmückt, und weit entfernt von Uebertreibung und Schwulst, vielmehr sind sie einfach und gedrängt. Die Wirkung wird besonders in den Dramen viel häufiger durch das unmittelbar zutreffende Wort erreicht, der realistische Charakter ist überwiegend. Wo die Dichterin überschwenglich wird, ist es weniger in der Darstellung als in einzelnen Ausläufen frommer Betrachtung, hoher Bewunderung oder in ihren Gebeten.

Aber ihre Gelehrsamkeit ist keineswegs nur Belesenheit oder nur formaler Art; an einzelnen Stellen giebt sie bald angedeutet bald entwickelter, was sie sich vom Inhalte des Wissens angeeignet hat. Darin beruht ihr Verhältniss zur Wissenschaft. Freilich mag es zweifelhaft sein, wie viel, oder ob irgend etwas davon ihr eigenthümlich angehöre, denn wie weit sie an der Hand ihrer Führer, Boethius und Marcianus Capella gehe, ist oben gezeigt worden, und anderes mag andern Quellen entnommen sein, die mir entgangen sind. Doch dass sie sich überhaupt in den Besitz zusammenhängender allgemeiner Gedanken zu setzen suchte, ist mehr als viele ihrer Zeitgenossen vermochten, und schliesslich ist ja alles wissenschaftliche Denken ein Nachdenken des schon einmal Gedachten.

Am umfassendsten sind die Erörterungen in der Eingangsscène des Pafnutius 239; fast gestalten sie sich zum encyclopaedischen Umriss der Wissenschaften überhaupt. Eine Ergänzung dazu bietet die Exposition der Sapientia 278, und einiges mehr Gelegentliche im Calimachus und an andern Stellen. Zu Grunde liegt das Schema der sieben *artes liberales*, obgleich genau diese Bezeichnung sich nicht findet. Von der Musik ausgehend, wird des Quadruviums erwähnt, es besteht aus dieser, der Arithmetik, Geometrie, Astronomie; die drei andern Wissenschaften werden ihnen ohne namentliche Aufführung entgegengestellt. Ausdrücklich heisst es *philosophiae quadruvium*, denn wie vom Kreuzwege die einzelnen Strassen, so gehen aus *ab uno philosophiae principio harum disciplinarum progressiones rectae.* Wie der Kreuzungspunkt die Einigung, oder der einheitliche Ausgang der vier Wege ist, so die Philosophie Prinzip und Ausgangspunkt der vier Wissenschaften, sie sind die Exponenten, die Entfaltung derselben. Aehnlich setzt Cicero de Finibus V, 21 *principia* und *progressiones* einander entgegen.

Auf die Musik geht der Dialog näher ein. Drei Arten giebt es, ihrem Wesen nach Eines, nach Darstellung und Umfang verschieden; es ist, nach Boethius, die himmlische Sphärenmusik, die des menschlichen Wesens, und die durch Instrumente ausgeübte. Ueberall dieselben *spatia, productiones, symphoniae,* dieselben Intervalle, Tonleiter und Akkorde, *modulationis temperamentum,* wie Symphonie nachher erklärt wird, durch Quarte, Quinte, Octave dargestellt. Den sieben Planeten der himmlischen Musik entsprechen die sieben Seiten des Instruments. Aber jene wird nicht gehört. Das wird verschieden erklärt; die einen sagen, wegen der Stetigkeit des Klanges, andere wegen der Dicke der Luft, noch andere, weil sie für das enge menschliche Ohr zu gewaltig, oder endlich, weil sie von so hinreissender Macht sei, dass, wenn die Menschen sie hörten, sie sich und alles vergessen, und nur ihr von Ost nach Westen nacheilen würden. Darum hat der Schöpfer es so eingerichtet, dass der Mensch dafür taub sei. Die Musik des menschlichen Wesens besteht nicht allein in der Tiefe und Höhe der Stimme, sondern im gesetzmässigen Verhältniss, in der Symphonie der Gliedmassen, im Pulsschlag der Adern, im Zusammenhang von Leib und Seele; denn überall, auch wo das Ungleiche, *convenientia dissimilium rerum,* sich verbindet nach einem Gesetz, der *harmonica moderatio*, da ist Musik.

Das aber ist das Gesetz der Schöpfung; wo Ungleiches, Verschiedenes, Entgegengesetztes gebunden und verbunden wird zu Uebereinstimmung und Gleichklang, da entsteht eine Welt. So der

maior mundus nach des Schöpfers Gebot aus den vier feindlichen Elementen, der *minor mundus*, der Mensch, aus Leib und Seele. Und dieses ist noch wunderbarer als jenes, denn die vier Elemente sind wenigstens alle materieller Art, *corporalia;* aber die Seele ist nicht stofflich wie der Leib, dieser nicht geistig wie die Seele, und doch ist der Mensch aus beiden zusammengesetzt. Er ist Makrokosmus und Mikrokosmus. Die Einheit stellt sich weder aus der Gesellung des Gleichen zum Gleichen her, noch dessen was nach Substanz und Wesen verschieden ist, sie ist etwas Ursprüngliches. Der Usia aber ist nichts entgegengesetzt, sie ist *receptatrix contrariorum*, im Unendlichen gleichen sich alle Gegensätze aus; das lehrt die Dialektik.

Nach einem wunderbaren Gesetz hat Gott in Zahl, Mass und Gewicht alles beschlossen, er ist Quell des Wissens und hat die Wissenschaft gegeben, *scibile fecit, scientiam dedit.* Was ist gerechter, als diese zum Ruhm des Gebers zu verwenden? Je tiefer Jemand in das Wissen eindringt, um so mehr wird er entbrennen in Liebe zum Geber. Denn nicht die Wissenschaft ist es, die sich an Gott versündigt, sondern die Ungerechtigkeit des Wissenden, *nec scientia scibilis Deum offendit*, *sed iniustitia scientis.* Die Sünde hebt den Erfolg des Wissens auf, denn wer böses thut, *perverse operatur,* gleichviel ob der Unwissende oder Weise, verdient von Gott verworfen zu werden. Während seinem Gebote der Makrokosmus demüthig gehorcht, will der Mikrokosmus, der Mensch, allein sich unterfangen, dagegen anzukämpfen! Ist ein grösseres Unrecht zu denken? Soll der Schöpfer dadurch nicht erzürnt werden, wenn das Geschöpf nach seinem Ebenbilde sich wider ihn auflehnt? Doch wir brauchen diese Worte nach unserer Schwäche, *methaphorice* übertragen wir sie auf Gott, *licet illa inpassibilis maiestas affici non possit iniuriis.*

Eine Ergänzung dieser Betrachtungen geben die minder umfassenden aber spezielleren Belehrungen aus dem Gebiete der Arithmetik in der Sapientia 279.

Auch diese Darlegungen aus der Zahlenlehre haben den höchsten Zweck, auch sie sollen zeigen, mit wie wunderbarer Weisheit der Schöpfer nach Zahl, Mass und Gewicht alles geordnet, und dem Menschen verliehen habe in der Zeit die Wissenschaft davon zu finden, *in succedentium serie temporum et in aetatibus hominum miram inveniri posse scientiam artium.* Damit kommt ein neues bedeutendes Moment hinzu, die Entwickelung des Menschen durch das Wissen. Der Ursprung des Wissens ist Gott. Wie der Mensch von ihm die Fähigkeit desselben empfangen hat, soll er durch deren Entfaltung im Laufe der Zeiten, vermöge dieser Kraft die Wissenschaft

in ihrer Stufenfolge selbst finden, und so zum Urquell, von dem er ausgegangen ist, zurückgeführt werden. Die Dynamis trägt er in sich, er ist *animal capax disciplinae,* in die Erscheinung tritt sie durch die Energie, das geschichtliche Werden, die Arbeit des Menschen. Es ist das allgemeine Gesetz, das Hrotsuit auf sich selbst anwendet, wenn sie in der *Epist. ad Sapient.* 141 sagt: *Unde non denego, praestante gratia Creatoris per dynamin me artes scire, quia sum animal capax disciplinae, sed per energiam fateor omnino nescire.* Dem Wissen, der Berufung dazu, wie der Entwickelung durch dasselbe, vindicirt sie einen göttlichen und ewigen Charakter, und gewiss bemerkenswerth, stellt sie ihm hier den Glauben oder die Kirchenautorität nicht zur Seite. Nicht im Wissen an sich, sondern in der Verkehrtheit dessen, der wissen kann und soll, liegt die Störung dieses Processes.

Freilich sind das Alles nur Andeutungen, dürftige Bruchstücke, aber man wird gestehen müssen, diesen Gedanken folgend, ist Hrotsuit bis zu den metaphysischen Grundfragen vorgedrungen. Mochte sie auch vieles aus ihren Lehrbüchern wörtlich entnommen haben, man wird sich der Folgerung kaum entziehen können, wer diesen Stoff so in sich aufgenommen hatte, wer ihn mit dieser formalen Sicherheit für andere, zunächst nicht wissenschaftliche Zwecke zu verwenden vermochte, der musste ihn selbständig durchdacht, und den Zwang des Buchstabens abgeworfen haben. Oder wäre es zu viel, wenn man in der fremden Anregung auch eigene originale Gedanken vermuthete? Neben der dichterischen wäre es eine philosophische Ader.

Nannte sie die *artes* an der einen Stelle *disciplinae,* so ist an der andern der erste Ausdruck der Dynamis, die Wissenschaft, die Fähigkeit die Bildung aufzunehmen. In dem *artes scire*, der *scientia artium*, giebt sich die *disciplina* kund, ihr Charakter ist die *subtilitas.* Die höchsten Begriffe hat Hrotsuit von den Vertretern der Wissenschaft, sie sind *philosophicis adprime studiis enutriti, scientia longe excellentius perfecti,* im Besitze der Erkenntniss vor vielen, und darum zur Kritik, *examen,* berufen. Nicht allein *plene scii,* auch *bene morati* sind sie, sittliche Vollkommenheiten legt sie ihnen bei, Gerechtigkeit, Güte, Liebe. Nach dieser idealen Schilderung sind die *sapientes* die vollkommen Gebildeten. Um so demüthiger ist die Stellung, die sie der Wissenschaft gegenüber sich selbst anweist. Nicht bloss, dass sie sich mit der Schwäche ihres Geschlechts entschuldigt, sie nennt sich *nulla probitate idonea,* sie klagt ihre *pigritia inertiae* an, sie macht nicht den hochmüthigen Anspruch, Dinge zu wissen, die sie nicht weiss; endlich langt sie bei dem Geständ-

nisse an, nur Eines zu wissen, dass sie Nichts wisse, *tantum scio quod nescio.* Aber erfüllt ist sie von heissem Drang nach Wissen. Aus dem Boethius ruft sie ein Gleichniss zu Hülfe, einen Faden aus dem Gewande der Wissenschaft, den äussersten Saum nur möchte sie erfassen, oder mit ihrem Pafnutius sprechen: „Einen dürftigen Tropfen, der zufällig aus der vollen Schale der Weisheit herabfiel, habe ich vorbeigehend mit der Lippe aufgenommen". Das ist ein tief bescheidenes und poetisches Wort, aber es hat doch seine Kehrseite.

---

6. Rückblicke.

Damit treten wir nach manchen Umwegen in den Mittelpunkt der Untersuchung zurück, um das Einzelne zusammenfassend zu überblicken. Ein Gesammtbild des Schriftstellers wünscht man zu sehen, aber freilich nicht allein was, sondern wie er geworden, möchte man erkennen. Bei allem Mangel unmittelbarer Zeugnisse über Hrotsuit und ihrer selbst über sich, kommen uns dennoch einige Abschnitte ihrer Bücher wesentlich zu Hülfe, deren Werth man vielleicht darum nicht hinreichend ermessen hat, weil man sie nicht im Zusammenhange betrachtete. Ich meine die Vorreden. Nicht minder wichtig als der Brief an Gerberg für die Beurtheilung der Gesten, sind die Vorreden zu den Legenden und Dramen, und der dazu gehörige bereits erwähnte Brief an die Sapientes. Es sind litterarische Aktenstücke, in denen sie der Anregung des Augenblicks folgend, eine Reihe von Bekenntnissen halb unbewusst niedergelegt hat, die nicht allein in ihre Arbeiten, sondern auch die wechselnden Stimmungen ihrer Seele einen Einblick gewähren, und auf manchen Punkt ein überraschendes Licht fallen lassen. Sie beleuchten den Weg der Entwicklung, den sie, wie man glauben muss, nicht ohne mancherlei Kampf zurückgelegt hat. Diese Urkunden sind wichtig genug, sie einer eingehenden Darlegung zu unterwerfen.

In einer Zeit, wo die unscheinbare Arbeit des Autors mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, so dass sie selbst technisch als Kunst galt, musste das Verhältniss der Frau zum litterarischen Berufe ganz

besonders in Betracht kommen, sobald sie selbständig zur Feder griff. Wenn die Mehrzahl derselben innerhalb der engen Grenzen von Familie und Haus durch strenge Sitte festgehalten wurde, so öffneten sich diese Schranken nicht allein denen, welche durch die Geburt darüber hinausgehoben wurden, sondern auch jenen, die sich dem Dienst der Kirche widmeten, und dadurch eine Ausnahmsstellung gewannen. Indem sie dem nächsten Wirkungskreise entsagten und sich einer engen, der Natur widerstrebenden Ordnung unterwarfen, erkauften sie durch dieses Opfer den Eintritt in verschlossene Gebiete des Lebens, und zugleich die Möglichkeit, Seiten und Kräfte zur Ausbildung zu bringen, die sonst nicht zur Beachtung oder Kundgebung gelangten. Erreichten sie höhere Stufen, so konnte es geschehen, dass die Klosterzelle der Eingang zur bewegten Welt der Politik ward, oder der stillen des tiefern Studiums der Wissenschaft, und ihnen Bildungsmittel darbot, von denen die übrigen, wie die Masse der kämpfenden Männer, ausgeschlossen waren. Durch die Kirche wurden sie in die Kenntniss der theologischen und antiken Litteratur, in die litterarische Technik selbst eingeführt. Lesen und Schreiben in lateinischer Sprache musste bis zu einem gewissen Grade den Nonnen geläufig sein. Blieb auch die Fachgelehrsamkeit vorzugsweise Sache der Mönche, so lagen doch darin schon mächtige Antriebe und ein fruchtbares geistiges Element, das spätern Zeiten verloren gegangen ist.

Dennoch war bis zur selbständigen Verwendung dieser Mittel zu schriftstellerischen Zwecken für die Frau immer noch ein schwer zu überwindender Schritt. Dazu gehörte mehr als das Alphabet zu kennen. Die Durcharbeitung und Bewältigung schwieriger Stoffe, nicht nothdürftige Handhabung, sondern volle Beherrschung der Form, die Kraft der Einwirkung auf den Leser, alles das erforderte Freiheit und Sicherheit der Bildung, einen letzten kühnen Entschluss des Geistes. Es war nicht zu trennen von einer wenigstens theilweisen Enthüllung des eigenen innern Lebens vor den Augen unbekannter scharf urtheilender Leser, die vielleicht schonungslos vernichteten, was Fleiss und Begeisterung geschaffen hatten. Davor schreckte die Frau zurück. Allerdings fehlte es nicht an älteren Beispielen, wo Nonnen, diese Scheu überwindend, als Schriftstellerinnen aufgetreten waren. Schon zweihundert Jahr früher hatte die Nonne von Heidenheim das Leben des h. Wilibald geschrieben. Es ist fraglich, ob Hrotsuit das wusste; aber unzweifelhaft ging ihrem Eintritt in die litterarische Welt mancher Kampf voran, der schwerer gewesen sein mag, als wir ermessen können. Unendlich oft kehren Schilderung und Versicherung, Anklage und Entschuldi-

gung ihrer Schwäche in diesen Dingen wieder. Indem sie sich gedrungen fühlt öffentlich vor Männern zu sprechen, scheint sie doch nicht ganz frei von dem dunkeln Gefühl, etwas gethan zu haben, was ihr verargt werden könnte. An die höchsten Gedanken appellirt sie, um mögliche Einwürfe zum Schweigen zu bringen; aber nur in verschiedenen Wendungen macht sie dadurch auf das Vorhandensein eines innern Konflikts aufmerksam. Nirgend beruft sie sich auf frühere Beispiele, auch nicht auf das zunächst liegende ihrer älteren Namensschwester; um so mehr wird man annehmen dürfen, diese sei keine Schriftstellerin gewesen. Wie oft nennt sie sich nicht *mulier, muliercula, monialis fragilis* oder *vilis;* mit ängstlichem Nachdruck betont sie die *feminae fragilitas*, das *muliebre ingenium, muliebris sensus tardior, sexus fragilior scientiaque minor*[1]). Immer wieder spricht sie von ihrer *rusticitas,* der geistigen und technischen Unbehülflichkeit, die der klassischen Bildung gegenüber Barbarei ist. Wie gern möchte sie das *ius obiurgationis* durch ein volles Eingeständniss ihrer Schwäche entwaffnen, die *reprehensio,* die *iudicia* und *convicia* in eine *pia correctio* verwandeln! Sie fürchtet die harte Berührung der kritischen Hand. Mehr noch, sie verkennt nicht, auf der Wissenschaft ruhe ein hoher Ernst, eine Macht und Strenge der Anforderung an die Verantwortlichkeit und rückhaltlose Preisgebung dessen, der sich ihr widmet, welcher bei aller Selbstverleugnung die zartere weibliche Seele sich nicht mit gleicher Willigkeit füge. Fast scheint die *scientia artium* über die Tragkraft derselben hinaus zu gehen.

Wie wir gesehen, sie zweifelt, ob sie persönlich mit den besondern Eigenschaften ausgestattet sei, welche das wissenschaftliche Erkennen zunächst fordert. Aber an dem was allem Wissen zu Grunde liegt, hat auch sie ihren Antheil, auch sie ist der Lehre und Bildung fähig, und darum zu der Arbeit berufen, sie nicht allein aufzunehmen, sondern wirkend zur Darstellung zu bringen. Wer so den Gedanken der Berechtigung und der Verpflichtung des Einzelnen aufzufassen vermochte, der war in der That berufen. Dieser Beruf ist ihr göttliches Erbe, ein Inhalt, der auch das schwächere Gefäss erfüllen und zu Ehren bringen könne, eine Offenbarung, der sie nicht widerstreben dürfe. Jeden weitern Zweifel hebt das Wort der Kirche auf. Auch ihr ist ein Pfund verliehen worden; es zu vergraben, ungenützt verkommen zu lassen, wäre Versündigung, es darf nicht, wie sie sagt, vom Roste stumpfer Vernachlässigung in ihrem eigenen Herzen angefressen und verzehrt werden. Wird einst Rechen-

---

1) Praef. 3. Conversio 10. Epist. ad Sapient. 140. 142. Ep. ad Gerb. 303. Prolog. ad Otton. II, 5, Gesta 243.

schaft gefordert werden von jedem unnützen Worte, so auch von dem Schweigen. Denn in dem Masse als gegeben ist, wird gefordert werden, und wenn es ihrem Preise Gottes auch nicht gelingen sollte anderes zu erreichen, d. h. doch wohl auf das Heil anderer zu wirken, dann werde ihre Arbeit für sie selbst ein Werkzeug des Heils sein, wenn es sich um die letzte Entscheidung handle, um das höchste Gut am Tage des Gerichts [1]). Dieses soll ihr nicht entzogen werden, etwa durch die Besorgniss formaler Unfertigkeit, oder durch die Furcht vor dem im Einzelnen vielleicht berechtigten Tadel dritter Personen. So kommt Hrotsuit zu der Erklärung, es sei ihre Pflicht, auszusprechen, was Gott ihr in das Herz gelegt habe. Das ist, wenn man will, der Standpunkt des Dichters.

Diese Auffassung gebot zunächst keine Veröffentlichung ihrer Arbeiten, eher verlangte sie Geheimniss, da sie lediglich um ihrer selbst willen Hand daran legte; das Gebot weiblicher Scham, die Schüchternheit des beginnenden Autors fallen zusammen.

In späterer Zeit lüftete sie selbst den Schleier des Geheimnisses, in den sie ihre frühsten Seelenkämpfe und ersten dichterischen Versuche absichtlich hüllte. In der Vorrede, mit welcher sie 962 oder etwas später die Legenden zu einem grössern Buche zusammenfasste, gesteht sie, wie sie *clam cunctis, quasi furtim* gearbeitet, wie sie ihr Beginnen vor allen verborgen gehalten habe. Allein, in einsamer Zelle, in abgestohlenen Stunden, mit angstvollem Eifer, gewissermassen im Schweisse ihres Angesichts, habe sie gerungen mit den Anforderungen des Stoffs und der Form, mit dem gesetzmässigen Gebrauche von Sylbe und Vers, mit der Gestaltung der Perioden, schonungslos habe sie das übel Gefasste vernichtet, weil sie wenigstens irgend etwas Erträgliches habe zu Stande bringen wollen, da sie das gesetzmässig Abgeschlossene nicht vermocht habe. Ueberall sieht sie sich gehemmt durch ihre *rusticitas,* und damit sie nicht in ihrem Vorhaben gehindert werde, habe sie keinen der Gelehrten, *sapientes,* um Rath zu fragen, noch in das Vertrauen ihres Strebens zu ziehen gewagt. Mit dieser Offenheit konnte sie nur in einer Zeit sprechen, wo solche Stimmungen weit hinter ihr lagen; eine gewisse Kühle und nüchterne Selbstkritik der ersten Arbeiten ist nicht zu verkennen. Sie sieht in ihnen Jugendversuche, es habe ihr

---

[1]) Praef. 4: *Quo, si occasio non daretur negociando aliud lucrari,* (im Gegensatz zu der gefürchteten *rubigo neglegentiae) ipsum tamen in aliquod saltim extremae utilitatis transformaretur instrumentum.* Schmidt von Lübeck, Nordalb. Blätt. I, 9, schliesst daraus, Hrotsuit habe ihre Legenden geschrieben, um solche nöthiges Falls zu verkaufen!

damals, bei der ersten Anlage, an Unterstützung gefehlt, an hinreichender eigener Kraft, weder an Lebensjahren noch Einsicht sei sie reif gewesen, *nec matura adhuc aetate vigens, nec scientia proficiens.* Die formale Unvollkommenheit und die Wahl unpassender Stoffe will sie dadurch entschuldigen. Wenn sie ihn damals aus den Apokryphen des neuen Testaments entlehnte, die nach der Ansicht Einiger zweifelhaft seien, so habe sie nur aus Unwissenheit, nicht aus anmasslicher Ueberhebung gefehlt. Jetzt weiss sie es anders, aber dennoch ist sie nicht veranlasst, das Geschriebene ganz zurückzunehmen. Das ist die Sprache einer bewussten Selbstkritik, die Eines Preis giebt, und Anderes aus guten Gründen festhält. Für die nähere Zeitbestimmung des unreifen Lebensalters fehlt leider jeder feste Masstab; nach der Natur der geschilderten Kämpfe zu urtheilen, konnte sie etwa von dem zwanzigsten Jahre nicht fern sein. Offenbar fürchtete sie ein Verbot solcher Arbeiten, weil sie dafür zu jung, und wissenschaftlich nicht hinreichend vorbereitet sei. Auch das wird Grund ihres Geheimnisses gewesen sein.

Schrieb sie ihre Verse *clam cunctis*, so wusste auch Gerberg nicht darum, erst die abgeschlossenen fünf ersten *carmina* legte sie ihr vor, und erbat dafür ihre Begutachtung und Unterstützung durch ihr *magisterium*, als sie durch das engere Verhältniss, das zwischen ihnen bestand, ermuthigt wurde. Als Gerberg bald darauf Aebtissin ward, hat sie wohl die Vorlesung der Legenden im Refektorium erlaubt, aber ihre verbessernde Kritik als Lehrerin kann nicht sonderlich tief eingegangen sein, sonst durfte Hrotsuit nicht so viel von den Irrthümern sprechen, noch sagen ihr Buch werde *nullius praeceptoris auctoritate* gedeckt. Oder sollte sie dabei den Vorbehalt gehabt haben, es sei eine Lehrerin gewesen? das ist nicht wahrscheinlich. Ich meine, Gerbergs Einwirkung wird sich auf theilnehmende, wohlwollende Durchsicht, auf den ermunternden Ausdruck ihres Beifalls, auf eine oder die andere Bemerkung beschränkt haben, später wird die Erlaubniss, die Legenden ausserhalb des Klosters durch Abschrift zu verbreiten, also sie herauszugeben, hinzugekommen sein. Indem die Dichterin davon Gebrauch macht, wendet sie sich an ein grösseres Publikum, an eine höhere wissenschaftliche Instanz. Was sie früher keinem der *sapientes* mitzutheilen gewagt hatte, davon sagt sie nun *omnium sapientium benignitate offero expurgandum,* Es ist der erste Schritt in die Oeffentlichkeit; in diesem Sinne bekundet die erste Vorrede schon einen ganz andern Muth als die Widmungen.

Mit Recht ist bemerkt worden, in dem Verhältnisse der einzelnen Bücher zu einander sei eine fortschreitende Entwickelung nicht

zu verkennen. Von den biblischen Stoffen geht sie zur späteren Legende, von dieser zur Geschichte über; von der mythischen Epik zum Drama, von diesem zur episch historischen Darstellung. Mit dem Fernsten hat sie begonnen, mit der Gegenwart hört sie auf. Der Frau stand beim ersten dichterischen Versuche die idealste Gestalt am nächsten, die ewige Jungfrau, die das Heil der Welt geboren hat, das Weib in höchster Vollendung, weil Mutter und Jungfrau zugleich. In dieser Anschauung lebt und webt sie, ihre Phantasie ist erfüllt von den ausgemalten Bildern der Apokryphen, ihnen zunächst leiht sie Worte in ihrer Sprache. Ohnehin durfte sie hoffen, den bekanntesten Stoff am ersten zu bewältigen. Mit Gongolf steigt sie in das germanische Zeitalter herab, wo Legende und volksthümliche Sage sich begegnen, mit Pelagius in die Gegenwart. Wie an Freiheit und Sicherheit der Form, gewinnt sie an Gefühl der Kraft, an Zuversicht und Selbstvertrauen. Aber auch die Aufgaben wachsen. Mit der Behandlung eines historischen Gegenstands, wie die Thaten Ottos, tritt an die Stelle der nur litterarischen die geschichtliche, ja die politische Verantwortlichkeit.

Der zweite wichtige Durchgangspunkt sind die Dramen. Zwei Selbstzeugnisse liegen darüber vor, die Vorrede und die *epistola ad sapientes*, beide verschieden aber gleich wichtig.

Für die Legenden hatte Hrotsuit das wohlwollende Urtheil aller *sapientes* angerufen, jetzt hat sie unter diesen einige geneigte Freunde und Kritiker gefunden, die sie als *huius libri fautores*, der Komödien, besonders bezeichnet. Es sind drei, auf deren Urtheil sie sich bezieht, deren Wahrspruch über ihren Beruf sie erholt hat, *quia trium testimonium constat esse verum.* Mit dem Buche ist sie vor das Gericht ihrer litterarischen Genossen getreten, und durch sie in ihrer Berechtigung anerkannt worden. Man wäre gespannt zu erfahren, wer unter den Zeitgenossen diese Zeugen gewesen seien, denen sie ausser der Gelehrsamkeit und dem Beruf des Urtheils, alle Eigenschaften erleuchteter Kritiker zuschreibt. Leider hat sie nicht gut befunden, über deren Stellung eine Andeutung zu geben. Waren es ohne Zweifel Geistliche, so doch sicher weder Bischöfe noch Angehörige des Herrscherhauses; sie würde sich weder mit dieser allgemeinen Charakteristik begnügt, noch gewagt haben, ihnen einen *fraternus affectus* zuzuschreiben. Aber Männer von Gewicht waren es, und ihr Urtheil entscheidend.

Die *epistola* ist ein Begleitschreiben, mit dem sie ihr Werk den Kritikern zur Begutachtung und Durchsicht übersendet; sie erwartet die Bezeichnung der Mängel, um ihnen abzuhelfen, sie hofft, mit aller Sorgfalt, wie bei einer eigenen Arbeit, werden sie sich der

Aufgabe unterziehen. *Libellum,* sagt sie, *quem tali intentione disposui, sed usque huc pro sua vilitate occultare, quam in palam proferre malui, vobis perscrutandum tradidi. — Et sic tandem ad normam rectitudinis reformatum mihi remittite.* Also auch die Kritiker kannten diesen *libellus* noch nicht, aber im Voraus können sie *huius libri fautores* genannt werden. Ist daher im Anfange des Briefs von einem *opusculum* die Rede, heisst es da, *vestra admiratione dignum duxistis, et largitorem in me operantis gratiae fraterno affectu gratulantes laudastis,* so muss das ein anderes gewesen sein, das ihnen schon früher zur Einsicht vorgelegen hat. Das können nur die Erzählungen sein, die vielleicht durch Gerbergs Vermittelung in die Hände der *sapientes*, deren Urtheil die Verfasserin wünscht, gekommen waren, dem Talente derselben können sie ihre Bewunderung nicht versagen. Erst nach diesem Erfolge, nachdem die Männer der Wissenschaft gesprochen haben, gewinnt sie Unbefangenheit und Muth, der Kritik ins Auge zu schauen. Nicht ohne Nachdruck gesteht sie, jetzt mit ganz anderem Vertrauen an solche Arbeiten zu gehen, *et quorumcumque sapientium examen subire.* Sogleich tritt sie mit einer neuen *dictatiuncula* hervor, die sie bisher kaum gewagt hat, wenigen, nur den vertrautesten Freunden mitzutheilen, es sind die Dramen.

Dieser Brief ist durchweht vom Hauche eines selbstgewissen Geistes, getragen von der Zuversicht fortwachsender Kräfte des Talents, das sich fühlen gelernt hat. Von diesem Standpunkte aus thut sie abermals einen Rückblick, und macht Geständnisse über ihre Stimmungen und Erfahrungen in der Zeit, als sie mit den Dramen beschäftigt war. Zwar beklagt sie noch ihre *rusticitas*, ist sie auch freudig erregt, kann sie sich der Besorgniss doch nicht ganz entschlagen.

Nachdrücklich hebt sie eine gewisse Lauigkeit und Gleichgültigkeit der Freunde und Lehrer hervor. Fast hat die Arbeit ganz aufgehört, *paene opera cessavit dictandi ultra aliquid huiusmodi, quia, sicut pauci fuere, qui me prodente perspicerent.* Es gewinnt den Charakter einer stolzen Anklage, wenn sie sagt: *Perspicax quoque ingenium divinitus mihi collatum esse agnosco, sed magistrorum cessante diligentia, incultum et propriae pigritia inertiae torpet neglectum.* Das heisst doch, die Sorgfalt und Theilnahme der Lehrer habe aufgehört, ihr Talent sei nicht nach Gebühr erkannt und gepflegt worden. Aber wie ist das in Einklang zu setzen mit dem, was sie in der Vorrede zum ersten Buche und von ihrem Verhältnisse zu Gerberg sagt? Wir wissen eben nicht, was zwischen beiden Punkten liegt. Sollte es ein Vorwurf gegen diese sein, so ist doch begreiflich, die fürstliche Aebtissin konnte die wissenschaftliche Fortbildung

einer einzelnen, wenn auch ausgezeichneten Nonne, nicht zur persönlichen Hauptaufgabe machen.

Oder sollten ihre Beschützer Anstoss genommen haben an dem Inhalt dieses zweiten Buchs? Sollten es die Dramen gewesen sein, denen sie keinen Geschmack abzugewinnen vermochten? War es die fremdartige Form, die Nachahmung des heidnischen Vorbildes, die Vorführung dieser geheiligten Stoffe in solcher Gestalt, was sie zurückstiess, und ihnen vielleicht gar als Verirrung erschien? Hörten darum die Ermuthigungen auf, waren darum nur wenige, die *ad audendum aliquid huic simile provocarent?* War dem wirklich so, dann musste ihr das Urtheil der *sapientes* vom höchsten Werth sein, sie mussten sich im Allgemeinen als *fautores* solcher Arbeiten ausgesprochen haben, schwerlich hätte sie sonst einen Brief dieser Art geschrieben. Das Drama verlangt aber mindestens ein lesendes Publikum, das die starke Anregung wirken lässt; das scheint ihr gefehlt zu haben, mehr Beurtheilung, verschiedenartige Einflüsse, geistige Bewegung wünscht sie, nur so konnte ihr Talent gefördert, zu andern Arbeiten ähnlicher Art ermuthigt werden. Denn fehlte diesem Funken die freie Lebensluft, so drohte er zu verlöschen. Auch hier kommt sie darauf zurück, das ihr anvertraute Pfund, Gottes Geschenk, soll nicht verkommen, auch in ihr soll der *largitor ingenii, operantis gratiae*, gepriesen werden, wie sie mit stolzer Demuth hinzufügt. Und ihre gelehrten Freunde haben es bereits gethan.

Die Haltung der Vorrede zu den Dramen ist dem ganz entsprechend. Sie muss geschrieben sein, nachdem die Kritiker diese zweite Sammlung gelesen, und der Absicht wie der Ausführung ihre Zustimmung gegeben hatten. Der Ton ist noch gehobener, er ist voll Zuversicht und Selbstbewusstsein. Schon das ist eigenthümlich, dass sie in den ersten Zeilen ihren Namen in der Rückübersetzung voranstellt: *Unde ego Clamor validus Gandeshemensis non recusavi.* Sehr abweichend von ihrer sonst schüchternen Haltung scheint die Dichterin ein Programm, ein Manifest erlassen zu wollen. Auf dieser volksthümlichen Deutung ihres Namens ruht ein starker Nachdruck. Was sie zu sagen hat, soll zum lauten Rufe werden, der von Gandersheim aus in alle Welt geht, stark genug, auch die fernsten Hörer zu erreichen. Nur wer seine Kraft durch Erfolge erprobt hat, konnte so sprechen, wer selbst Ruf hatte, einen solchen Ruf in die Welt senden. Es ist die Festigkeit der Ueberzeugung, die entschlossen ist ihres Weges zu gehen, auch wenn Niemand sie begleiten mag.

Von der Betrachtung eines auffälligen Zwiespalts geht sie aus. Sie findet, nicht wenige Gläubige ziehen die Bücher der Heiden der

heiligen Schrift vor, namentlich die Erdichtungen des Terenz, die häufig gelesen werden, *pro cultioris facundia, dulcedine sermonis.* Aber das Ergötzen daran ist gefährlich, es verbindet sich damit die Bekanntschaft ruchloser Verhältnisse, deren Kunde schon den Menschen verunreinigt. Hier ist ein Gegensatz der *vanitas* heidnischer und der *utilitas* der heiligen Schrift, dem trügerischen Schein und der allein heilbringenden göttlichen Wahrheit. Von dem Vorwurf, der dabei den Einzelnen trifft, will sie sich selbst nicht freisprechen, auch auf sie haben *facundia* und *dulcedo* einen tiefen Eindruck gemacht. Aber nicht passiv will sie sich dem hingeben, durch müssigen Genuss der Gefahr des Verderbens aussetzen, eine Gegenwirkung will sie herbeiführen, *imitari dictando.* Es scheint ihr möglich, jene glänzenden Vorzüge, die Werkzeuge des Lasters waren, der Verherrlichung der Tugend dienstbar zu machen. Werden dort *turpia incesta* ausschweifender Weiber vorgeführt, so soll hier die Keuschheit gefeiert werden, *sacrarum castimonia virginum.*

Zwar manche werden sie der Anmassung zeihen, sie werden ihr vorhalten, ihre Dichtung könne sich mit dem Vorbilde nicht entfernt messen, sie sei *multo inferior*, *contractior penitusque dissimilis,* gering, dürftig, etwas ganz anderes. Für die Form giebt sie das vollständig zu, sie würde diesen Tadel verdienen, wenn dem so wäre, wenn sie die Anmassung hätte, auch nur dem letzten der Schüler jener Autoren sich gleich stellen zu wollen. Sollte andererseits Jemand Anstoss nehmen an der Vorführung verderblich süssen Liebesgeschwätzes und des verabscheuungswürdigen Wahnsinns unerlaubter Liebe, der möge bedenken, das sei geboten durch diese *species dictationis.* Wer den Sieg schildern wolle, könne die Darstellung des Kampfs nicht vermeiden; der Triumph ist um so glänzender, wenn die Schwäche des Weibes ihn besteht, während die Kraft des Mannes zu Schanden wird. Alles soll zur Verherrlichung des Schöpfers dienen, der mächtig ist in dem Schwachen; allein zu des Gebers Ehre und Ruhm will sie ihr Talent verwenden, *acceptum in datorem retorqueam ingenium*, oder wie sie den Pafnutius ähnlich sagen lässt 246: *in cuius laudem scientia artium retorquetur.* Nicht so von Eigensucht sei sie erfüllt, dass sie um dem Tadel zu entgehen, Christi Gnade, die in den Heiligen wirke, zu preisen aufhören sollte. Mit der geharnischten Erklärung schliesst sie, wenn ihr frommes Unternehmen bei Einem Beifall finde, so sei sie froh und zufrieden; wenn bei Keinem, sei es ihrer persönlich geringen Stellung wegen, oder der Unbehülflichkeit ihrer mangelhaften Form, auch gut! so wird ihr selbst wenigstens zu Statten kommen, was sie gethan hat, *memet ipsam tamen iuvat,*

quod feci! Sie denkt an das tiefe Genügen, das jede ernste Arbeit dieser Art in sich selbst trägt, mehr noch auch hier an jenes fromme Verdienst, das sie erwirbt zum Heil der eignen Seele, indem sie dem göttlichen Zuge folgt.

Man hat gegen die Richtigkeit der Thatsache, von der sie ausgeht, Bedenken erhoben, sie gewissermassen der Lüge zeihen wollen, dass zahlreiche Gläubige den Terenz viel und mit Beifall gelesen haben sollten. Aber es ist nicht zu bezweifeln, auch in Deutschland hatten sich die lateinischen Komiker heimisch gemacht, nächst Virgil und Sallust ist der gelesenste Schriftsteller Terenz. Verschmähte doch ein strenger Kirchenfürst und Staatsmann wie Bruno nicht, diese Komoedien zu lesen. Denn welche andere zunächst als diese Terenzischen könnten es sein, von denen sein Biograph erzählt, die Possen und Spässe, die darin von verschiedenen Personen vorgetragen werden, habe er mit stets gleich ernster Stirn gelesen, während andere dabei vor Lachen bersten wollten[1]? Und diese, die sich mit vollem Behagen der ursprünglichen Wirkung der Komik überliessen, konnten es andere sein als Geistliche? also gewiss *catholici*. Augenscheinlich will Ruotger seinen Helden auch hier als Ausnahme bezeichnen, denn er sagt weiter, auf den Inhalt legte er keinen, aber den höchsten Werth auf Stil und Wortfügung. Er las den Dichter als Gelehrter. Vielfache Spuren dieser Lektüre sind auch bei den Geschichtschreibern nachzuweisen. So bei Ruotger selbst, dem Schüler Brunos; jüngere wie Thietmar, Alpert und Adalbold mussten ihn zu Hrotsuits Zeiten in ihren Schulen kennen gelernt haben, dem gelehrten Gunzo ist er geläufig, der Eiferer Ratherius hatte nicht allein den Terenz, auch den Plautus gelesen, Gerbert leitete seine Schüler zur Lektüre desselben und der lateinischen Satiriker an, Notker Labeo hat wie den Boethius, so auch die Andria übersetzt [2]). Versen aus dieser Komoedie, aus den

---

1) Vit. Brun. 8, M. G. 257: *Scurrilia et mimica, quae in comoediis et tragoediis a personis variis edita, quidam concrepantes risu se infinito concutiunt, ipse semper serio lectitabat. Materiam pro minimo, auctoritatem in verborum compositionibus pro maximo reputabat.*

2) Vita Brunon. 40, S. 270; Thietmar II, 4; V, 6; VII, 51; M. G. III, 746, 793, 859; Alpert de diversitate temp. I, 11; Adalboldi Vita Heinrici Praef. M. G. IV, 705, 683; Gunzonis epistola ad Augienses, Martene et Durand Collectio ampl. I, 297, 300, 312; Ratherii Sermo de Maria et Martha 4; Praeloquia III, 1; Phrenesis 10; Epistola 12 ad Ambrosium; in Opp. ed. Ballerini S. 639, 77, 229, 566; Richer. III, 47; M. G. III, 617; Notkeri epist. ad Hugonem episcopum Sedunens. aus einem Brüsseler Codex von J. Grimm veröffentlicht in der Recension von W. Wackernagels altdeutschem Lesebuch in d. Göttinger gel. Anzeigen 1835, Juni S. 911.

Adelphen, dem Heautontimorumenos, dem Eunuchen und dem Phormio begegnet man bei allen diesen; das konnte nur Dichtungen geschehen, die viel gelesen wurden, mit denen man sehr vertraut war. Und ist nicht Hrotsuit selbst der beste Beweis? Wie musste sie ihn nicht gelesen haben, um so schreiben zu können? um seine Konkurrenz mit der heiligen Schrift zu befürchten? So sehr hatte sie diese fesselnde Gewalt der *dulcedo sermonis* erfahren, dass sie fast die Gefahr einer Entfremdung der Heilswahrheiten für ihre eigene Seele fürchten konnte!

Denn das grösste Aergerniss für die Frau waren die *turpia incesta.* Bei der fesselnden Lektüre fühlte sie sich selbst ja von sittlicher Entrüstung ergriffen, diese Bilder trieben ihr das Blut vor Scham in das Antlitz. *Non raro verecundari gravique rubore perfundi,* gesteht sie selbst ein. Jetzt wollte sie Gegenbilder aufstellen, in denen Leidenschaft und Laster in voller Nacktheit auftreten. Konnte das nicht in der schmählichsten Weise gemissdeutet werden? Sie fühlt diese Möglichkeit sehr wohl, und sucht solchen Einwürfen die Spitze abzubrechen, auf ihren reinen Glauben, ihre heilige Absicht beruft sie sich. Aber eine weitere Frage war, wenn viele der lesenden Gläubigen an diesem Dichter und seinen Spässen lebhaften Antheil nahmen, war darum die Folgerung gerechtfertigt, Nachbildungen anderes Inhalts würden einen gleichen und sittlich besser begründeten Beifall finden? Jener beruhte auf der Vollendung der Form, dem Reiz der Neuheit, und gewiss nicht wenig auf dem sinnlichen Kitzel der Bilder.

Von allen diesen Reizmitteln konnten und wollten die kirchlichen Legenden, die in Terenzische Formen gebracht wurden, kein einziges in Bewegung setzen. Sie brachten das Bekannte, das Heilige, Sünde und Busse in Worten, die man sonst in ganz anderer Weise zu vernehmen gewohnt war. Statt der vollen Wirkung konnte sehr leicht eine schwankende, zweideutig unklare eintreten, die Absicht gemissdeutet, eine Profanation des heiligen Inhalts darin gesehen werden; eine Kritik, die ähnlichen Versuchen sich zu allen Zeiten entgegengesetzt hat.

Auch hatte die dramatische Form noch allzu wenig oder gar keinen Boden im Volke. Dieses Geschlecht war viel zu naturwüchsig, es lebte zu sehr im Drange der Thaten, um die That als Gegenstand dramatischer Darstellung auffassen, das Drama überhaupt verstehen zu können. Noch herrscht die epische Anschauung. Die *mimi,* von denen Alkuin, Ermenrich von Reichenau, Thegan und Widukind wissen, singen und sagen beim Saitenspiel halbhistorische Sagen und Lieder, die ein Abbild der ergreifendsten Zeitereignisse

sind. Wenn die *ioculatores* und *histriones* durch Pantomime und körperliche, oft grob sinnliche Aktion den grossen Haufen des Volks unterhielten, so machte das auf diesen einen ähnlichen Eindruck, wie die Lektüre des Terenz auf die Gebildeten; aber es war ein Vergnügen, das ernste Männer verachteten und streng bekämpften, und dem Drama kirchliches Inhalts lag es am fernsten [1]). Eher fand Hrotsuit einen Anknüpfungspunkt in den Formen des Kirchendienstes, in den Responsorien, wo in der That die Keime des künftigen Dramas lagen, aber auch sie waren noch nicht weit entwickelt. Dennoch gab es in Gandersheim ein Vorbild, das nicht ohne Einwirkung gewesen sein kann. Als nach Hathumods Tode Agius nach dem Kloster kam, um die Nonnen zu trösten, entspann sich ein Zwiegespräch, welches einen so tiefen Eindruck hinterliess, dass sie es zu bleibender Erbauung aufgeschrieben zu lesen wünschten. Agius brachte es in lateinische Verse, und um die Ursprünglichkeit zu bewahren, fasste er es dialogisch ab, wie es gehalten sein mochte [2]). Rede und Gegenrede, *Agius* und *responsio*, Klage und Trost wechseln ab, der eine soll die andere überwinden, das giebt eine Art dramatischer Bewegung. Es ist ein dialogischer Vorgang, dessen Schauplatz das Kloster selbst ist, aber freilich kein Drama. Und so blieb es noch lange Zeit. Das Leben des Abts Witigowo von Reichenau, das einige Jahrzehnte nach Hrotsuit geschrieben wurde, ein Gespräch des Dichters Burchard und der Augia, zeigt nicht den mindesten Fortschritt, es ist einfach Frage und Antwort [3]).

Ganz anders die Dichterin. Sie hat einen gewissen ursprünglichen Zug zum Dramatischen, das zeigt sich schon in den Erzählungen. Wo sich in den Quellen Rede und Gegenrede findet, sind sie weitschweifig. Sie versteht zu kürzen, das Ganze gewinnt dadurch an Wirkung, oder sie lässt den Dialog da eintreten, wo es gilt, die Leidenschaft zu schildern, die Handlung in beschleunigtem Schritte der Entscheidung entgegenzuführen. Namentlich da, wo die Kon-

---

[1]) Alcuini Epistolae 144, 213, 230; Opera ed. Froben. I, 206, 276, 296; Concil. Aquisgran. 816 I, 83; Mansi XIV, 202; Thegan. Vita Hludovici 19; Widukind I, 23; M. G. II, 101, an. 39, S. 595, III, 428; Adami Gest. III, 38; M. G. VII, 350: *Qui obscenis corporum motibus oblectare vulgus solent.* Das erinnert an Ermenrichs *Sclavus saltans*, der dem *mimus* gleichgestellt wird. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 41, 75, 77.

[2]) Dialogus Agii 3, 9; M. G. IV, 176:

Inter me sanctasque eius dignasque sorores
Sermo satis lugubris tunc fuerat habitus;
Haec quae tunc flendo retuli, nunc versibus edo.

[3]) M. G. IV, 622.

flikte der Sinnlichkeit dargestellt werden, im Gongolf, Pelagius, der Conversio. Ihre Bilder werden zu Gestalten, die aus dem Rahmen der Erzählung herauszutreten scheinen, das *dictare* zum *pingere*, wie sie dies Wort auf die Darstellung des Gongolf anwendet, 69, 338.

Vergegenwärtigt man sich alle diese Verhältnisse unter einem Gesichtspunkte, die Unmöglichkeit eines allgemeinen Verständnisses der Dramen, die Leichtigkeit, ja Wahrscheinlichkeit der Missdeutung, die Vertheidigungen und Schutzreden in den Vorworten, deren mitunter fast gereizten Charakter, das tiefe Schweigen, das in der Litteratur jener Zeit diesen Versuchen folgt, endlich die Erhaltung nur einer einzigen alten Handschrift; fasst man das Alles zusammen, so wird man zu dem Ergebniss hingedrängt, wie günstig das Urtheil der *sapientes* lauten mochte, der Beifall, den die Komoedien fanden, kann unmöglich gross gewesen sein. Schon in den Vorreden deutet einzelnes auf Misserfolg, Mangel an Anerkennung, Enttäuschung. Ihre Hoffnung, den Terenz zu verdrängen, war sicherlich erfolglos, das zeigt seine fortgehende Lektüre; in dem Sinne, wie sie es gemeint hatte, war der Versuch nicht geglückt. Aber darum erscheint er nur um so kühner. Sollte er vielleicht von ihren Obern und einflussreichen Freunden geradezu gemissbilligt worden sein? Hätte man sie vielleicht darum auf die Thaten Ottos absichtlich hingewiesen, als eine höhere, edlere Aufgabe, wo sie sich in der früher beliebten Form bewegen, reichern Beifall gewinnen, den Missgriff vergessen machen konnte? Diese Fragen sind als Möglichkeiten aufzuwerfen, aber nicht zu beantworten. Thatsache ist, nach dem Drama kehrte sie zum epischen Stil zurück, und beschloss damit ihre Laufbahn.

Nach diesem Blick auf den Entwickelungsgang ihres Lebens, ist es noch einmal nöthig, ihn andern nicht minder bedeutenden Punkten zuzuwenden.

---

7. Legende, Drama und Geschichte.

Für die historische Forschung bleibt die erste und die wichtigste Frage, aus welcher Quelle die Ueberlieferung geflossen sei; von der Zerlegung des geschichtlichen Berichts in seine

einfachen Grundbestandtheile hängt nicht allein die wissenschaftliche Werthschätzung ab, auch das sittliche Urtheil über den Berichterstatter wird dadurch bestimmt. Aus der Art, wie die Bilder der Dinge sich in ihm reflektiren, erkennt man sein eigenes Bild; was er in Wahrheit ist, wird geschieden von dem, was er sein will.

Bei Hrotsuit nimmt diese Frage einen etwas verwickelteren Charakter an. Denn sehr verschieden ist das Verhältniss, in dem sie zu den Menschen und Ereignissen steht, von denen sie erzählt, abweichend von dem Gewöhnlichen die Form, in der sie es thut. Es ist ein wesentlicher Unterschied des inneren Werths, ob sie von mythischen Heiligen, wie Theophilus und Abraham nach Büchern spricht, oder aus der lebendigen Gegenwart von historischen Charakteren wie Otto. Nirgend geschieht es in der einfachen prosaischen Darstellung, sie ist ihr zu wenig schwungvoll, zu nüchtern und dürftig; ihre besondere Empfindung und Anschauung will sie kund geben, ergreifend schreiben, wie sie selbst ergriffen ist, darum wählt sie den Vers. Von dem historischen Stil fordert man engsten Anschluss an die Thatsachen, der genaueste Ausdruck, der sie am klarsten erkennen lässt, ist der beste. Der Vers, auch der minder fernstehende epische, kann diesen Forderungen nicht gerecht werden; er hat seinen durch das formale Gesetz streng vorgezeichneten Weg, seine überlieferte Sprache, nur durch den freien Inhalt wird er selbst frei. Während der Geschichtschreiber nur sagt, was er der Wahrheit gemäss sagen muss, sagt der Schriftsteller, der den Vers für die Darlegung thatsächlicher Verhältnisse braucht, oft genug nur, was er der Form nach sagen kann. Indem diese gezwungen werden soll, anderes auszudrücken als sie vermag, wird der nothwendige Zusammenhang von Inhalt und Form zerstört, und eine Darstellung, welche die Dinge verallgemeinert, unsicher, halbwahr und schielend in den Worten ist, wird die Folge sein.

Die Frage nach den Quellen hat demnach eine doppelte Seite, eine politisch historische und eine litterarisch aesthetische. Dort kommt es auf den Inhalt an, auf Menschen und Dinge, wie weit der Verfasser sie gekannt, und wir durch ihn in den Stand gesetzt werden, sie zu erkennen; hier auf Bücher, auf die Kunstform und die Sicherheit, mit der sie gehandhabt wird. Entscheidend ist dort, was Hrotsuit wusste, hier was sie konnte; jenes ist wichtig, dieses anziehend.

Ob sie selbst diese Unterscheidung machte, ob sie überhaupt eine feste Ansicht von der Verschiedenheit der historischen und der dichterischen Auffassung hatte, und deren Zeichen noch irgendwo anders fand, als in der prosaischen Rede und dem Verse, mag zwei-

felhaft sein. Wäre sie sich dessen ganz bewusst gewesen, würde sie diesen für die Darstellung von Thatsachen gewählt haben, die sie selbst als geschichtliche erlebt hatte? Denn eine Verkennung liegt allen diesen Versuchen zu Grunde, die neben dem volksthümlich sagenhaften Epos die Geschichte episiren wollen. Einen innern Unterschied des Werths der Stoffe in Legenden, Dramen und Gesten kennt sie nicht, mit keinem Worte weist sie darauf hin. Was sie auch an frommen subjektiven Gefühlen und Reflexionen hineinlegen möge, an dem Thatsächlichen, an den Charakteren ändert sie nicht wesentlich, selten hat sie kleinere Züge hinzugefügt. In den Legenden möchte einer der bemerkenswerthesten sein im Theophilus 13, den sie zu einem Manne macht, der aus dem siebenfachen Quell der Weisheit getrunken hat. Der Urtypus des Faust hätte demnach das entscheidende Zeichen der Wissenschaft, durch die er erst das wird, was er uns ist, durch Hrotsuit erhalten, im deutschen Norden, unfern der Stätte, wo er achthundert Jahre später seine höchste Dichterweihe empfangen sollte!

Möglichst bewahrt sie, wie oben gezeigt ist, den Wortlaut der Quelle, denn sie ist überzeugt, nur wirklich Geschehenes zu geben, die Menschen zu schildern, wie sie gewesen sind; meistens sogar heilige Geschichte, an der nicht zu zweifeln noch zu rühren ist, jede willkürliche Aenderung wäre Profanation und Eingriff in das Gebiet des Glaubens. Dem gegenüber schweigt natürlich die Kritik, sie bedarf ihrer nicht, denn alles steht von vorn herein fest. Sehr selten regen sich verwandte Bedenken bei ihr; eigentlich wüsste ich nur eine Stelle, wo sie dergleichen ausspricht, und da geschieht es um die Legende gegen die Legende selbst in Schutz zu nehmen. Dass ein Mann wie Gongolf ein Jagdliebhaber gewesen sein sollte, scheint seinem heiligen Charakter nicht angemessen und macht sie stutzig; zwar erzählt sie es, aber unter dem Vorbehalte, wenn eine *simulata vetustas* sie nicht mit zweifelhaften oder erfundenen Geschichten täusche. Eine Ueberlieferung, die ein höheres Alter in Anspruch nimmt, als ihr gebührt, giebt es also, aber nirgend sonst wendet sie diesen Gedanken auf den Stoff an. Denn auf jenen wunderbaren Vorgängen ruht ihre persönliche Hoffnung, ihre Zuversicht, hier knüpfen ihre Gebete an, sie verfliessen in Eines mit den Ereignissen, in denen sie göttliche Thaten und Wunder feiert. Man könnte also sagen, auch das Drama sei ihr nur eine andere lebendigere Art der historischen Darstellung, wenigstens das ihre, um seines Inhalts willen, während sie die Komoedien des Terenz als *figmenta* betrachtet.

Mit naiver Ahnungslosigkeit thut sie mehr als einen entscheidenden Schritt, den sie kaum gewagt hätte, wenn sie seine volle Bedeutung ermessen hätte. War es schwierig Geschichte im epischen Gewande zu geben, so hatte ihr doch ein solcher Versuch gewiss um so weniger Bedenken erregt, als es an ältern Beispielen nicht fehlte. Hier ermuthigten die klassischen Kaiserdichter, vor allen Virgil, dessen Verse ihr noch geläufiger waren, als die des Terenz. Sein *pius Aeneas* und dessen ritterliche Tugenden, das ganze römische Heldenpathos, stand der germanischen und christlichen Anschauungsweise um vieles näher. Auch für ihn geschehen Wunder, die Götter selbst setzen sich in Bewegung, und sind es auch falsche heidnische, der Grundcharakter des römischen Helden bleibt die Frömmigkeit, die Devotion, und die hatte er mit dem heimischen gemein. Sicherlich hielt die Dichterin seine Thaten nicht für *figmenta*, denn es war ja der Ahnherr der Kaiser, der gefeiert wurde. Neben Virgil stand Lucan, der den Begründer des Kaiserthums verherrlichte, und die Geschichte, die sich bei Menschengedenken begeben, in den Rahmen des epischen Gedichts gebracht hatte. Näher lagen die Nachbildungen der karolingischen Zeit, Angilbert, der in der epischen Schilderung Karls des Grossen den Ton glücklich getroffen hatte, während der spätere Poeta Saxo nur eine breite und nüchterne Paraphrase seiner Quelle gab. Ob Hrotsuit diese gekannt habe, mag dahin gestellt bleiben, obwohl einzelne Wendungen ihrer Charakteristik Heinrichs an die Karls bei Angilbert erinnern. Wenn sie diesen in der Anschaulichkeit nicht erreicht, übertrifft sie den andern bei weitem, von beiden unterscheidet sie sich durch den Glanz des Wunderbaren, den sie über ihre Darstellung verbreitet.

Viel schwieriger als die Uebertragung in das Epos, war es den historischen Gegenstand aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu versetzen, ihn vollständig von dem Hintergrunde der schlichten Erzählung abzulösen, und dem Leser so nah unter die Augen zu rücken, dass er zu sehen meint, was er durch das todte Wort empfängt. Die Gestalten mussten in frei sich bewegende verwandelt werden, Fleisch und Blut gewinnen, mehr als das, Seele musste ihnen eingehaucht werden, denn Leidenschaften sollen sie nicht nur aussprechen, sondern handelnd darlegen, um eine allgemeine Handlung hervorzubringen. Erfüllt von der Anmuth der Terenzischen Rede, wird Hrotsuit zur Reproduktion gezwungen, die leichte Form besticht auch darin das Urtheil, dass sie die täuschende Vorstellung einer ebenso leichten Nachbildung erweckt. Aber es ist ein seltsamer Widerspruch, in Wahrheit vermag die Dichterin ihrem Führer

nach keiner Seite hin zu folgen. Denn seinen Inhalt verabscheut sie, seine klassische Form kann sie nicht erreichen, darum beschliesst sie, aller Bewunderung ungeachtet, ihn zu bekämpfen. Es ist eine jener Anerkennungen, die mit Zuneigung und Unterordnung anheben, zu Nacheiferung und Ehrgeiz aufwachsen, und mit Kampf und Vernichtung enden.

Ein überaus kühnes Unterfangen war es, mit dem römischen Dichter auf seinem eigenen Boden wetteifern, ihn mit seinen Waffen schlagen zu wollen. Die sächsische Nonne von Gandersheim unternimmt es im zehnten Jahrhundert, lateinische Komoedien zu schreiben, wie der Freund Scipios zweihundert Jahr vor Christo! Ein grellerer Kontrast ist kaum denkbar. Es ist ein grosser Gegensatz, von dem auch sie ergriffen wird, der in verschiedener Gestalt zu allen Zeiten ein tief bewegender gewesen ist. Christenthum und klassisches Alterthum waren jetzt Bundesgenossen, mit einander bekämpfen sie das germanische Volksthum. Noch vor zweihundert Jahren hatten die Sachsen keine Ahnung von beiden gehabt, durch den Bruch der Nationalität hatte sich ihr Sinn anderen höheren Gütern geöffnet, erst dem Evangelium, dann der Litteratur. Einst aber waren auch die Bundesgenossen in heftigem Kampf gewesen, auf manchen Punkten schlossen Christenthum und antike Lebensansicht einander völlig aus. Mit dem Heil der Seele die Erkenntniss der Kunstform zu bezahlen, schien ein allzu hoher Preis, und doch war es nicht möglich, sie ohne Betrachtung ihres Inhalts zu studiren oder sich anzueignen. So konnte der Gedanke entstehen, sie mit einem reinern gottgefälligern Gehalte zu erfüllen. Diese Aufhebung des innern organischen Zusammenhangs von Form und Inhalt war aber zugleich die Zerstörung des klassischen Kunstwerks, in anderm Sinne eine Barbarei. Dennoch lag in diesem Verfahren zugleich etwas Höheres, die Ahnung, die Kunstform sei nicht ausschliesslicher Besitz eines Volks, einer Zeit, sondern ein Gut, zu dessen Theilnahme alle berufen seien. Dann aber, wenn so viele Geister sich an ihr heranbilden sollten, musste selbst die vollendete Form ihren Weg durch eine Reihe neuer Umbildungen nehmen.

Hrotsuit hatte eine solche Ahnung. In ihrem Versuche, diese Komoedien dem christlichen Leben dienstbar zu machen, liegt der Keim einer künftigen Entwicklung, der Jahrhunderte braucht, um zur Reife zu kommen. Zunächst für sich allein macht sie den Uebergang vom Epos zum Drama durch, äusserlich entdeckt sie es an der Hand des Terenz, innerlich fasst sie die Grundbedingungen unbefangen auf, so vollzieht sich in ihr ein Entwicklungsprocess litterarischer Kultur, von dessen Ahnung ihre Volksgenossen

noch weit entfernt sind. Darum musste sie in der Gegenwart einsam sein, aber der Zukunft ist sie ein Zeichen der Verheissung. Merkwürdig genug, dass es die That einer Frau war, keiner von allen Männern, die den Dichter lasen und bewunderten wie sie, war auf denselben Gedanken gekommen. Es war nicht bloss die Wirkung eines beweglichern, feiner organisirten Geistes, der Verschiedenartiges zu binden vermochte, es war eine schöpferische Idee, wie sie Frauen sonst ferner liegen. Mehr gehörte dazu, als ein nur wortgemässes Studium dieser Komoedien. Lebendige Auffassung, Fülle der Phantasie, formende und bildende Kraft waren nöthig, um nach diesen fremden Gestalten im Buche andere einzuführen, die nicht auf dem Boden der römischen, sondern der christlichen Vorzeit oder Gegenwart standen.

Welch ein Unterschied zwischen der Auflösung des häuslichen Lebens im spätern hellenischen Alterthum, dessen Zustände ja in Rom selbst verurtheilt worden waren, und den strengen sittlichen Geboten des Christenthums, dem schwerfälligen streitbaren Ernste der Germanen, denen die Familie, und in ihrem Mittelpunkte das Weib, ein unberührtes Heiligthum war. Ihnen konnten diese verschwenderischen Jünglinge, die ohne Ahnung eines kampffrohen Lebens, im Genuss schwelgen, nur verächtlich sein, die durchtriebenen Haussclaven und Parasiten, die dem *scurra* so nahe stehen, die geraubten Töchter, die nach vielen bunten Verwicklungen endlich im Hause des öffentlichen Lasters wiedergefunden werden, diese ganze Hetärenwirthschaft, das Alles musste ihnen nach der Grundstimmung des Volkscharakters ein Gegenstand tiefes Abscheus sein. Wenn dieser sittliche Unwille bezwungen und Terenz dennoch bewundert wurde, so war das der höchste Sieg der klassischen Form, die das Verwerfliche anmuthig erscheinen liess, und durch einen bisher ungekannten verführerischen Zauber nicht allein die Sinne, sondern auch die Einsicht bestach und das Gewissen umgarnte.

Dieser Gefahr glaubt die Dichterin wehren zu müssen und zu können. Heilige Stoffe bot die Legende in reichster Fülle. Der Nonne am nächsten war die Reinheit der Jungfrau, welche aus der Feuerprobe der Versuchung wie der Folterqualen gleich siegreich hervorgeht. Hatte der Komiker die weibliche Schwäche dem cynischen Gelächter seines Publikums Preis gegeben, so unternahm sie es, aus der Nacht solcher Schmach die Glorie der Tugend, die Herrlichkeit Gottes um so glänzender strahlen zu lassen. Aber freilich galt auch hier, wo viel Licht, ist viel Schatten; sie musste sich selbst mit der Darstellung des Lasters befassen. Dazu wirkte ein anderer Umstand mit, ein aesthetischer Grund. Sie sagt, sie

müsse dergleichen Dinge vorführen, das erfordere die *species dictationis*, oder wie sie es am Ende derselben Vorrede nennt, *dramatica series*. Zu dieser Gattung der Dichtung gehören also Liebeswahn und Liebesleid, eine Ansicht, die das Theater viel späterer Zeiten als unerlässliche Forderung in frivolerem Sinne aufgestellt hat. Hrotsuit konnte sie nur von dem lateinischen Komiker entlehnt haben, ihr waren diese Komoedien nicht die Arbeit eines Einzelnen, sondern das Drama überhaupt.

Manche Kritiker, namentlich Bendixen, sind der Ansicht, die Dichterin habe sich den Vorbildern des Terenz selbst in der Schilderung der Charaktere, im Gange der Scenen eng angeschlossen, so im Gallicanus der Andria; nicht zufällig sei es, dass eine ihrer Heldinnen Thais heisse. Maurice Meyer hat im Dulcitius und Calimachus Spuren der Casina und des Rudens des Plautus sehen wollen [1]). Davon habe ich nichts zu entdecken vermocht. Und auch die Parallele mit Terenz wird so weit kaum zu verfolgen sein. Allerdings, wenn den sechs heidnischen Komoedien ebenso viel christliche entgegengestellt werden, so kündet sich darin die Absicht unleugbar an. Es ist der Richtung des Mittelalters auf das Formale und Schematische in der gelehrten Litteratur ganz gemäss, man könnte daraus auf die Korrespondenz der einzelnen Stücke untereinander einen Schluss ziehen, jedes Terenzische Bild sollte sein Gegenbild haben. Wie die Andria mit einer Doppelhochzeit schliesst, so Gallicanus erster Theil mit dreifacher Entsagung. Im Eunuchen dringt unter der Maske desselben der Liebhaber in das Weiberhaus ein und erlangt was er will, aber der schwarzentstellte Dulcitius wird von den keuschen Jungfrauen abgewiesen. Abraham ist ein Heautontimorumenos, der die entlaufene Tochter aus der Welt mit eigener Gefahr zurückholt, während der Terenzische sich um den vertriebenen Sohn nutzlos plagt; der Hecyra steht die Sapientia als die rechte Mutter gegenüber. Doch bei den übrigen je zwei Dramen versagt die Parallelle ganz, bisweilen tritt in derselben gerade der volle Gegensatz der Zeitalter überraschend hervor, die Buhlerin Thais der klassischen Komoedie wird zur bussfertigen Magdalena. Aber den Namen fand Hrotsuit ja in der Legende, und von dieser ist sie in der Entwicklung des Stoffs allein abhängig, danach konnte sie an eine scenische Parallele mit Terenz nicht denken.

Zahlreich dagegen, wie sich gezeigt hat, sind die Reminiscenzen des Dialogs. Indess wie viel ihrer auch seien, Terenzisch ist er darum

---

[1]) *Etudes de critique ancienne et moderne* Paris 1850, bei Bendixen Das älteste Drama II, 9, An. 7.

ebenso wenig als der Hexameter Virgilisch. Er konnte es noch weniger sein als dieser. Gewiss hatte sie auch nicht die Absicht ihre christlichen Heldinnen in derselben Weise sprechen zu lassen wie die Hetaeren und Sclaven. Den erforderlichen Grad der Lebhaftigkeit und Natürlichkeit konnte sie durch solche dialogische Schlagwörter dem Gespräch geben, und war für die römische Konversation der Senar biegsam genug, das christliche Pathos erforderte vollere Töne, die eines tiefern erschütternden Eindrucks fähig waren. Diesen Forderungen sagte der schillernde Charakter der rhythmischen Prosa am meisten zu, sie war der gefügigste Ausdruck aller Stimmungen und Leidenschaften. Indem sie sich von jedem metrischen Zügel ungehemmt, in allen Rhythmen und Reimverbindungen bewegt, vermag sie die ganze Tonleiter, vom niedrigsten bis zum höchsten, zu durchmessen, und in jedem Momente, im Munde jeder Person, einen eigenthümlichen Ausdruck anzunehmen. Was in der Vereinzelung zufälliges Spiel scheinen könnte, wird in zusammenhängender Anwendung zur geeigneten dramatischen Rede.

Aber noch andere Kräfte kommen zur Geltung, bisweilen vielleicht ohne dass sie sich dessen bewusst war, fast gegen ihren Willen; desto stärker würde das unmittelbare Talent darin hervortreten. Um diesen merkwürdigen Produkten gerecht zu werden, wird man sich nicht auf ihren stofflichen Zusammenhang mit den Quellen beschränken dürfen, auch die Abweichungen sind zu beachten.

Indem die Dichterin die Erzählung in den Dialog umwandelt, muss sie die Handlung hier auf die wichtigsten Punkte übersichtlich beschränken, dort erweitern, an die Stelle der zusammenhängenden Rede muss die durchbrochene, für den Bericht der Thatsache deren gegenwärtiges Bild eintreten. Belege dafür bieten die oben angeführten Parallelstellen. Aus Gallicans monologischem Schlachtbericht ist ein anschauliches Schlachtbild, und ein bewegtes Wechselgespräch über Verlauf und Erfolg des Kampfes geworden, ebenso aus Konstantias berathendem Vortrage ihrem Vater gegenüber, und im zweiten Theil die Scene des Verhörs; während umgekehrt aus den wenigen Worten über die Heilung des Sohnes des Terentianus und seine Bekehrung durch die neuen Märtyrer Johannes und Paulus, ein Schlussakt geworden ist. Die thatsächlichen Abweichungen sind sehr geringfügig. Im Drama sind die beiden Pallastbeamten *primicerii*, in der Legende heisst nur der eine so, der andere *praepositus;* sie sind *fratres eunuchi.* Für die Hauptsache war das erste gleichgültig, das zweite widerlich störend, mit richtigem Takte hat es Hrotsuit beseitigt. Der Kriegsschauplatz, wo Gallican zuerst bela-

gert wird, ist Philippopolis, der Scythenkönig Bradam wird mit zwei Söhnen gefangen genommen. Dass Gallicans Hinrichtung in der ägyptischen Wüste erfolgt, nach einem Jahr der Verbannung in Alexandria, wird nicht erwähnt. Neben der wichtigsten Entwicklung hatten diese Einzelheiten keine Bedeutung.

Aehnlich in den andern Dramen. Aus der kurzen mitgetheilten Erzählung von der unglücklichen Werbung des Dulcitius, der statt der Jungfrauen das Kochgeschirr in seine Arme schliesst, und nun von Russ geschwärzt, überall verkannt wird, sind sechs Scenen geworden, 179—183. Zwei zwischen Dulcitius und den *milites,* mit denen er sein Verfahren gegen die Schwestern bespricht, eine dritte zeigt sie im Gefängnisse, während der Verfolger draussen sein Wesen treibt, dann dieser als Schreckgespenst, erst von seinen Begleitern verhöhnt, von den Thürhütern des kaiserlichen Pallastes gemisshandelt, endlich von seiner Frau als wahnwitzig begrüsst. Es sind individualisirende Ausführungen allgemein angedeuteter Züge, oder unmittelbare Darstellungen dessen, was die Erzählung stillschweigend voraussetzt, oder mit einem Worte bezeichnet. Verschwiegen dagegen wird zu Gunsten der einheitlichen Handlung, dass Diokletian die drei Schwestern mit andern gefangenen Christen nach Macedonien führt, und hier dem Praeses Dulcitius übergiebt. Wenn schliesslich die Verfolger der zuletzt übriggebliebenen Irene durch zwei Jünglinge, nicht *milites,* irre geführt werden, so ist diese Aenderung der Legende und dem Wunder durchaus entsprechend, 179, 188 [1]).

Ein reicher Stoff ist die Geschichte des Eremiten Abraham. Alles, was Hrotsuit bedurfte, Inhalt, Auffassung, fromme Hingebung, sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung fand sie vor, wie sie es brauchte. Kein geringer Beweis ihres richtigen Urtheils ist der Verzicht auf den ersten Theil, und die Beschränkung auf die Episode von der Rettung der gefallenen Sünderin Maria; denn hier erst erscheint der Heilige in vollem Glanze, sie gewann dadurch eine einheitlich abgeschlossene Fabel. Aus wenigen Worten oder weitläufigen Wechselreden ergeben sich die wirksamsten Scenen; die Exposition zwischen Abraham und Ephrem, das Gespräch mit dem Freunde, der ausgesandt wird, um den Aufenthaltsort der Gefallenen zu erkunden, endlich die Auffindung der Sünderin an der Stätte des Lasters, ihre Erweckung zur Reue und Zurückführung durch den Heiligen selbst. Nicht anders im Pafnutius. Die Aufsuchung der berüchtigten Buhlerin Thais, ihr Abschied von der Welt, die Ver-

[1]) Acta 2, 9; Acta SS. April I, 248, 250.

brennung ihrer Habseligkeiten, das Gespräch mit der Aebtissin, unter deren Aufsicht sie als Reclusa leben soll, sind Scenen, deren Motive die Legende nur in wenigen Worten enthält. Die Schulscenen sind ganz Hrotsuits Erfindung.

Von dem Wortlaute hat sie sich dagegen mehr losgemacht im Calimachus und Sapientia. Sie giebt den Buchstaben auf, um die Grundzüge der Handlung sicherer aufzufassen und, wo es die Darstellung fordert, anschaulicher auszuführen. Auch diese Episode war ein glücklicher Griff aus den weitläufigen Akten des Johannes. Die dogmatisch lehrhaften Reden des Apostels beeinträchtigen die Wirkung seiner Wunderthat, auch die übrigen Personen reden zu viel. Manches stark hervortretende Moment musste stillschweigend übergangen werden, so wenn Andronichus seine Frau Drusiana wegen Versagung der ehelichen Pflicht mit dem Tode bedroht. So sehr es der Verherrlichung der Jungfräulichkeit entspricht, so würde doch die Hineinziehung dieses Umstandes den Eindruck des Hauptkonflikts zwischen Calimachus und Drusiana geschwächt haben. Mit ekelhafter Breite wird im Original das Attentat im Grabgewölbe ausgemalt. Von einer weiteren Veranschaulichung dieser grauenhaften Versündigung an der menschlichen Schaam und Natur schreckten weibliches Gefühl und aesthetischer Takt entsetzt zurück; aber ein leidenschaftlicher Ausruf des Calimachus lässt ahnen, wie weit seine Raserei gehen könne, wenn das Wunder nicht dazwischen träte. Zugleich hat Hrotsuit der Haltung der Drusiana noch ein anderes Motiv untergelegt in den Worten: „Wenn ich die Anträge des Calimachus offenkundig mache, so entsteht um meinetwillen bürgerlicher Zwiespalt; verheimliche ich sie, verfalle ich den Schlingen des Bösen.“ Davon steht in den Akta nichts, aber es ist eine höchst glückliche Wendung. Eine andere Aenderung scheint einen mehr dogmatischen Sinn zu haben. Als der Apostel mit Andronichus die Gruft betritt, sieht er neben dem Grabe einen glänzenden Jüngling sitzen, in dem er den Heiland erkennt. Dieser befiehlt ihm, die Todten zu erwecken, und schliesst mit den Worten: „Sie werden Gott verherrlichen um meinetwillen!“ Auch im Drama ist es Christus, als Person im Dialog wird er unmittelbar *Deus* genannt.

In der Sapientia sind die Aenderungen nur formaler Art, es ist die Umsetzung einer breit vorgetragenen Martergeschichte in den Dialog, soweit das möglich war, der Stoff wird dadurch nicht berührt. Hrotsuit mag das gefühlt haben, darum hat sie die politische Scene zwischen Hadrian und Antiochus weiter ausgeführt, aber auch die übel angebrachte Schulepisode hinzugefügt.

Endlich drängte die Konsequenz der dramatischen Form zu kleineren Umgestaltungen und Einschaltungen hin. Uebergänge und Vermittelungen, Zwischenreden und Zwischenscenen, Motivirungen aller Art im Einzelnen waren unentbehrlich, wenn die Handlung im Flusse bleiben und verständlich werden sollte. Dazu gehören jene Scenen, wo die Hauptpersonen mit ihren Begleitern auftreten, den *principes* und *milites*. Es sind die unerlässlichen Vertrauten, denen gegenüber der Charakter in seiner eigensten Natur sich ungestört entwickeln, und die Beweggründe künftiger Handlungen ankündigen soll. Die Kunst ist, diese monologische Seelenentfaltung als bewegte, dialogische in Rede und Gegenrede darzustellen, und ihr dadurch Spannung und Theilnahme zu gewinnen.

Nicht in diesen Scenen allein, fast überall im Dialog hat die Dichterin eine sichere, männliche Hand bewährt. Er ist nicht wort- noch weniger bilderreich, er schreitet nicht auf dem tragischen Kothurn einher. Für die demüthigste wie die prophetische Stimmung, die von dem Hauche Gottes durchzogen ist, kennt sie nur einen Ausdruck, das monologische Gebet, das innerlichste Zwiegespräch mit Gott. Der gewöhnliche Dialog, in dem sich menschliche Ereignisse darlegen, soll vor allem natürlich sein, angemessen dem Charakter und seiner Situation. Man vergegenwärtige sich, wie die Kaiser Konstantin, Julian und Hadrian sprechen, wie die Männer am Hofe, Gallicanus, Dulcitius, Antiochus, wie die Kaisertochter oder die verfolgten Christen; selten hört man ein unangemessenes Wort, niemals zuviel, öfter wünscht man, die Reden wären minder knapp, epigrammatisch. Gegenseitig nehmen sie sich das Wort aus dem Munde, oft nur ein einziges, das sie einander zuwerfen, und doch lässt es die Stimmung deutlich erkennen.

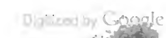
Doch wie können einem Dialoge, der aus Terenzischen Phrasen zu einer Hälfte, aus Anklängen mittelaltriger Legenden zur andern, zusammengesetzt ist, solche Vorzüge nachgerühmt werden? Eben das ist das Kennzeichen, diese Elemente seien durch eine schöpferische Hand gegangen, die sie ihrer widerstrebenden Eigenschaften zu entäussern, und für andere Zwecke brauchbar zu machen vermochte. Wo bei so viel Gebundenheit so viel Freiheit ist, wirkt eine ursprüngliche, eine umgestaltende Kraft, die man Talent, vielleicht Genie nennen kann. Ohne Hrotsuit über ihre Linie erheben zu wollen, wird es verstattet sein, Geringeres mit Höherem zu vergleichen, und, wie ohnehin geschehen ist, auf Shakspere hinzuweisen. Auch der grösste der modernen dramatischen Dichter hielt sich in der Behandlung seiner Histories aus nationaler Pietät durch die einfachen Quellen, die ihm jeden andern Apparat ersetzten, gebunden. Es

ist allbekannt, wie er der Chronik seines Holinshed folgte; seine gewaltigsten Charaktere, die Heinriche und Richarde, sind aus diesem Stoffe geschaffen, mitunter sprechen sie mit denselben Worten [1]). Doch welcher Unterschied der Gestalten hier und dort! welcher Abstand zwischen dem Chronisten und dem Dichter, die sich im einzelnen Worte unmittelbar berühren! Gerade hier offenbart sich der Genius.

Wer auf die historischen und litterarischen Grundlagen dieser Dramen soweit untersuchend eingegangen ist, hat wohl das Recht erworben, auch ein Wort über ihren Werth im Allgemeinen zu sagen, ohne den Vorwurf der Abschweifung von der einen, oder die Anklage eines Uebergriffs in die zünftige Aesthetik von der andern Seite fürchten zu müssen.

Ohnehin sind die Stimmen der Kritiker, aller geschichtlichen Anerkennung Hrotsuits ungeachtet, in diesem Punkte getheilt. Freytag spricht ihr die Fähigkeit der Individualisirung der Charaktere ab, er findet alle sprechen monoton, aus dem Standpunkte des Nonnenklosters, oft der Absicht des Dramas zuwider, es sei die Redeweise der Kinder, die Handlung ungeschickt. Prutz will die Komödien überhaupt nur Gesprächspiele nennen, ohne dramatischen Gehalt; F. Wolf meint, sie seien ohne Handlung und überschätzt; Lüntzel, gedankenleer und schlecht, und unter den Franzosen Dumeril, Hrotsuit mangele es überhaupt an Originalität. Also heute noch fehlt es nicht an Kritikern, welche ihr die *vilitas dictationis* vorrücken; aber sie hat nicht mehr nöthig ihr resignirtes *si nulli placet* — auszusprechen. Andere urtheilen anders, billiger, wie ich meine, gerechter, wenn auch bewundernd. Und könnte Bewunderung nicht ebenso gut gerechte Kritik sein? Die grösste Anerkennung hat sie bei den Franzosen gefunden. Die Kühnheit und Energie der Charakteristik wie des Dialogs rühmt Magnin, dem die französischen Kritiker fast alle gefolgt sind; ähnlich urtheilen unter den Deutschen Bendixen, Löher, Dorer, die höchste Bewunderung hat Klein ausgesprochen. Wer diese jüngeren Kritiker für enthusiastische Lobredner halten wollte, möge dagegen den alten Gottsched hören, der es der Dichterin verzeihen will, dass sie den Unterschied des Trauer- und Lustspiels, wie überhaupt die Gesetze des Dramas nicht gekannt habe; aber wer wollte das in der Finsterniss des Mittelalters verlangen? ihr vornehmstes Verdienst sei, sich nicht

[1]) Vgl. z. B. in Richard II. den grossartigen Eingang und den ergreifenden Schluss I, 1; V, 4, 5; in Richard III. III, 2, 4, 7 mit Holinshed und Hall in Delius Ausgabe der Werke Shaksperes III, S. II, VII; IV. S. IX, XIII.



also merklich von der schönen Natur zu entfernen, wie andere neuere Poeten, denen alles besser geräth, als das Gespräch. So urtheilt der verrufene steifleinene Kritiker, er hatte den Sinn für das ursprünglich Natürliche doch nicht ganz verloren. Dieses Mal wird man sich seiner Ansicht fast unbedingt anschliessen können.

Vor Allem kommt es auf den Masstab an, nach dem man das Urtheil bemisst. Wird Jemand diese urwüchsigen Dramen mit der bewussten Kunsthoheit der antiken Tragödie vergleichen wollen? Die Nonne von Gandersheim, als die älteste dramatische Dichterin Deutschlands, mit Lessing oder Schiller zu confrontiren, wäre lächerlich. Es giebt Erscheinungen, die sich dem Paragraphen des Handbuchs entziehen, eben darum sind sie genial, weil sie zunächst historisch individuell betrachtet und gewürdigt sein wollen. Wer findet, Fabel und Handlung seien ein dürftiges Gerippe, das die denkbar einfachsten Grundlinien darstelle, die Charaktere steif und eckig, die Sprache hart und wortkarg, das Ganze ohne dichterische Fülle und Pathos, der möge sich, wenn dem wirklich so wäre, der ältesten Gemälde italienischer und deutscher Schule erinnern. Sind jene alten Meister minder ergreifend, bisweilen grossartig, weil die Zeichnung inkorrekt, ihr Stil einfach, trocken, ja hart ist, weil er der Kunstkritik, die sich unter der Einwirkung späterer entwickelter Muster herangebildet hat, bald dürftig oder gewaltsam und abstossend erscheint? Auf die innere Einheit des Charakters kommt es an, auf den organischen Zusammenhang von Inhalt und Form; die grösste in sich selbst korrespondirende Einfachheit der Darstellung kann die höchste Wirkung erreichen, vielleicht ohne dass der Dichter selbst es ahnt, während das ästhetische Flickwerk, alles Aufwandes bewusster Kraft ungeachtet, todt zu Boden fällt. Diese hohe Ursprünglichkeit, diese innere unmittelbare Einheit ist der Charakter Hrotsuits.

Dennoch, könnte man einwenden, haben diese Komödien eine sehr bewusste Absicht, und zwar überall dieselbe, schon darum seien sie nothwendig monoton. Auf dem Gebiete des Dramas ist monoton so viel als kraft- und wirkungslos, und darum schliesslich geistlos. Aber wie man die Absicht versteht und durchführt, das ist das Wesentliche. Hrotsuit hat eine solche, und nicht offener, unbefangener kann man sie ankündigen. In dem einen Worte liegt sie, zeigen zu wollen, wie die Wunder Gottes in dem Schwachen sich am mächtigsten offenbaren. Zunächst gilt ihr das in dem Sinne der mittelaltrigen Askese, in der Behauptung der Virginität erscheinen diese Wunder vornehmlich. In dieser einseitigen Form fand die damalige Zeit, die sich von einer fast ungebrochenen Naturge-

walt beherrscht fühlte, den greifbarsten und ergreifendsten Ausdruck gewisser Grundgedanken des Christenthums. Seine grosse weltüberwindende und umbildende Macht, die Pädagogik, die es an der Menschheit ausüben will und soll, trat in diesen Menschen und Kämpfen am deutlichsten hervor. Die harten Gegensätze sollen überwunden werden, um sich bewusst und doch friedlich, gelöst und doch gebunden, wieder zu finden in dem grossen einigen Grundakkorde eines nun offenbar gewordenen göttlichen Weltgesetzes. Von der Ahnung dessen ist Hrotsuit durchdrungen, sie in verschiedenen Ausdrücken und Gestaltungen kund zu geben, ist die Absicht ihrer Gedichte und Dramen. Dem Geiste, der Idee Gestalt und Körper zu geben im Einzelnen, das ist die Aufgabe aller Kunst. Aber sie soll lebendig werden in den Gestalten; wo sie dem Stoffe äusserlich sich anhängt, wie der Fabel die Moral, wo sie die Charaktere zu allegorischen Figuren macht, da vernichtet sie die dichterische Wirkung, und mit ihr sich selbst.

Hrotsuits dramatische Gestalten sind keine steifen, keine eckigen Figuren, denen Spruch oder Name, wie auf ungeschickten Bildern, aus dem Munde schriftlich hervorgehen, damit Jeder sogleich wisse, woran er sei, was er zu erwarten habe. Wie sie selbst gewiss keinen Augenblick zweifelte, Menschen darzustellen, so hat sie dieselben auch in Wirklichkeit vorgeführt, keine verblassten Schemen, keine Drahtpuppen, sondern Menschen, wie sie sie gesehen hat und kennt, bewegt von den Empfindungen, den grossen Gedanken, die ihre Zeit, die sie selbst erfüllen. Nachahmenswerthe, erreichbare Vorbilder wollte sie aufstellen, gewiss keine Ideale der Phantasie, denn es waren ja historische Gestalten, die Handlung keine Erfindung, sondern unerbittliche Thatsache. Und mit wenigen Ausnahmen haben sie Fleisch und Blut, und ebenso wenig sind sie monoton. Gallicanus und Konstantin, Agape und ihre Schwestern, Drusiana sind zwar Helden und Heldinnen der Askese, aber Maria und Thais Sünderinnen, im Laster tief versunken, Paulus und Johannes, die Töchter der Sapientia, fallen für das Bekenntniss.

Von gleichem Werthe sind die Dramen durchaus nicht. Ohne Zweifel ist das letzte, Sapientia, das schwächste; dies ist in der That monoton. Abgesehen von der breiten Schulepisode, die auch in der Absicht eingefügt scheint, um den Tyrannen Hadrian in der demüthigen Stellung eines unwissenden Schulknaben den Schlachtopfern gegenüber zu zeigen, ist kaum von Fabel und Entwickelung der Handlung zu sprechen. Von vorn herein ist Alles entschieden. Die Frauen, die zum Götterdienst zurückkehren sollen, sind im Lei-

den unerschütterlich, der Kaiser, in den Mitteln ihren Widerstand zu brechen, unerschöpflich. Endlich erlahmt er doch. Es ist eine einzige grosse Marter- und Qualscene, die in sinnlicher Darstellung gedacht, nur grässlich und zugleich langweilig genannt werden muss. Auf der einen Seite die erfolglose, und darum ermüdende Steigerung furchtbarer Mittel, auf der andern die Unüberwindlichkeit einer abgeschlossenen Ueberzeugung; hier giebt es keinen innerlichen Kampf, keine Bewegung. Auch wird das einfach menschliche Gefühl beleidigt durch den Triumph der Mutter, die drei Töchter zur Schlachtbank führt, und selbst am Leben bleibt, um den neuen Heiligen eine Stätte zu bereiten und sie im Chore der Seligen anzurufen. Doch dieses Martyrium ist nicht Hrotsuits Erfindung, die Legende berichtet so. Danach schwankt, wie diese und der Stoff überhaupt, das Drama zwischen Geschichte und Allegorie. Die Schulweisheit, mit der die Hauptperson Sapientia ausgestattet ist, scheint ihrem Namen wie Charakter entsprechen zu sollen, nicht minder die Haltung der Töchter Fides, Spes und Charitas. Somit wäre es ein erster Vorläufer der späteren Moralitäten. Das ist die eigenthümlichste Seite dieses Dramas, aber die litterarische Bedeutung der Dichterin würde viel geringer sein, wenn sie nur dieses, oder nur in dieser Art geschrieben hätte.

Ganz anders steht es mit den andern.

Zugleich ist Sapientia eine mattere Wiederholung der zweiten Hälfte des Dulcitius. Wie dort drei Schwestern vor Hadrian, stehen hier Agape, Chionia und Irene vor dem Tribunal Diokletians, um ebenfalls als Märtyrer zu enden. Die Gerichtsscene bildet nur den Schluss, die Folterqualen hat sich Hrotsuit erlassen, alles verläuft rascher. Aber der Schwerpunkt liegt auch, wie der Titel ankündet, in Dulcitius, dem vom Kaiser bestellten Richter. Dort wird Hadrians Unwissenheit verspottet, hier ist Dulcitius selbst zur komischen Person geworden, Gegenstand nicht allein des Abscheus, sondern des Gelächters, der Verachtung. Da er als Richter den gefangenen Jungfrauen Gewalt anthun will, wird er mit Verblendung geschlagen, statt ihrer umarmt er im Küchengelasse russgeschwärzte Kochtöpfe und Schüsseln mit Inbrunst. Daraus ergeben sich einige höchst drastische Scenen, in denen sich der Sinn für das Komische, der sonst bei Frauen selten ist, bekundet. Dass er ihr nicht fehlte, hat sie schon in dem fast allzu starken Wunder am Schlusse des Gongolf bewiesen, das unauslöschliches Lachen erregt. Der klösterliche Ernst hinderte sie nicht am Gebrauche des Kontrasts, und mit Geschick hat sie ihn zur Verherrlichung ihrer Heldinnen verwendet.

Die Handlung ist minder skizzenhaft, Personen und Zustände treten klarer in den Vordergrund.

Eine zweite Gruppe bilden die Stücke Abraham und Pafnutius, welche dieselbe Fabel von der Rettung der gefallenen Sünderin durch den heiligen Anachoreten darstellen. In der Ausführung sind sie den beiden ersten weit überlegen, mit einander verglichen, von sehr verschiedenem Werthe. Denn Pafnutius ist ein matteres Abbild des Abraham. Fast Scene für Scene verlaufen sie in derselben Weise, wo jener abweicht, ist es keine Verbesserung. Die Sünderin wird gesucht, an der Stätte des Lasters in der grossen Stadt gefunden, ihre Reue erweckt, sie selbst zur Busse in die Klause geführt. Aber Pafnutius hat zur Buhlerin Thais keine persönliche Beziehung wie Abraham zu Maria, sie ist ihm weder anverwandt, noch seine Pflegetochter, für deren Seelenheil er mit dem seinen einstehen will, deren Abfall ihn demüthigt, weil er sieht, wie wenig seine Erziehung gefruchtet habe, wie der Keim des Bösen aus dem lautersten Boden alles Andere erstickend, emporwuchern könne. Pafnutius dagegen fühlt sich durch eine Art Offenbarung berufen, die Sünderin, die ihm der Typus des von Gott abgefallenen Menschen ist, zu bekehren. Um das seinen Schülern klar zu machen, führt er sie durch den langen Umweg des Quadriviums und eines scholastischen Repetitoriums, das mit der Aufforderung schliesst, ihm mit Gebet zur Seite zu stehen, damit er nicht den Schlingen des Bösen verfalle. Als Exposition ist diese Scene ungeschickt, und ihrem Inhalt nach dem Stücke fremd. Sie kontrastirt sonderbar mit der Schlussepisode, in der vor dem Tode der reuevollen Reclusa einem Schüler des h. Antonius in der Wüste eine himmlische Vision zu Theil wird, über die eine Stimme von Oben ihn belehrt, nicht dem heiligen Anachoreten, sondern der Meretrix Thais gelte diese Glorie. Ihre Busse ist beendet, der Himmel öffnet sich, sie tritt in den Chor der Heiligen ein. Darin liegt mehr als die blosse Vollendung der Sühne, es ist der Gedanke, im Himmel sei mehr Freude über einen geretteten Sünder, als über neun und neunzig Gerechte. Die Dichterin wollte ihn sich um so weniger entgehen lassen, als er den Schlusstein ihres Lieblingsthemas bildet, die Flecken der Schande können getilgt, selbst die verlorene Jungfräulichkeit durch wahre Reue und Busse wiedergewonnen werden, nachdem alle irdische Schlacken abgefallen sind. Aber allerdings dem dramatischen Ausdruck will sich der Gedanke an dieser Stelle nicht fügen. Der Verlauf der Handlung ist unsicher, die Charaktere minder bedeutend.

Menschlich wahr, voll tiefer Empfindung erscheint Abraham, er selbst steht innerhalb des Konflikts zwischen einer göttlichen Mission

und dem irdischen Antheil an der Sünde, aber siegreich geht er daraus hervor, und wie der gute Hirte entreisst er mit eigener Gefahr dem Dornengebüsch in der Wüste das verlorene Lamm, und führt es zur Heimath zurück. Mehr als Thais ist Maria wahrer Magdalenencharakter. Nachdem man sie zuerst gesehen in der Reinheit kindlicher Unschuld, wird ihre reuevolle Umkehr motivirter, glaublicher, es bedarf keines willkürlichen Eingreifens, der ursprüngliche Zug ist es, der wieder durchbricht. Mit vieler Einsicht ist die Scene der Verführung, die in einem modernen Drama ohne Zweifel einen breiten Raum einnehmen würde, übergangen, man hört nur davon. Aber um so wirkungsvoller treten die Folgen hervor, indem Maria als gesuchte Schönheit in dem glänzenden Elende eines öffentlichen Hauses erscheint. An jeder Rettung verzweifelnd, hat sie sich dem Laster in die Arme geworfen. Spannend ist Abrahams Eintritt in der Maske des Ritters, einfach, ergreifend, in einzelnen Wendungen tiefsinnig das folgende Gespräch. Nicht allein beide Charaktere, auch das Talent der Dichterin ist hier auf seiner Höhe; dass die Scene zu dem besten gehöre, was in diesen Dramen gegeben wird, darin sind fast alle Beurtheiler einig. Ebenso naturgemäss entwickelt sich die Handlung, keine überflüssige Episode, keine Wunder, kein gewaltsames Eingreifen, sicher abgegrenzt nach allen Seiten, verbindet sie Einfachheit und Spannung.

Endlich noch Calimachus und Gallicanus. Sie paaren sich nicht wie die andern, jedes hat seine gesonderte Stelle.

Zur höchsten dramatischen Wirkung steigert sich Calimachus. Nicht die Verführung, die Liebe als gewaltigste Leidenschaft tritt in den Kampf, nicht sowohl mit der Ehe, als der Jungfräulichkeit. Nicht als Verführer erscheint Calimachus, als Mann erregt in den Tiefen der Leidenschaft, bereit mit höchster Anspannung aller Kräfte, wenn es sein muss mit dem Schwerte, den Besitz, den er mit voller Gluth der Seele wünscht, zu erobern. Er ist Heide, jung, schön, mächtig, selbstsüchtig, gewaltthätig, nichts liegt ihm ferner als Entsagung; mit Gewalt soll Drusiana die seine werden, wenn sie sich nicht willig ergiebt. Hineingeschleudert in den Konflikt zwischen Bürgerkrieg und sittlichem Fall, vor dem weder der Gemahl noch der Apostel sie bewahren kann, weiss diese ihn nur durch das letzte Mittel zu heben, den Tod. Nicht zum beliebten Dolche greift sie, aber sie bittet Gott um den Tod, und um ihrer Reinheit willen wird sie erhört. Da Calimachus sie in der zum Verbrechen gesteigerten Raserei selbst jenseits der Schwelle des Irdischen erfassen will, wird auch ihm ein plötzlicher Tod, aber zunächst zur Strafe, doch vernimmt er den tröstenden Ruf: „Stirb, auf dass du lebest!“

Da erscheint der Apostel, durch eine Offenbarung berufen, zur Ehre Gottes die Todten zu erwecken. Calimachus und Drusiana kehren ins Leben zurück, jener um es als ein höheres zu beginnen. Nur der heidnische Wächter, der mit ihm gestorben war, durch so viel Wunder gewissermassen erdrückt, zieht solcher Erweckung den Tod vor. In der Wiedergeburt des Lebens löst sich der Konflikt. Schlag auf Schlag, in wachsender Stärke, entwickelt sich die Handlung; wild und stürmisch treibt Calimachus vorwärts, in stiller Reinheit tritt Drusiana ihm entgegen, ernst, gross, versöhnend steht über ihnen der Apostel. Ich halte dieses für das beste der sechs Dramen.

Ganz anderer Art ist Gallicanus. Schon äusserlich unterscheidet es sich durch grössern Umfang, die Handlung ist reicher, wechselvoller, mehr als die andern geht dieses ins Einzelne. Es zerfällt in zwei Theile, die am Schluss des ersten durch die auch sonst an dieser Stelle eintretende Doxologie und das übliche Amen unterschieden werden; aber es sind nicht zwei verschiedene Stücke, wie man gemeint hat. Dafür spricht das beiden gemeinsame Argument und der eine Name. Jeder Theil ist ein in sich geschlossenes Ganze, verbunden werden sie durch das Schicksal Gallicans und seiner Bekehrer Johannes und Paulus; die im ersten angesponnenen Fäden laufen im zweiten Theil vollständig ab. Im Begriff dem oft besiegten Feinde zu erliegen, wird der ruhmreiche Feldherr Konstantins, Gallicanus, dessen Heidenthum bisher durch seine Unentbehrlichkeit entschuldigt ward, Christ auf den Rath jener beiden, und durch ein Wunder zugleich Sieger, um dann, der Hand der Kaisertochter, um die er geworben, entsagend, sich selbst zu besiegen und wie sie einem keuschen und beschaulichen Leben zu widmen. Der zweite Theil zeigt den Rückschlag des Heidenthums. Der abtrünnige Julian schont an seinem Hofe nicht die Christen, wie einst Konstantin den Heiden Gallican; vielmehr büssen erst dieser, dann Paulus und Johannes ihr Bekenntniss mit dem Tode. Darauf treten diese in den Vordergrund, das Wunder auf ihrem Grabe bekundet sie als Heilige, und macht den Schluss des Ganzen. Mit Recht heisst es Gallicanus, denn er ist die Hauptperson, die Handlung dreht sich um seine Bekehrung, während er selbst deren erster Träger ist, wirkt er noch nach dem Tode fort, und da er als Opfer fällt, können seine Bekehrer dem gleichen Schicksale nicht entgehen.

So entfaltet sich hier das dramatische Leben in reicherer Fülle, der handelnden Charaktere sind mehr, sie sind schärfer ausgeprägt, die Motive deutlicher, die Umrisse, wenn nicht kühner als im Calimachus, doch grösser. Politischer Rath und vertrautes Zwiegespräch,

Schlacht und Sieg, Triumph und Fall wechseln, Furcht und Hoffnung, Glaube und Zweifel, Liebe und Entsagung kämpfen mit einander, die verschiedensten Töne werden angeschlagen, um sich in dem endlichen Siege des Christenthums zu lösen, von dem die Feinde, selbst wider ihren Willen sich ergriffen fühlen, in dem Augenblicke, wo sie gegen dasselbe das Schwert gezogen haben. Offen und männlich erscheint Gallicanus, würdig seines Kaisers, der obgleich Christ, dem Konflikte zwischen Christenthum und Staatsraison nicht entgehen kann; anschaulich verbindet die Tochter Konstantia mit der Frömmigkeit die politische Klugheit des Weibes.

Dem ästhetischen Werth nach würden diese Dramen in zwei Gruppen zerfallen. In erster Linie stehen Gallicanus, Calimachus, Abraham, in zweiter Dulcitius, Pafnutius und Sapientia; die beiden letzten als abgeschwächte Wiederholungen schon behandelter Fabeln, doch das erste, sofern es ein komisches Element hat, nicht ohne Eigenthümlichkeit. Als vereinzelte Erscheinungen in einer litterarisch wenig produktiven Zeit würden auch diese merkwürdig sein, für die drei andern wird man hohe dichterische Bedeutung sicher in Anspruch nehmen können. Ein Kampf kommt darin zur Darstellung, wie er durch das Drama irgend erfordert wird, der Konflikt des Christenthums, das den Menschen ganz und unbedingt fordert, das in schroffen Formen auftritt; weil seine Berechtigung nicht allgemein anerkannt, sein Dasein selbst bestritten wird, muss es kämpfen gegen die Mächte, welche die Welt inne haben. So mit dem Staate, nicht allein in der Gestalt des verfolgenden heidnischen Kaiserthums, das sich der neuen Macht erwehren will, wie im Dulcitius, Sapientia und im zweiten Theile des Gallicanus; sondern im ersten zeigt sich, auch durch das christliche Kaiserthum wird der Friede nicht völlig hergestellt, auch jetzt noch ist die Möglichkeit des Zusammenstosses da mit den Forderungen des Staats, die er von den Grundlagen seines Daseins aus geltend macht. Im Calimachus ist es der Kampf mit der Gewalt einer nur sich anerkennenden Leidenschaft, im Abraham mit der gebrochenen Natur, die sich in ihrer einstigen Ueberkraft selbst zerstört hat, und nun hoffnungsloser Verzweiflung ergiebt. In der Verschiedenheit dieser Motive liegen nach heutiger Bezeichnung die Anfänge des historischen wie des Familiendramas, jene im Gallicanus, diese in den beiden andern.

Gedanken, Gefühle und Erfahrungen dieser Art waren den germanischen Stämmen zuerst durch das Christenthum gekommen, jetzt machte die dramatische Kunst einen kühnen Versuch, sie in symbolisirenden Bildern darzustellen. Wird man sich wundern können,

13*

wenn Hrotsuit sich ein eigenes Drama schuf? Auch sie muss das Laster darstellen, sie thut es ungescheut, sogar einen gewissen weltlichen Glanz sucht sie ihm zu geben, aber es soll nichts anderes sein als das Laster, während in der alten Komoedie unsittliche Verhältnisse herrschen und anerkannter gesellschaftlicher Zustand sind. Es sind typische Charaktere, aus deren Einwirkung aufeinander sich eine Menge bunter und schliesslich doch monotoner Verwickelungen ergeben, scharf begrenzte, fertige Figuren. Um so leichter sind sie auf einen engen Raum zu beschränken, und um so eher vermag die künstlerische Ausführung diesen Stoff zu beherrschen.

Anders die Charaktere der Helden des Christenthums. Sie sind nichts weniger als fertig, denn sie sollen wiedergeboren werden, sie unterliegen einem steten Kampfe und der Wandlung bis sie das Ziel erreicht haben, sie ringen nach Vollendung, und erringen sie mit Hülfe einer Macht, die sich in ihnen selbst offenbart, sie entwickeln sich in und durch die Handlung. Mithin muss diese eine andere Bedeutung erhalten, mit grösserer epischer Breite als im alten Drama eintreten. Sollte aber die Entwickelung des Charakters durch die ganze Stufenreihe verfolgt werden, so liessen sich die einfachsten Grundlinien der Handlung nicht mehr festhalten, am wenigsten Einheit der Zeit und des Orts.

Keine Frage, auch die Einheit der Handlung hat Hrotsuit, namentlich in den schwächern Stücken, nicht gewahrt. Die Episoden und Abschweifungen sind ästhetische Fehler, die eine entwickelte Kunst vermieden hätte. Der Gedanke, Zeit und Ort zu wahren, ist ihr gar nicht gekommen, das will ihr selbst Gottsched verzeihen, einfach geht sie dem Stoffe nach. Zwischen beiden Theilen des Gallicanus ist mindestens ein Vierteljahrhundert verflossen, auch während des ersten eine längere Zeit. Das Heer zieht aus, schlägt den Feind und kehrt heim. Auch Calimachus erfordert mehrere Tage. Im Abraham ist Maria zuerst sieben Jahr alt, zwanzig Jahr später kommt sie zu Falle, zwei Jahre nachher wird sie aufgefunden und zurückgeführt, es verfliessen also während des Stückes mehr als zwanzig Jahre. Die Dichterin hat nicht das mindeste Bedenken, unter den Augen des Lesers das Kind zur Jungfrau aufwachsen zu lassen. Ebenso mit dem Schauplatze. Rasch wechselt die Scene, sei es das Kaisergemach, das Gefängniss, die Strasse in Rom oder das Schlachtfeld im Scythenlande, Haus oder Grabgewölbe, die Zelle des Einsiedlers in der Wüste oder das Lupanar in der grossen Stadt. Wie sie ihre Gestalten auf allen Wegen begleitet, hat sie das unbedingte Vertrauen zur Phantasie des Lesers, er werde ihrer Leitung in alle

Verwicklungen und Lagen unbedingt folgen. Auf diesem Glauben ruht eine Grundkraft und der Erfolg der Poesie.

An dieser Stelle ist endlich noch eine Frage zu berühren, bei der es Staunen erregen könnte, dass sie überhaupt aufgeworfen sei, nach der theatralischen Darstellung der Dramen. Schwerlich würde es geschehen sein, wenn Magnin mit seiner Gelehrsamkeit auf dem Gebiete dieser Litteratur, und der vollen für das Theater so lebhaft erregten Phantasie eines Franzosen, sich nicht ihrer bemächtigt und sie nach Villemains Vorgang entschieden bejaht hätte [1]). Ihnen ist mit grossem Aufwand feuilletonistischer Genremalerei Ph. Chasles gefolgt, der von einer Verwandlung der Kirche zu Gandersheim in eine Bühne, von Rollenvertheilung, Kostümen, Vätern und Brüdern der darstellenden Nonnen hinter den Koulissen, mit staunenswerther Lebendigkeit phantasirt [2]). Durch ihr Beispiel sind Bendixen, der wenigstens auch von Zuschauern spricht, und die Didaskalien gelten lässt [3]), Löher [4]), Dorer [5]) bestimmt worden, während Klein zwar Magnins Gründe verwirft, aber doch den Gedanken der Darstellung festhält. Was Magnin dafür geltend gemacht, ist freilich unhaltbar, wie schon Dumeril und Ferd. Wolf nachgewiesen haben [6]). Es sind die Didaskalien, deren zwei er im Gallicanus gefunden zu haben meinte, und eine Stelle im Calimachus. Die Töchter des Gallicanus sollen bei der Konstantia eingeführt werden; *introducuntur honorifice* liest zwar die Handschrift 153, aber schon die alte Hand des elften Jahrhunderts verbesserte *introducantur*, und ihre Korrekturen sind fast überall zutreffend. So auch hier, es sind Worte der Konstantia. Als Gallicanus mit seinem Heere Rom verlässt 155, sagen die Tribunen: *Praecede, collectim comitantur;* Magnin dachte die beiden letzten Worte als scenische Anweisung. Aber auch dies ist ohne Zweifel ein Schreibfehler für *comitamur,* den der Korrektor übersehen hat; *comitantur* stände sonst ohne Subjekt da. Nicht besser steht es um die dritte Stelle 200. Als im Calimachus Gott selbst dem Johannes und Andronichus erscheint, ruft dieser aus: *Expavete!* Dies als vorbereitender Aufruf zum Er-

---

1) Théâtre de Hrosvitha S. 457; Bibliographie universelle LXVII, 392.

2) Naissance du drame chrétien, Etudes S. 245.

3) Das älteste Drama in Deutschland, I, 13, 28.

4) Wissenschaftliche Vorträge, gehalten zu München, S. 489.

5) Rosvitha S. 88.

6) Origines latines du théâtre moderne, S. 17; Blätter für litterarische Unterhaltung 1848, S. 1204. Ebenso urtheilt auch Schack, Geschichte der dramatischen Litteratur in Spanien I, 46.

schrecken von der Bühne herab an die Zuschauer gedacht, müsste geradezu lächerlich wirken, und wäre sicherlich keine Didaskalie. Ebenso wenig passt es im Munde des Andronichus als Aufforderung an den Apostel gerichtet, weder im Plural, noch wie Dumeril vorschlug, *expave te!* reflexiv; allein ist es mit F. Wolf ebenfalls als Schreibfehler zu nehmen, und zu lesen *expaveo*, dann ist alles in Ordnung. Somit fallen diese angeblichen Didaskalien in sich zusammen. Auch sonst fehlt es an jeder Andeutung, die auf den Gedanken einer Darstellung leiten könnte. Eben weil Hrotsuit ihn nicht im Entferntesten hatte, ging sie rücksichtslos mit Zeit und Ort um. Sehr richtig bemerkt Dumeril, alle Bezeichnungen, die sie für ihre dramatische Thätigkeit gebraucht, deuten auf Schreiben und Lesen, *dictare, dictatio, designare, lectitare, opusculum, series,* während das *recitabantur,* mit dem sie auf Terenzs Komoedien hinweist, für diese die Voraussetzung einer recitirenden Darstellung verräth[1]). Kaum begreiflich ist es, wenn deutsche Gelehrte durch Villemains, Magnins und Chasles' witzig komische, aber ernst gemeinte und grundverkehrte Parallele mit den Aufführungen zu St. Cyr sich haben verleiten lassen, dergleichen Phantastereien zu wiederholen. Gandersheim und St. Cyr, Oda und Madame de Maintenon, Otto I. und Ludwig XIV! War es möglich, den Geist des zehnten Jahrhunderts in Deutschland so zu verkennen?

Diese Stoffe und Kämpfe, dramatisch dargestellt in dieser Weise, was ist es anders als das moderne Drama überhaupt? Darf man Hrotsuit seine Schöpferin nennen? Die erste Verfasserin der Zeit nach ist sie gewiss, ältere Dramen der Art kennt man nicht, dem Gehalte nach sind die ihren wahrlich nicht die letzten, aber die einzigen für lange Zeit, nach dem gesammten Bildungsstande des Volks, nach der nicht volksthümlichen Sprache, in der sie schrieb. Grundverschieden von ihren Versuchen, viel jünger sind die Anfänge des spätern Dramas, eines langen Weges bedurfte es, um wieder auf den Punkt zu kommen, wo sie einst gestanden hatte; nur langsam liess

[1]) Klein, Gesch. d. Dramas III, 679. Wenn ein Grund für die Darstellung in den Worten der Vorrede 138 liegen soll: *Dulcia colloquia eorum, quae nec nostro auditui permittuntur accumodari dictando mente tractavi,* indem man mit Barack hinter *permittuntur* interpungirt, und *dictare* in dem Sinne von *recitare* nimmt, und übersetzt „dem Vortrage anzupassen mich bemühte;" so würde das auch nach freierem Sprachgebrauch heissen müssen *accommodare dictando,* während andererseits die beiden Passiva *permittuntur accomodari* sich gegenseitig ergänzen. Auch sagt Hrotsuit sonst *imitari, comprehendi, texere dictando,* stets mit dem Ablativ; auch von den Legenden braucht sie es, und *dictatio*, *dictatiuncula* als Schrift gedacht, stellt sie dem Terenz entgegen.

sich diese Sicherheit und Kühnheit in der Behandlung gewinnen, aber dann, und darin lag der grosse Fortschritt, war es in der Volkssprache. Mancher Schritt war nöthig, bis sich aus der liturgischen Recitation und den Wechselgesängen des Evangeliums in der Passionszeit, eine Art kirchlicher Darstellung, aus dieser das Osterspiel und Mirakel, endlich das frei gestaltete Drama erhob. Lange blieb es bei den elementaren Anfängen der Wechselreden, breiter Dialog, ohne Ahnung seiner Natur, der Charakteristik individueller Gestalten, der Handlung und Verwickelung. Hrotsuit dagegen meidet den Wortschwall, das rhetorisirende Pathos, sie wird skizzenhaft, auf das Nothwendigste beschränkt sie sich, um nichts Fremdes hinzu zu thun, aber das ist, wenn es den rechten Ausdruck findet, das wirksamste. Auf dem Pfade, den sie gegangen, ist ihr Niemand gefolgt, er ist verwachsen und verloren, der Wald, aus dem sie, gleich einer zauberhaften Erscheinung, herausgetreten ist, um darin wieder zu verschwinden, hat sich hinter ihr auf Jahrhunderte geschlossen. Oder wäre bis in das achtzehnte hinein in der Geschichte des deutschen Dramas Einer zu finden, der an gestaltender Kraft ihr nahe käme? Würde Jemand Lohenstein oder Cronegk ihr vergleichen oder vorziehen wollen?

Auch hat man die Vergleichung an einer andern Stelle gesucht, bei Shakespere. Dazu hat nicht allein die Kühnheit der Behandlung, der feste Realismus mancher Charaktere, der mitunterlaufende Schulwitz Veranlassung gegeben, sondern Gallicanus, als grosse in zwei Theile wie die Historien zerfallende geschichtliche Tragödie, mehr noch die Parallele des Calimachus mit Romeo und Julia. Diese ist auffällig genug. Der plötzliche Tod des Liebespaares, die Scene im Grabgewölbe, das Wiedererwachen, der tiefe Blick des Apostels in diese Geheimnisse, das Alles konnte zu der Frage führen, ob hier ein historisch nachweisbarer Zusammenhang obwalte. Aber man kennt ja Shakesperes Quelle in Bandellos Erzählung und Brookes Gedicht; die apokryphen Apostelakten waren ihm schwerlich, die Gandersheimer Nonne gewiss nicht bekannt. Auch ist die Parallele so ganz zutreffend nicht. Bei Shakespere sind es Scheintod und Intrigue, welche die Parteien täuschen und das Liebespaar retten sollen, und um so sicherer verderben; bei Hrotsuit kann man den Parteikampf höchstens ahnen, nicht Pater Marcus, sondern der Apostel Johannes greift ein. Tod und Erweckung sind ein Wunder, das geglaubt werden soll, und Rettung und Lebenserneuerung der Hauptpersonen zur Folge hat; mithin sind Ausgangspunkt und Ziel andere. Es ist eine der eigenthümlichen Begegnungen verwandter Ideen, die in verschiedenen Zeiten und Voraussetzungen

sich fortspinnen und an einander erinnern, ohne von einander zu borgen.

Will man spätere Vergleiche herbeiziehen, möchte ich eher an die spanischen Märtyrer- und Heiligentragödien erinnern, in denen Kämpfe mit der nicht christlichen Welt vorgeführt werden; an Calderons standhaften Prinzen, der für die Kirche im Elend stirbt, an des Kreuzes Erhöhung, die Andacht zum Kreuze, wo leidenschaftliche Liebe und Todtenerweckung nebeneinanderstehen. Hier entsprechen sich die Grundgedanken, das Wunder, seine Verherrlichung, der Glaube daran, der Boden des mittelalterlichen Kultus ist ihnen gemeinsam; aber sehr verschieden sind auch sie. Was bei Hrotsuit einfach, natürlich, unmittelbar glaubensvoll erscheint, das ist bei Calderon, in einem litterarischen Zeitalter, oft allzu spitz ausgearbeitet. An die Stelle des alten Wunders ist das konventionelle, an die des Christenthums der Priesterglaube getreten, statt der unbeholfenen Sprache hört man den gewandtesten Vers, die spitze Phrase; der romanische Dichter des siebzehnten Jahrhunderts steht der sächsischen Nonne des zehnten gegenüber wie der Concettist dem Naturtalent.

Endlich bieten diese Dramen noch eine sehr realistische Seite dar, für diese Untersuchung eine der wichtigsten; sie sind Bilder, und darum Zeugnisse ihrer Zeit, je unbewusster, um so unmittelbarer und treuer. Der Dichter, bei aller Divination und Wandelungskraft, kann aus der geistigen Atmosphäre seiner Zeit nicht heraustreten, auch der grösste nicht; um wie viel mehr wird sich die Gegenwart geltend machen bei so naturwüchsigen Dramen wie diese. Ueberhaupt ist es die Art des Mittelalters, die Vergangenheit unterschiedslos in seiner eigenen Weise und in seinem Kostüm zu sehen. In unserer Anschauung des zehnten Jahrhunderts wird durch diese Scenen mehr als eine Lücke gefüllt.

Hrotsuit legt ihren Gestalten Worte in den Mund, die sie selbst gebraucht haben würde, wenn sie unter gleichen Verhältnissen an gleicher Stelle gestanden hätte. Wie man Mitgliedern des Herrscherhauses gegenüber sich auszudrücken habe, auch ohne ihnen näher zu stehen, dafür hat sie ein Musterbild in dem Briefe an Gerberg vor den Gesten gegeben. Mit aller Rücksicht, die eine Frau nimmt, wenn es sich um Rangverhältnisse handelt, sind Titulatur und Anrede gehalten; es ist der übliche Hofstil, in dem sie schreibt. *Illustris, regalis generositas, augustalis proceritas, excellentia* wird ihr beigelegt, Erlauchtheit, Königsadel, Herrscherhoheit; *hera, domna, almities* wird sie angeredet. Solcher *persona* gegenüber ist die demüthige Nonne *ultima ultimarum famula,* auf das

geflissentlichste drückt sie *obsequela venerationis* aus, ihre tiefste Verehrung und anhängliche dienstgewärtige Unterthänigkeit. In ähnlichen Phrasen wird in den Hofscenen der Dramen gesprochen. Als *Augustus, imperator, dominus, senior* werden die Kaiser Konstantin und Hadrian angeredet, *sacratissimus, gloriosissimus, famosissimus*, gewundener noch als *augustalis excellentia* und *almitas*, Konstantins Tochter als *domna, hera, imperialis hera, herilis filia*, Gall. 145, 147, 154, 155, Sap. 273, 276. Die Personen des Hofes versichern ihr *obsequium*, und wie Hrotsuit ihre *summa devotio mentis* betont, so hier: *tuae ditioni summa devotione nos subicimus*, sie bitten, die Fülle kaiserlicher Gnade möge ihnen bewahrt bleiben.

Woher stammte dieser Stil des Ottonischen wie des Hofes im Drama? Es waren wiederauflebende Erinnerungen des römischen Kaiserthums, man bewegte sich in einem Kreise, wo Eines das Andere hervorrief. Aehnliche Worte sind der Ausdruck ähnlicher Verhältnisse. Wie verschieden von den alten Kaisern die Ottonen sein mochten, in der gemeinsamen Herrscherstellung bleibt immer genug übrig, um durch solche Schilderungen in den Komoedien die Ottonische Zeit nach mehr als einer Seite zu beleuchten.

Artemia und Attica, die Töchter des Feldherrn Gallicanus, sind zur Tochter Konstantins beschieden. Sie begrüssen sie als kaiserliche Herrin und wollen adorirend vor ihr niederfallen. „Bleibet stehen!“ befiehlt jene und umarmt sie. Sie sprechen ihr *obsequium* und *devotio* aus, Konstantia verweist sie mit dieser *devotio servitutis*, also des kaiserlichen Dienstes, auf den, welcher seinen Sitz hat in der *aula* des himmlischen Vaterlands. Die Schwestern versichern diesen *praeceptis*, in allem Folge zu leisten, sei ihr Bestreben, die Prinzessin erklärt dagegen, das sei eine Antwort, dem freien Adel, der Würde der Sprechenden, auch ihrer *ingenuitas* angemessen. Man hört wohl, es ist ein feiner, hoher, frommer Cirkel, in dem man sich bewegt.

Keines dieser Dramen ist an höfisch politischen Zügen reicher und merkwürdiger, als Gallicanus, nächstdem die ersten Scenen der Sapientia und Einiges im Dulcitius. Dort erscheint Konstantin in der Mitte seiner *principes, milites* und des Hofstaats, unter denen der ruhmreiche *dux* Gallican und die Palastbeamten Paulus und Johannes hervorragen; neben Hadrian und Diokletian stehen ihre Berather, namentlich dort Antiochus. Alle bekennen sich zur *servitus, obsequium* des Kaisers. Wie das gemeint sei, erfährt man aus dem Munde des Johannes. „Sobald wir den Ruf der Herrin vernahmen, sind wir zum Dienste herbeigeeilt, *ad obsequendum*

convolavimus"; worauf die Versicherung folgt, durch solches *obsequium* werde man mehr erfreut, als durch das anderer. Jene beiden sind *Augustorum mancipati obsequio,* im Palaste herangebildet, *inhaerentes lateri,* modern Kammerherrn, Adjutanten, sie weichen nicht von der Seite des Herrschers, sie sind treu hold und des Dienstes gewärtig in jedem Augenblicke; Gall. 145, 146, 155, 168.

Gallicanus heisst *dux* und hat den Oberbefehl in dem gefährlichen Kriege gegen die Scythen, 145, 149, 157. Da er kurzhin so genannt wird, ist er minder in vorübergehender militairischer, als in politischer Stellung gedacht, als Volksherzog, wie Liudolf und Otto oder Konrad und Heinrich, die gelegentlich auch kriegerische Führer sind. Der bekehrte Gallicanus der Legende gründet, nachdem er seine Habe getheilt hat, zu frommen Zwecken vier Hospitien; bei Hrotsuit sind es *castella* 167, welche gegen die Abgesandten Julians, die sie für den Dienst des Kaisers in Besitz nehmen sollen, durch Wunder vertheidigt werden, wie sonst mächtige Lehnsmannen sich dem Herrn widersetzen. Durch glänzende Erfolge hat er die höchste Stufe in der Dienstreihe der Fürsten errungen, *primum inter principes, palatinos, dignitatis gradum.* Auch eine Beförderung in derselben wird angedeutet, doch ist sie von den Ansprüchen des Einzelnen auf Grund seines vornehmen Geschlechts nicht leicht zu trennen. Sapientia achtet zwar den Adel des Bluts gering, rühmt aber doch ihre Vorfahren als *eminentiores principes;* Gall. 146, 149, Sap. 273, 277.

Die Fürsten in ihrer Gesammtheit bilden im Staatsrathe des Kaisers die mächtigste Klasse, der nicht wohl zu widerstreben ist. Als Gallican im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit eine Belohnung fordert, die übergross scheint, ruft er das Fürwort der Fürsten an, und da diese sagen: „Es geziemt der kaiserlichen Würde aus schuldiger Rücksicht die Bitte zu gewähren", ist Konstantin, freilich nicht ohne innern Vorbehalt, bereit es zu thun. Die Fürsten sind sein Senat, was diesem das genehmste ist, wird er nicht verweigern; Gall. 146, 148. Es ist die in den Urkunden so oft erscheinende Intervention dieses oder jenes Grossen. Allgemeiner sind die *principes* auch gleichbedeutend mit *milites, palatini.* In bedrohliche Konflikte mit diesen Mächtigen kann der Kaiser gerathen. Er betheuert, das Höchste gewährt zu haben, seine *familiaritas,* Gallican fordert mehr, auch als Lohn künftiges Dienstes; die Hand der Kaisertochter macht er fast zur Bedingung der endlichen Vernichtung der Reichsfeinde. *Appetit praemium ante insolitum!* ruft Konstantin aus; er weiss, die Gewährung ist unmöglich, denn seine Tochter will sich dem Herrn weihen. In einer geheimen

Unterredung mit dieser bekennt er seine ganze Rathlosigkeit; stimmt er dem frommen Wunsche der Tochter bei, so leidet er Schaden am Reiche, widerstrebt er ihm, an seinem himmlischen Antheil. Zwischen Politik und Kirche, öffentlichem Frieden und Seelenheil steht er in der Mitte. Konstantias fromme Diplomatie findet einen Ausweg; der siegreiche und doch entsagende Gallican wird endlich aufgefordert, in allen Ehren mit der Kaiserfamilie zu hausen *quasi gener Augustorum intra palatium,* Gallic. 150, 164. Wer erkennte nicht sogleich in Herzog Konrad das Ottonische Gegenbild? In jenem Manne, der in Rath und Heerbann einer der Ersten, die Gegner daheim niederhält, als unüberwindlicher Krieger ein Schrecken der Feinde draussen ist, der den ungewöhnlichen Lohn seiner Dienste wirklich empfängt, und als königlicher Schwiegersohn in der Pfalz den ehrenvollsten Sitz einnimmt, bis er fast zu mächtig wird? Wie oft mochte Otto, belästigt und gefährdet durch die wiederkehrenden Einbrüche der Ungarn, wie Konstantin von den Scythen, ausgerufen haben: *Taedet morarum!*

Ein anschauliches Kriegsbild geben die Schlachtscenen 155 ff. Gallicanus hat seine, *mei iuris milites,* die Mannen gesammelt, den Heerbann. *Convenite, congregamini, tribuni et centuriones, omnesque,* lautet sein Kommando, andere haben indess für das Gepäck gesorgt. Nachdem sie im Tempel den göttlichen Schutz angerufen, steigen sie zu Pferd, und *collectim,* rottenweise, setzen sich *exercitus, legiones* in Marsch. Aber die Feinde sind stark, das Treffen schwankt, man giebt sich verloren; da tritt eine Wendung ein, plötzlicher Schrecken ergreift jene, ihre Hand ist gelähmt, sie werfen die Waffen von sich, ein Wunder ist geschehen. Man erinnere sich der Vorgänge in den Schlachten von Lenzen, Bierthen und im Lechfelde. Der feindliche König ruft die Gnade des Siegers an, stellt Geiseln, und verspricht *servitus;* ein *census* wird ihm auferlegt, er und die Seinen sind nun *tributarii* und *foederati* des Reichs. Der Rückmarsch wird angetreten, beim feierlichen Einzuge strömen die *urbicolae* den Siegern entgegen, *insignia laudum ferentes.* Der erste Gang des Feldherrn ist in den Dom zum Dankgebete, dann stattet er dem Herrscher Bericht ab. Oft mussten ergreifende wechselvolle Scenen ähnlicher Art vorgekommen sein in den unaufhörlichen Kriegen mit Slaven, Ungarn, Dänen. Wie Gallican endlich sein Vermögen zu frommen Stiftungen vertheilt, hat es Gero gethan, als er des Kampfes müde, das Schwert am Altare niederlegt.

Die höchste Aufgabe ist, den Landfrieden zu erhalten, die *civilis concordia pacis,* das *beate vivere sub pace Romana, status imperii,* dem alles fern gehalten werden muss, was die Ruhe stören könnte.

Darin stehen dem Herrscher seine Getreuen zur Seite, wer auf die öffentliche Sicherheit Bezügliches vor ihm verheimlicht, ist *reus maiestatis.* Keine schwerere Beeinträchtigung des Friedens giebt es, als die *dissonantia observationis.* So etwa lassen sich Hadrian und Antiochus vernehmen in der politischen Unterredung, mit der Sapientia eröffnet wird. Freilich ist hier, wie Gall. 166 Dulc. 178 die *dissonantia* durch den Abfall der Christen von den alten Göttern veranlasst, aber das *avitos ritus deserere,* das *libero uti arbitrio,* das *leges sequi,* die nicht mehr gelten, hat einen allgemeineren Sinn, und ward im Ottonischen Reiche oft Quelle gefährlicher Zerwürfnisse. Auch brachte die Unterwerfung der widerwillig bekehrten Slaven fremde Elemente genug hinzu, da lag die *dissonantia observationis* im Heidenthum. In den Dramen sind solche Störer des Friedens die Palastbeamten Paulus und Johannes, Sapientia und ihre Töchter, Agape und ihre Schwestern. Am klarsten ist der Verlauf des Processes gegen die ersten 166 ff. Julian beräth mit den Consuln über den Ungehorsam der Christen, und sendet die *milites* aus mit dem Befehl, *nudate possessionibus propriis,* Einziehung ihres Eigengutes. Darauf werden Gallicans *castella* für des Kaisers *servitus* besetzt, er selbst verbannt, und Paulus und Johannes als Grosse des Reichs vom Kaiser im Palaste ins Verhör genommen. Da sie bei ihrem Sinne beharren, werden sie zum Tode verurtheilt, die *milites* dringen in ihre Behausung, der Befehl ist: *Stringite ferrum et interficite imperatoris rebelles!*

Auf minder hoher Stufe geht die Verhandlung gegen Agape und ihre Schwestern vor sich; sie stehen vor dem *praeses Dulcitius,* an dessen Stelle der *comes* Sisinnius tritt. Es ist das Gericht des Grafen, die Ungehorsamen werden in Fesseln gelegt und in Haft gebracht *in interiorem officinae aedem, in cuius proaulio ministrorum servantur vasa.* Mit diesem Zuge schildert Hrotsuit das Gefängniss 180, während es in der Legende nur im Allgemeinen bezeichnet wird als Ort, *in quo erant omnia utensilia culinae reposita*[1]). Sie hatte dabei ein Wirthschaftsgebäude im Vorhof der Pfalz im Sinne, entsprechend jenem Bilde, welches sie im Gongolf entwirft.

Ist das *palatium* ein gefürchteter Ort des schärfsten Verhörs und der Strafe, so für die, welche geehrt werden sollen, der Sitz höchster Auszeichnung, dem man sich nur in geziemender Weise nahen darf. Als Dulcitius' Attentat auf die Schwestern gescheitert ist, und er mit zerrissenem Gewande und geschwärztem Gesichte zur Pfalz eilt, um die erlittene Ungebühr zur Klage zu bringen, rufen die

---

[1]) Acta martyrii Agapes 4. Act. SS. Apr. 248.

Thürhüter 182: „Was will dies lumpenbedeckte Scheusal hier? Bringt ihn fort mit Faustschlägen! Werft ihn die Treppe hinunter!" während er wehklagt: „Ein Scheusal ich? Habe ich nicht ein glänzendes Gewand? strahle ich nicht am ganzen Körper?" Die *ingenuitas, claritas ingenuitatis,* die sich schon im Gesichte ausprägt und den Adel der Seele wie der *parentela* kund giebt, berechtigt zum Aufenthalte daselbst. Die Töchter der Edeln werden in der Pfalz unter den Augen des Königs bewahrt und durch ihn angemessen verheirathet; Gall. 154, 163, Dulc. 177, Sap. 277.

Die andern Dramen lassen Blicke in das Familienleben und die sittlichen Zustände thun. Wenn Calimachus die Frau des Andronichus mit wahnsinniger Liebe verfolgt, und endlich mit Gewalt droht, wenn diese Händel für die öffentliche Ruhe gefährlich werden, und Drusiana verzweifelnd sich den Tod wünscht, so giebt es auch dafür ein Ottonisches Seitenstück. Nach Thietmar[1]) lebt Ottos Tochter Liudgard mit Konrad in unglücklicher Ehe; obgleich viel gekränkt, duldet sie mit männlicher Kraft, den *honor innatus* zeigt sie in ihrer Haltung. Als sich ein anderer Konrad, Gebhards Sohn, des geheimen Umganges mit ihr rühmt, versammelt der König den Rath der Fürsten, er hält Gottesgericht. Der sächische Graf Burchard besiegt und entlarvt den Verleumder. In solchen Scenen hört man die Sprache der Leidenschaft und der ruhigen Erörterung; die Erwägungen eines besorgten Vaters, wie Ehre und Schicksal einer anvertrauten Tochter am besten zu sichern sei, in dem Gespräche Abrahams mit dem Freunde Ephrem.

Endlich der Strudel des wilden ausschweifenden Lebens, wie es in den *civitates* heimisch ist, die Häuser des öffentlichen Lasters werden gezeigt in Abraham und Pafnutius 223 ff., 248 ff. Da erscheint der lärmende Haufe der reichen Jünglinge und *amatores,* die sich wetteifernd in den Rausch der Verführung stürzen, in blinder Wuth zu den Waffen greifen, sich die Köpfe einschlagen, mit ihrem Blute die Schwelle des Lupanar bespritzen, um sich und das Ihre zu Grunde zu richten. Der *stabularius,* die *meretrix* mit ihrem ganzen Apparate treten auf, das *triclinium,* das *cubile bene stratum et delectabile ad inhabitandum,* die *pretiosarum vanitas divitiarum* 229, 251, 255. Enthalten auch die Legenden des Abraham und der Thais sehr drastische Züge, wie das Ausziehen der Schuhe, so bringt die lebendige Wechselrede noch viele andere hinzu. Es sind Sittenbilder aus der Zeit der Verfasserin selbst, wenn auch die Grundrisse anderswoher entlehnt sind. Zwar kann ich kein bestimmtes

---

[1]) II, 24. M. G. III, 756. Cont. Reg. 950 scheint die Sache zu verdunkeln.

Zeugniss solcher Zustände anführen, aber von wie vielen Seiten des Lebens sprechen diese dürftigen Geschichtschreiber überhaupt nicht, die gleichwohl vorhanden waren, vielleicht offen dalagen vor aller Augen. Das gewerbemässige Laster, dessen Schauplatz hier die grosse Stadt ist, könnte wohl nur in den alten Städten des Südens und Westens zu suchen sein. Mochte Italien an Sittenlosigkeit vieles voraus haben, frei davon kann Deutschland nicht gewesen sein in einer Zeit, in der die natürliche Gewaltthätigkeit, der unwiderstehliche Antrieb von Fleisch und Blut die Schranken oft schonungslos durchbrach.

In welcher Weise rohe Sinnlichkeit und Habgier ins Innere der Familien hineingriffen, beweisen die Verbote und erneuten Androhungen alter Strafsätze auf Reichstagen und kirchlichen Versammlungen. Die Frankfurter Konstitution von 951 handelt von Nothzucht, Raub der Jungfrauen und Wittwen, und bedroht die Geistlichen, die unter irgend einem Vorwande dazu die Hand bieten. Auf dem Reichstage zu Augsburg 952 wird eingeschärft, kein Kleriker soll ein Weib zu sich nehmen, um mit ihr zu hausen, kein Mönch ohne Erlaubniss des Abts das Kloster verlassen, der Bischof Sitten und Wandel streng überwachen. In St. Gallen wusste man davon zu sagen, in welcher Weise der wegen seiner Strenge gefürchtete Reichenauer Mönch Ruodmann die schöne Nonne Gotelind in der Dialektik unterrichtet habe, und Tutilo züchtigte einen andern, der mit einer Nonne ein Einverständniss hatte [1]). Schon in früheren Zeiten fehlte es nicht an Beispielen verwilderter Nonnen. Bonifaz klagte, es gebe in Langobardien, Gallien und Frankenland wenige Städte, wo aus Pilgerinnen, die nach Rom gehen wollten, nicht Ehebrecherinnen oder öffentliche Weiber geworden seien, und Lullus spricht von Nonnen, die sich in gleicher Weise umhertrieben. Oft angeführt ist das für Frauenklöster charakteristische Kapitulare von 789, das ähnliche Bestimmungen enthält; wie oben für die Mönche, und die sichere Verschliessung der *claustra* besonders verlangt, und *nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumat*, auch *puellarum cantica* werden sie genannt; Mädchen- und Liebeslieder von Nonnen geschrieben und abgesandt! [2]) Einen tiefen Einblick gewähren die strengen ins Einzelnste gehenden Bestimmungen des Achener Concils 816, deren eine Hälfte sich nur mit den Nonnen-

[1]) M. G. Leges II, 26, 28; Ekkehard. Cas. S. Galli M. G. II, 97, 124.

[2]) Bonifacii ep. 70, 126. Jaffé Biblioth. III, 208, 292. M. G. Leg. I, 68. Vgl. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 38 ff. Rettberg, Kirchengeschichte II, 659, 695 A. 7. Concil. Aquisgran. 816, II, 8—11, 20, 21. Mansi XIV, 267 ff.

klöstern beschäftigt. Diese sollen mit einer starken Mauer umgeben, nur einen Zugang haben, die Pforte in sichern Händen sein; *obscoenae confabulationes* werden verboten, den Aebtissinnen zur strengsten Pflicht gemacht, Besuche von Männern nicht zuzulassen, damit kein *scandalum* entstehe. Kein Fremder soll in die Zellen kommen, oder gar dort verborgen gehalten werden, besonders sollen die den Nonnen verstatteten Dienerinnen sich nicht, wie sie pflegen, schamlos benehmen, *cultu meretricio* einhergehen, draussen umherschweifen, und ihren Herrinnen unanständige Geschichten, die sie gesehen und gehört haben, zutragen. Also Gelegenheitsmacherinnen! Konnte dergleichen so verboten werden, welche Dinge mussten nicht vorgekommen sein! [1])

In welcher Weise in der Ottonischen Zeit die Klöster der Reform bedurften und sie erhielten, ist bekannt. Von gefallenen Heiligen, wie Maria, wird man sicher nicht bloss in Büchern gelesen haben, sondern im Leben selbst ihnen begegnet sein. Erwägt man dies, so erscheint Odas Strenge und Wachsamkeit in Gandersheim in eigenem Lichte, dass das Kloster nicht *locus illiciti foret ullius peragendi* 415.

Um so weniger fehlen Gegenbilder der Schilderungen, welche Hrotsuit vom Leben der Einsiedler Abraham, Ephrem, Pafnutius, Antonius entwirft; die Heiligkeit, nicht das Laster, erweckt vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber. Fern von den Städten der Menschen, *in latibulis*, leben die heiligen Männer. *Numquam conturbari saecularium more,* lautet ihr Grundsatz im Munde Ephrems. Kein Fleisch, kein Wein kommt über ihre Lippen, nur zum Gebete sollen sie sie öffnen; so durchwachen sie die Nächte, fern sind ihnen alle *iocularia verba.* Der einzige Weg des unerlässlichsten Verkehrs mit der Welt ist das Fenster, durch das sie die dürftigste Nahrung erhalten. Entsetzt ruft Thais aus: *Quidve poterit esse incommodius, quam quod in uno eodemque loco diversa corporis necessaria supplere debebo!* So werden sie *triumphatores saeculi.* Aber freilich vor schmählichem Fall sind auch sie nicht sicher; gerade durch das Fenster dringt der Versucher ein. Abrah. 216, 219, 221 ff., Pafn. 260 ff., 263. Beispiele solcher Askese giebt der Verfasser des Lebens Johanns von Gorze; Humbert zu Verdun, Blidulf in den Vogesen, der Halbnarr Lambert im Argonner Walde, der sein steinaltes Brot mit der Axt zerschneidet, dann plötzlich,

---

[1]) Charakteristisch für die folgende Zeit ist Hermanns Opuscul. ad quasdam sanctimoniales, herausgeg. v. Dümmler in Haupts Zeitschr. N. F. II, 385 ff., besonders S. 388, V, 117, die Warnung vor dem *obsceno indigne crimine amare.*

dieses Lebens müde, ausbricht, und sich in den Städten umhertreibt; Benno, der bei Zürich haust, zum Bischof von Metz wegen seiner Frömmigkeit berufen, dann wegen seiner Gewaltthätigkeit geblendet wird. Weniger noch fehlt es an heiligen Frauen. Da ist Wiborad bei St. Gallen, die ihrem Schüler, dem jungen Ulrich, nachmaligem Bischof von Augsburg, einen von ihr gefertigten Gürtel der Keuschheit durchs Fenster überreicht; mehrere andere, die Ekkehard namentlich aufführt, eifern ihr nach. Am ausgeführtesten ist die Gestalt der Sisu, deren Zögling Thietmar ist. 64 Jahr lebt sie in ihrer Klause, hat sich in dieser Zeit an keinem Feuer gewärmt, und kann kaum noch Hand und Fuss rühren, am Ende wird sie bei lebendigem Leibe von Würmern angefressen! Diese Art der Frömmigkeit war höchst bedenklich, und Bruno von Köln hatte Recht, die Reclusen einer strengern Aufsicht zu unterwerfen, indem er sie in nahe Verbindung mit Kirchen und Klöstern brachte. [1]) Uebertrieben also ist die Schilderung, welche von der Zelle der Thais entworfen wird, nicht. Auch diese überweist Pafnutius der Aufsicht einer Aebtissin. Das Gespräch beider ist sicherlich unmittelbar aus dem Leben gegriffen; Unterredungen ähnliches Inhalts hat Hrotsuit gewiss oft angehört.

Harmloser sind die Schulscenen im Pafnutius und Sapientia 239 ff., 278 ff. Der Eremit katechesirt seine Schüler über das Quadrivium, besonders die Musik, und Kaiser Hadrian erhält von der Sapientia Belehrung über die Zahlen, eins wie das andere aus dem Boethius. Den Anachronismus bemerkt Hrotsuit nicht. Um so lebhafter stellt sie dar, was sie in ihrer Klosterschule gehört und gesehen hat. Die Schüler sind wissbegierig, sie werfen die Fragen auf, die der Lehrer beantworten muss, er wird examinirt; es sind reifere Lehrlinge, die schon etwas von der Sache wissen müssen. *Quid est musica? quid est quadruvium? cur quadruvium? quid agit musica?* Am Ende finden sie die ertheilten Antworten zu schwierig, lieber verzichten sie auf weiteres Wissen. *Sit satis de ista!* meinen sie erst, dann: *taedet nos philosophicae disputationis!* Pafnutius tröstet sie, etwas hätten sie doch gelernt, das Wenige, was er selbst wisse, habe er ihnen nicht vorenthalten wollen.

Es fehlt nicht an manchen Parallelen. Bekannt ist das Examen, das Salomon von Konstanz mit den Schülern einer niedrigeren Stufe abhält. Marcellus ist zu St. Gallen ein einflussreicher Lehrer, der

---

[1]) Vita Johann. Gorz. 21, 22, 40, 69. Vita S. Wiboradae 17. M. G. IV, 343, 348, 356, 453. Ekkehard, Cas. S. Galli II, 107, 117, 119. Thietmar VIII, 6. M. G. III, 863. Vita Brunon. 33. M. G. IV, 267.



seine Zöglinge zu den sieben *artes liberales* anleitet, besonders zur Musik, die zwar angenehmer als die übrigen, aber auch *difficilius apprehensu* ist. Johann von Gorze studirt eifrig Augustins Trinitätslehre, besonders die *dialecticae rationes* machen ihm zu schaffen, und die *categoria „ad aliquid“*. Der aus Italien nach Würzburg berufene Stephan erklärt um 950 den Marcianus Capella; da die Zuhörer finden, er sei nicht gründlich genug, gewährt ihnen Wolfgang besseren Aufschluss, aber eifersüchtig verbietet ihm jener, sich in seine Lektionen einzumischen.[1])

In den Dramen vorzugsweise treffen Gegenwart und Vergangenheit zusammen, sie werden zu einem geschlossenen Bilde. Die Grundlinien, das Skelett, sind der alten Legende entlehnt, Leib, Leben, Farbe erhalten sie vom Ottonischen Zeitalter. Wie dieses in jene, hat Hrotsuit nicht minder in Ottos Zeit und Geschichte die Legende hineingetragen. Erinnern wir uns, diese, gleichviel ob in Prosa, Vers oder Drama, bleibt ihr stets Thatsache, heilige Geschichte; wie sollte sie ein Arg dabei haben in der Geschichte, selbst der nächsten Vergangenheit, den Geist der Legende wiederzufinden? Vielmehr erst unter diesem Gesichtspunkte empfängt alles die rechte Weihe und Bedeutung. Das ist die unabweisbare Forderung ihrer Art und Natur, ihrer Frömmigkeit und Pietät gegen das Herrscherhaus, dessen Werk ihr geliebtes Kloster ist, endlich ihrer Phantasie, die Erhebung des Ottonischen Geschlechts in diesem Lichte des Wunders zu sehen und seine älteren Glieder zu verherrlichen.

Dies muss man bei den historischen Gedichten im Auge behalten. Sie sind ein Ganzes aus einem Geiste und Gusse, eine Ottonische Familiengeschichte von etwa 150 Jahren, von den Zeiten Ludwigs des Frommen bis auf die Kaiserkrönung Ottos II.; Ursprung und erste Entfaltung, geheimnissvolle Verkündigung und glänzende Erfüllung im Kaiserthum werden abgehandelt.

Die Gesten überreicht sie dem gefeierten Kaiser als Tribut und Census der Dankbarkeit, wie er im Namen des Klosters sonst wohl für den Königsschutz, dessen man geniesst, dargebracht wird. „Lass dir das Opfer des Ruhms gefallen, sagt sie im Prologe 9, das dir die letzte der Schaar von Gandersheim darbringt, welche die Fürsorge deiner Väter versammelt hat, und deren fortwährender Dienst dir gehört.“ Es ist der Dienst des Gebets, zu dem die Nonnen dem Herrn in germanischem Sinne verpflichtet sind; der höchste

---

[1]) Ekkehard, Cas. Galli M. G. II, 91, 94, 102. Vita Johann. Gorz. 83, Vita Wolfkangi 4, 5. M. G. IV, 360, 528.

Dienst, denn er sichert das irdische Glück, und öffnet die Pforten des Himmels. Darum bezeichnet Oda die Nonnen als ihre Herrinnen, deren Fürbitte gilt bei den himmlischen Beschützern, welchen man Reich und Krone verdankt. Denn Herrscherhaus und Kloster sind nach einem uralten Orakel in ihren Schicksalen innig mit einander verbunden, das himmlische Heil des einen ist auf die irdische Wohlfahrt des andern angewiesen. Schon Odas Mutter hat Johannes der Täufer verkündet, eine Stätte jungfräuliches Dienstes werde das kommende Geschlecht begründen, so lange diese heilig gehalten sei, werde es glänzen auf dem Gipfel der Macht, kein Königshaus auf Erden sich mit ihm vergleichen können. Keine Frage, Hrotsuit glaubt daran, auch an die Wechselwirkung beider Bedingungen. Ganz im Geschmack der Legende ist die Erscheinung Johannes des Täufers zu Gunsten der Liudolfinger. So erscheinen die Engel dem kinderlosen Ehepaare Anna und Joachim, diesem bei den Heerden im Walde, wie die geheimnissvollen Lichter in den Thälern, wo Gandersheim stehen soll; so den Märtyrern Dionysius und Agnes, und die Mutter Gottes selbst dem Theophilus. Ist auch dem jüngeren Geschlechte glücklicher Weise das Martyrium erspart, so ist doch Herzog Bruno im Kampfe gegen die Heiden gefallen. Selbstverständlich nehmen die Frauen ihre vollste Theilnahme und fromme Verehrung in Anspruch. Eine lange Reihe fürstlicher Bilder stellt sie auf. Eröffnet wird sie durch Aeda und Oda, die mit gleicher Inbrunst beten, wie Anna, neben ihnen die drei Töchter, die zuerst das Kloster geleitet haben, von denen Gerberg, wie Agnes, für den himmlischen Bräutigam dem irdischen entsagt, dann deren Schwester, die fromme Spenderin Liudgard, Editha, die Enkelin des königlichen Märtyrers Oswald, Adelheid, endlich die zweite Gerberg. Die älteren in dieser Reihenfolge, der Gegenwart bereits entrückt, sind zu lokalen Heiligen geworden; sie stehen mit denen der Kirche fast schon auf einer Stufe.

Endlich Otto selbst auf dem Gipfel der Macht, der irdischen Herrlichkeit, wenn auch kein Heiliger in diesem Sinne, ist er doch ein Mann nach dem Herzen Gottes, ähnlich wie der fürstliche Gongolf, der Gesalbte des Herrn, an dem sich die Wunder Davids und anderer Helden aufs Neue vollziehen. In seinen Gefahren wie in den Siegen schaut sie die Engel über ihm, die ihn schirmen und tragen. Wie ihr die Legende Geschichte ist, so werden die Thaten der Gegenwart zum staunenswerthen Wunder und die Geschichte zur Legende.

---

8. Kirchlicher Standpunkt.

Also der allgemeine Charakter der Gedichte Hrotsuits ist religiös, der näher bestimmte Grundzug, kirchlich und legendenhaft. Indem sie ein Zeugniss für die Vergangenheit ablegen, wollen sie praktisch auf die Gegenwart wirken. Sie beschäftigen die Phantasie und regen das Gefühl an, aber sie wollen fromme Erbauung hervorrufen, Reinheit des Wandels erwecken, durch glänzende kirchliche Vorbilder im Glauben befestigen. Von bestimmten Glaubenssätzen und Anschauungen, die ihr Denken und Fühlen beherrschen, geht die Dichterin aus, sie steht auf dogmatischer Grundlage, aber weit entfernt ist sie von dogmatischer Erörterung. Nicht der Wissenschaft wollen ihre Bücher dienen, einen theologisch strengen Masstab wird man nicht anlegen dürfen. Doch wenn Hrotsuit auch nur wiederholt, was im zehnten Jahrhundert allgemeine Geltung hatte, so wird es zur Vervollständigung dieses Gesammtbildes nicht überflüssig sein, zu sehen, welchen Punkten sie sich zunächst anschloss.

Bibelstellen, mit denen andere Schriftsteller ihren Büchern Autorität, und oft grosse Breite geben, sind nicht eben zahlreich, und mehr aus dem alten als dem neuen Testamente entnommen, denn jenes lieferte mannichfaltigere Gegenbilder als dieses. Wörtliche Anführung erlaubt der Vers überhaupt nicht. Die Apokryphen des neuen Testaments stehen kaum niedriger im Ansehen als die kanonischen Bücher. Wie sie in der Vorrede zu den Legenden sagt, will sie das dorther Entlehnte und einmal Niedergeschriebene nicht streichen, weil, was Irrthum scheine, doch vielleicht als Wahrheit erwiesen werden könne. Sie will sich diese möglicher Weise heiligen Geschichten nicht nehmen lassen; aber sie erkennt nicht, dass sie durch eine zu weite Ausdehnung der Autorität diese selbst, und auch die kanonischen Schriften in Frage stellt.

Wiederholt legt sie ihr Glaubensbekenntniss ab, entweder unmittelbar, oder durch den Mund ihrer Helden, für deren Rechtgläubigkeit sie nicht minder besorgt ist; so Theophilus 298, als er die Hülfe der Jungfrau gegen den Teufel anruft, Agnes 73 vor dem Richter, Konstantia 153, Sapientia 297 in dem Gebete, sie selbst in dem ihren, Maria 870. Ziemlich genau folgen Theophilus und Sapientia den einzelnen Sätzen des Athanasischen Bekenntnisses.

Haec ita credentem cordisque fide retinentem, empfiehlt sich Theophilus 328 der Retterin; darin liegt ein Anklang an die Schlussformel: *Haec est fides catholica, quam nisi quisque fideliter firmiterque crediderit, salvus esse non poterit;* ebenso 327 das Gericht *reddet bona vel mala cunctis* entsprechend dem *et qui bona egerunt, — qui vero mala.* Die zur Charakteristik der Dreieinigkeit gebrauchten Wendungen: *Vero et aeterno Patri eiusque coaeterno filio sanctoque amborum paraclito sacrificium laudis* Dulc. 184, das wiederkehrende *in unitate trinitatis, trinitas veneranda* Gall. 165, Call. 208, Paphr. 269, das *perfectus Deus, homo verus* sind Hinweisungen darauf. Ebenso häufig in die Darstellung eingeflochtene Verse wie Dion. 193 : *fatentes,*

> *Patrem cum nato necnon cum flamine sacro*
> *Esse Deum verum solumque perenniter unum;*

so Mar. 224, Agn. 319, 375.

Ihre strenge Rechtgläubigkeit will sie darlegen, indem sie die drei Personen der Trinität unterscheidet, und zugleich deren unmittelbare Durchdringung und Wesenseinheit ausspricht. Man erkennt die Nachwirkung der Erörterungen zur Zeit Karls des Grossen über das *filioque* im Nicaenischen Bekenntniss, und der beginnenden Trennung von der byzantinischen Kirche, die sich etwa vor einem Jahrhundert kund gegeben hatte. Die dortige Verwerfung der Lehre von dem Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und dem Sohn erweckte im Abendlande die Vorstellung einer neuen Ketzerei, die Behauptung der Sendung durch den Vater allein, erinnerte an die älteste des Arianismus und schien mit ihr zu verschmelzen.

Seltener, in den Gebeten der dramatischen Personen, ist von dem absoluten Gott die Rede, als dem *simplex Esse,* dem das *posse* und *velle* zukommt; eine Schulformel, die sicher aus anderer Quelle entlehnt ist. Als *divina substantia* ist er wahrhaft *sine materia, forma,* er allein ist, was er ist, er hat den Menschen geschaffen *ex hoc et hoc,* der im Gegensatze zum Schöpfer das nicht ist, was er ist. Es ergänzen sich die zum Theil gleichlautenden Gebete Gallic. 165, Cal. 203, 208, Pafn. 268. Wenn sie Sap. 297 das Hauptprädikat auf Christus überträgt, *solus cum patre et spiritu sancto forma sine materia,* so ist das eine Korrektur für Mar. 867, wo sie wohl unbewusst zu Gunsten des Verses, vom Sohn die arianische Wendung braucht, *summo similis genitori.*

Denn der Mittelpunkt ist der menschgewordene Gott in seinen beiden Naturen; durch die verschiedensten Formeln sucht sie das zum Ausdrucke zu bringen. Christus ist der von Ewigkeit aus dem



Vater geborene Sohn, *sine principio, retro tempora, exordium*, Mar. 218, Asc. 136, Theoph. 231, Agn. 374, Gall. 153. Die mit scholastischem Witze zugespitzte Antithese Agn. 73: *Hunc sine matre pater — genuit — sine patre mater — pariebat* ist aus der dem Ambrosius zugeschriebenen Vita der Agnes 3 entlehnt. Christus ist die Gott in Ewigkeit gleiche Weisheit, durch welche die Welt geschaffen, erhalten und regiert wird, Asc. 45, Gong. 5, Gall. 153; durch ihn sind die Wunder des alten Testaments geschehen von Anfang her, er ist Gott und wirkt sie fort und fort bis in die Gegenwart, Asc. 130, Cal. 200, Gesta 48, 131, 239, 311 ff. Darum wird er vornehmlich im Gebete angerufen. Andererseits hebt sie das *ex duabus naturis unus Christus* nicht minder hervor, *nec unitate personae diversitatem naturarum confundens* Sap. 297. Gewissermassen sich selbst zur Warnung; denn sie liebt es, die göttlichen Prädikate mit den menschlichsten Seiten Christi unmittelbar zu verbinden; der Lenker der Welt in Windeln gewickelt, der über den Sternen seinen Thron hat, in der Krippe gebettet, der den Sternen des Himmels die Namen verleiht, an der Brust der Mutter, das Antlitz, das die Cherubim nicht anzuschauen wagen, besudelt, die Hände, welche die Welt geschaffen, ans Kreuz geschlagen; so Mar. 873 ff., Asc. 40 ff. Es ist die monophysitische Richtung, die sich der abendländischen Kirche immer mehr bemächtigte. Zugleich entspricht es dem sinnlichen Charakter der Zeit, die sich des Glaubens nicht sicher meint, wenn ihr das Göttliche nicht handgreiflich entgegentritt. Dieses wird dadurch mit einer gewissen Familiarität in das gewöhnliche Leben hineingezogen, und das kommt der dichterischen Darstellung nicht minder als der schlagenden Antithese zu Statten.

Sündenfall und Erlösung sind selbstverständliche Thatsachen, die vielleicht eben darum weniger zu einem dogmatischen Ausdrucke kommen. Auf diesem Punkte müsste ihr kirchlicher Glaube mit den oben dargelegten philosophirenden Andeutungen zusammentreffen. Dort erkennt sie die Sünde in der Ungerechtigkeit des Menschen gegen den Schöpfer, aber sie sagt weder von dem Ursprunge derselben etwas, noch von der Aufhebung, hier spricht sie nur von dieser durch die Erlösung. Niemand wird in Büchern solcher Art ein System erwarten; auch ist es sehr fraglich, ob sie selbst diese tiefsten Probleme überhaupt im Zusammenhange und ihrem gegenseitigen Verhältnisse nach durchdacht hatte. Hier bleibt sie stehen bei der biblischen Auffassung, den *sordes Adae,* dem *vetiti crimen pomi* Mar. 214, Asc. 18, Prim. Gand. 532.

Die Erlösung wird wechselnd dargestellt unter dem Bilde des guten Hirten, der sein Leben lässt für die Heerde, Mar. 60, Asc. 63,

Theoph. 413, oder als Lamm, das geopfert wird, Mar. 44, Gong. 482, Gest. 327, auch wohl als Kämpfer, der den alten Feind des Menschengeschlechts besiegt und sterbend triumphirt, Asc. 7, 145, Convers. 140. Eigenthümlich contrastiren die beiden Auffassungen; Asc. 59 und Cal. 207. Dort sagt der gen Himmel fahrende Christus, auch desshalb sei er des Todes gestorben, damit nicht etwa behauptet werden könne, er habe sich geweigert zu dulden, was er andern zugemuthet. An der zweiten Stelle setzt der Apostel Johannes dem vom Tode erweckten Calimachus, der sogleich mit Unverstand eifernd dem mitschuldigen Fortunatus die gleiche Gnade nicht gönnen will, die Lehre vom Opfertode Christi auseinander, um daraus die Folgerung zu ziehen, gegenseitige Vergebung der Sünde sei nunmehr oberstes Gebot, denn für Alle ist Christus gestorben, der allein Unschuldige, Makellose, Reine von der Befleckung der alten Sünde. Daran wird das Wort geknüpft: *si innocens non occideretur, nemo iuste liberaretur.* Der erste Ausspruch ist praktisch, verständig; in der epigrammatisch schlagenden Kürze des zweiten eröffnet sich ein eigenthümlich mystischer Tiefsinn. Wäre man sicher, darin Hrotsuits eigenen Gedanken zu haben, so wäre es kein geringer Beitrag ihrer Charakteristik. In den apokryphischen Akten der Apostel finde ich dieses Wort nicht.

Die Wirkung der Erlösung ist allgemein, Gott hat keinen Gefallen am Tode des Sünders, er will, dass Allen geholfen werde, von der Gnade ist Niemand ausgeschlossen, der sich ihr in wahrer Reue zuwendet. Der Selbstüberhebung des unduldsamen Verdammungseifers tritt sie bewusst entgegen. Wie Calimachus durch den Apostel abgefertigt wird, so behandelt sie im Dionysius 38 ff. mit Vorliebe die Episode von dem Cretischen Presbyter Carpus, der, statt für die Sünder zu beten, die Verdammung der Heiden zelotisch fordert, bis ihn eine Vision belehrt, dass er durch solche Herzenshärte das Erlösungswerk anfechte, und selbst in Gefahr sei der Verdammung zu verfallen. Die Kraft der Reue, Erneuerung und Wiedergeburt des Lebens durch die Gnade, ist ein Lieblingsgegenstand; im Theophilus, der Conversio, im Abraham und Pafnutius werden diese Kämpfe geschildert. Theophilus und der Sclav des Proterius werden dem rechtsgültig geschlossenen Bündnisse mit dem Teufel entrissen, die beiden magdalenenhaften Charaktere, Maria und Thais, aus verworfenen Sünderinnen zu Heiligen durch Busse und Wiedergeburt. Die Verzweiflung um der Sünde willen, sei die schlimmste von allen, wo die Sünde mächtig, die Gnade noch viel mächtiger; so redet Abraham seiner wiedergefundenen Pflegetochter ins Gewissen. Nur

wer diese Gnade bewusst von sich stösst, verfällt der ewigen Strafe.

Ewig ist sie für die, welche sich freiwillig dem Teufel und seinem Reiche verbinden, und auf die Rettung verzichten, deren Zeichen sie in der Taufe empfangen haben, in dem Bade, dessen Wellen von allen Flecken reinigen; Gong. 35, Dion. 37, Agn. 34. Darum stellt der Vater der Sünde den Bekennern Christi vornehmlich nach, auch er will sein Reich erweitern; so entspinnt sich ein schwerer Kampf, der des Menschen Seelenheil unablässig bedroht. Die Vorstellung von dem Satan, dem zuerst Abgefallenen und seinem höllischen Reiche, war bei den ältern Dichtern und Legenden vollständig entwickelt, und in die phantastisch sinnliche Anschauungsweise der Zeit übergegangen, viele räthselhafte Erscheinungen liessen sich aus den rastlos arglistigen Nachstellungen des Bösen am leichtesten erklären. Hrotsuit erschöpft sich, um den Widersacher und die Mittel, durch die er die erlöste Menschheit bekriegt, eindringlich zu schildern. Er ist die alte Schlange, der Vater der Lüge, Lehrer der Sünde, König des Todes, Fürst der ewigen Finsterniss, der Unterwelt, verdammter Führer verdammter Heerschaaren, Dieb und Räuber, der alte Feind des Menschengeschlechts, der die Hoffnung nicht aufgiebt, seiner dennoch Herr zu werden. Besonders reich daran sind Theoph. 67, 91, 93, 103, 124, 374, Convers. 33, 50, 75, 241. Hier fand sie in der Legende das höllische Reich so im Einzelnen geschildert, dass selbst eine lebhafte Phantasie nichts sonderlich Neues hinzuthun konnte. Etwa nur der *corvinus miles,* von dem der Fürst der Finsterniss umgeben ist, und die wiederholte Bezeichnung *phantasma* für Teufelsspuk überhaupt, scheint auf ihre Rechnung zu kommen. Damit verbindet sich der heidnische Naturglaube; selbst die Waldthäler um Gandersheim sind erfüllt von Faunen und Ungeheuern, ehe sich das Kloster erhebt, und müssen von dieser Einwohnerschaft gereinigt werden, Pr. Gand. 231.

Dem Reiche der Finsterniss gegenüber steht das der ewigen Herrlichkeit des *rex perennis, altithronus, celsithronus,* dessen Herrschersitz über den Wolken ist in der *aula stelligera, astrigera,* umgeben von den himmlischen *catervis.* Die Vermittler zwischen dieser und der irdischen Welt sind, nächst Christi Wundern und den Engeln, die Heiligen, die Masse der Streiter Gottes, die himmlischen Heerschaaren, die abwechselnd im Kampfe oder mit Sieges- und Lobgesängen auftreten. Sie bringen Trost, sind Boten Gottes und Helfer der Kämpfenden, und werden verstärkt durch die jüngsten gekrönten Märtyrer, wie Gongolf und Pelagius. Ihr Lohn ist die persönliche Theilnahme an der ewigen Herrlichkeit. Um den Menschen zu

zeigen, wie er seine Getreuen ehre, rüstet Gott ihre irdischen Reste mit heilbringender Kraft aus, und an den Stätten, wo sie ruhen, werden sie Retter der Bedrängten; Gong. 79, 330, Pelag. 363 ff., Dion. 244, Gall. 173. Darum ist es heilbringend, ihre Fürsprache, *intercessio,* anzurufen, wie überall die Helden, und nicht minder inbrünstig die Dichterin selbst thut; Pelag. 1, Dion. 255.

Alles, was der himmlische Chor in sich schliesst an Wunderkraft und Herrlichkeit, hat den höchsten Ausdruck in der ersten Heiligen, die selbst Christo vorangegangen ist, in Maria, der ewigen Königin und Herrscherin des Himmels, der Mutter Gottes. Sie ist Inbegriff der Seligkeit, Ideal der Jungfräulichkeit, Patronin der Keuschheit, zu ihr fühlt sich die Nonne im unmittelbarsten Verhältniss. In den Lobgesang ihrer Dichter Sedulius, Fortunatus, die diesen Stern des Meeres überschwänglich preisen, stimmt sie ein. Fand sie den Marienkultus auch ausgebildet vor, so hat er doch in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts neue Fortschritte gemacht, das giebt sich auch hier kund.

Die Vorstellungen, die seit dem Koncile von Ephesus, wo der Dienst der Gottesgebärerin Maria begründet ward, sich mit zündender Gewalt der Phantasie bemächtigt hatten, alle diese Bilder, Vergleiche, Gebete sind ihr geläufig. Nach gewöhnlicher Annahme war es seit Irenäus eine öfter wiederholte Zusammenstellung, wie in Christus den Typus des neuen Menschen im Gegensatz zu Adam, so in Maria das Gegenbild Evas zu sehen. Aus dem Sedulius kannte die Dichterin Maria als reine *virgo* gegenüber der *prima, vetula virgo*, durch deren unreine Lüsternheit das Heil verloren gegangen ist; Mar. 16, Theoph. 451. Die unverlierbare Jungfräulichkeit der zweiten Eva war schon für die Kirchenväter das unerschöpfliche Thema in Sermonen und dogmatischen Schriften, sie ward fast zum Glaubenssatze. Die Wunder zur Bestätigung mehrten sich. Die beiden namhaftesten Lehrer und Polemiker der karolingischen Zeit, Paschasius Radbertus und Ratramnus hatten *de partu virginis* geschrieben. Wie es längst nichts neues war, die *vulva virginis* als Thor zu bezeichnen, durch welches das Heil in die Welt gekommen sei, stellte der überschwängliche Radbertus den Satz auf, Christus sei von der Jungfrau auf besondere, abweichende, nicht auszusprechende Weise geboren. Auch der nüchterne Ratramnus bekannte sich zu dem Satze: *Virgo ante partum, virgo in partu, virgo post partum.*[1]) Schon in dem apokryphen Evangelium des Pseudomatthäus 13

---

[1]) Die Stellen in Gieselers Kirchengeschichte II, 1, 126 A. 11, 12.

heisst es: *Virgo concepit, virgo peperit et virgo permansit.*[1]) Die Jungfrau, die so aus dem Verbande der menschlichen Natur herausgehoben ist, hat über dieselbe Macht bekommen, das zeigt sich in dem Wunder, das sie vollzieht, in der Legende, die es verherrlicht und fortsetzt. Gregor von Nazianz war einer der ersten gewesen, der ein solches in Umlauf gesetzt hatte. In der Rede, die er zu Ehren des Märtyrers Cyprian von Antiochia im Jahre 379 hielt, erzählt er, wie dieser, früher Heide und Zauberer, eine Jungfrau in wilder Leidenschaft mit Hülfe eines bösen Dämons verfolgt. Die Bedrängte, die Braut Christi, ruft nicht allein den himmlischen Bräutigam, sondern auch die Jungfrau Maria an, der Jungfrau zu Hülfe zu kommen. Sie besteht im Kampfe, und der besiegte Dämon bemächtigt sich zur Strafe Cyprians selbst, der nun in sich geht und, um sich zu retten Christ wird.[2]) Es ist dieselbe Fabel, die Calderon im wunderthätigen Magus benutzt hat. Auch im Theophilus tritt die Jungfrau mit dem Bösen in Kampf und entreisst ihm die bereits verfallene Beute.

Zu Hrotsuits Zeiten wirkte eifrig für den Mariendienst Ulrich von Augsburg, nächst Bruno und Wilhelm der einflussreichste Bischof, der wegen seines heiligen Wandels bei Lebzeiten bewundert, zwanzig Jahre nach dem Tode, eines der ersten Beispiele eines formalen Canonisationsprocesses, selbst in die Schaar der Heiligen aufgenommen ward. Unter seinen Augen wird eine gelähmte Nonne in der Kirche der h. Jungfrau geheilt; wer sich an ihrem Gute vergreift, wird schwer gestraft, für ihren Dienst gründet er Altäre und Kirchen, für die Geistlichen der Kathedralkirche stiftet er ein tägliches Officium zu Ehren der Maria, was seitdem allgemein üblich geworden ist, und in dem Katechismus, den er aufstellt, sagt er in der Schilderung des Himmels: *ubi gloriosissima virgo Dei genitrix Maria super choros angelorum exaltata, inaestimabili claritate et formositate conspicitur.*[3])

So gewichtige Stimmen wie die eines heilig geachteten Bischofs mussten auch in Hrotsuits Zelle eindringen, nicht minder die Kunde wunderbarer, durch die Ueberlieferung gesteigerter Vorgänge, die Litteratur war der Gelehrten ohnehin bekannt; das Alles erklärt ihre überschwängliche Verherrlichung dieses Kultus. Der Jungfrau und ihrer That gilt die früheste, ausgeführteste Erzählung, ihren Sieg über den Widersacher, der bekennt, keine grössere Gegnerin zu

---

[1]) Tischendorf S. 76.

[2]) Opera Gregorii Nazianz. Paris. 1778, I, 437 Orat. 24, c. 8, S. 441 ff.

[3]) Vita 9, 19, 10, 3. M. G. IV, 397, 406, 400, 389.

haben, feiert sie im Theophilus und in den Keuschheitshelden Pelagius, Agnes, Konstantia, Drusiana. Die Jungfrau ist Heldin und Muse zugleich, wenn die Dichterin sie besingt, so kommt die Kraft, es würdig zu thun, von ihr allein. Sie ruft sie an in dem Eingangsgebet, das alles zusammenfasst, was sich sagen lässt:

Unica spes mundi, dominatrix inclita coeli,
Sancta parens regis, lucida stella maris,
Quae pariens mundo restaurasti, pia virgo,
Vitam, quam virgo perdiderat vetula.

Diese Prädikate werden dann vielfach variirt, als *Dei genitrix* Mar. 184, 214, 276, Theoph. 196, 233, 333, 411, *dominatrix coeli* Mar. 517, 529, Theoph. 179, 334, *inventrix virginitatis*, Theoph. 290, die wirksamste Fürbitterin, alleinige Retterin, trägt sie besonders die in den Armen mütterlicher Liebe, die sie häufig in ihren Tempeln erblickt, durch sie wird die Welt erlöst, Theoph. 223, 290, 359. Dieser fromme Eifer führt mitunter zu groben Geschmacklosigkeiten. Den Weltschöpfer, den eigenen Erzeuger, trägt Maria in ihrem jungfräulichen Leibe, der Sohn redet die Mutter als *virgo* an, die einzige, die er rein gefunden habe; Sapientia, die ihre drei Töchter als Bräute Christi opfert, nennt sich gar Schwiegermutter Gottes! Mar. 301, 736, Asc. 77, Sap. 282. Immer weiter gehend kommt Hrotsuit am Ende bei Prädikaten an, in denen die *immaculata conceptio* liegt. Nach dem apokryphen Evangelium erzählt sie, wie die Unfruchtbarkeit in wunderbarer Weise von Joachim und Anna genommen sei, sonst geht alles menschlich zu, dann aber, wenn es heisst Mar. 304:

Quam (Maria) Pater alme, tuo ditasti flamine sacro,
Dum fuerat sanctae genitricis condita ventre;

so war Maria selbst schon im Leibe ihrer heiligen Mutter des heiligen Geistes voll, und nur eines Schritts bedurfte es, bis zu jenem verrufenen Dogma. Dass Maria an irdischer Schönheit alles menschlich Erdenkliche überstrahle, den Schnee an Weisse, die Sonne an Glanz, versteht sich von selbst. Da ihr die Zunge versagt, so Hohes auszusprechen, nimmt die Demuth zu der naivsten Vergleichung ihre Zuflucht. Was der Mensch nicht vermochte, hat Gottes Allmacht wohl dem Thiere gegeben; sie betet, er, dessen Preis einst der stumpfe Esel kund thun musste, möge durch den Thau seiner Gnade auch ihr Herz und Zunge zum grossen Werke lösen!

Ist endlich der schwere Kampf durchgekämpft, so folgen Auferstehung, Gericht, Strafe oder Lohn. Durch die Auferstehung

werden Staub und Asche neubelebt, es ersteht dieselbe Person, *haec eadem perfecta*, Pafn. 268, Gest. 416, Pr. G. 577. Das Gericht wird besonders hervorgehoben Theoph. 168, Pafn. 252. Ihr eigenes glühendes Gebet ist, den heiligen jungfräulichen Chören beigesellt zu werden, die am Throne des purpurnen oder weissen Lammes Triumphlieder und Lobpsalme singen in alle Ewigkeit, Mar. 41, 900, Dion. 259, Agn. 440.

Mit der Erhebung des Marienkultus steht die Bedeutung und gepriesene Heiligkeit des klösterlichen Lebens in enger Verbindung, denn die höchste Geltung hatte er für die Nonnen. Ihr Ideal ist die heilige Jungfrau, das Urbild des Weibes, in dem ein unüberwindlich scheinender Gegensatz zur Lösung und die Natur der Frau zur vollendeten Darstellung zu kommen schien; denn Fruchtbarkeit und Keuschheit, Mutter und Jungfrau sind hier verbunden, die denkbar höchsten Ansprüche erfüllt. Durch eine gewaltsame Steigerung der Keuschheitsregel meinte der Klosterglaube den sittlichen Werth des natürlichen Verhältnisses und der Ehe überbieten, jenen Gegensatz aufheben, und auf diesem Wege dem Ideale näherkommen zu können. Die *virginitas* wird Mittelpunkt des klösterlichen Lebens, Vorstufe der Heiligkeit. In dem Sinne sind die Gandersheimischen Primordien nicht allein eine Verherrlichung der Ottonen, sondern ebenso sehr des Klosterwesens und der Jungfräulichkeit der Nonnen. Wenn diese durch ihre Fürbitte zu Herrinnen der weltlichen Herrscher werden, so beruht dieser Einfluss im göttlichen Reiche auf der Kraft ihrer Virginität.

Je gewaltsamer Ausbrüche der Leidenschaft waren, um so mächtiger wirkten Reue und Zerknirschung, um so mehr Bewunderung erweckte das Beispiel strenger Entsagung und Ertödtung des Fleisches. Nach der Legende war die Palme, womit der Sieger geschmückt wird, ein Zweig des Lebensbaumes, den Engel aus dem Paradiese holen. Denn man wusste, mit welchen Kämpfen bis aufs Blut ihre Erringung verbunden war, und wie viele sah man nicht erliegen! Wer aber der Versuchung der Sinne widerstand, und die Natur tödtete, schien herausgetreten aus dem Bann, in dessen Umkreis alles Irdische lebt, darum wird ihm die Macht über die Natur selbst, das Wunder verliehen. Das ist ein Hauptzug der Werkheiligkeit des Mittelalters; je schwerer scheinbar das Werk, desto grösser die Heiligkeit.

Daher ist das *fulgere gemmis perfectae virginitatis*, auf Erden unvergänglicher Ruhm, im Himmel ewige Seligkeit, so Ascens. 91, Pelag. 311, Convers. 28, Agnes 427, Maria 390, Abrah. 218, Sapient. 292. Was die Gegenwart erringen soll, zeigen die glorreichen Bei-

spiele der Vergangenheit. Der Jungfrau steht kaum minder glänzend zur Seite der jungfräuliche Apostel Johannes, auch als *virgo* bezeichnet; im alten Testament Elias, und als erster männlicher Entsager und Märtyrer Abel. Diesen Ruhm verherrlicht Hrotsuit, wenn man die Ascensio und Dionysius ausnimmt, in allen Legenden, den Erzählungen wie den Dramen.

Noch einmal muss ich auf eine Differenz zurückkommen, von der bereits an einer andern Stelle vorübergehend die Rede gewesen ist, doch erst hier wird sie in das rechte Licht treten. Sollte die Entsagung im hellsten Glanze strahlen, so musste das Laster dazu gemalt werden. Wie stark die Farben aufgetragen sind, haben wir gesehen, stärker als bei Terenz. Dadurch entsteht ein Kontrast, der ästhetisch mitunter widerwärtig wirken muss. Die Mittel, statt dem Zwecke angemessen zu sein, scheinen ihm vielmehr in dem Masse zu widersprechen, dass es möglich gewesen ist, den sittlichen Charakter der Dichterin selbst in Zweifel zu ziehen. In der That kann man die Frage nicht abweisen, in welchem Verhältnisse diese ascetische Richtung und diese Verherrlichung derselben zu der einfachen praktischen Moral stehe. Hrotsuit hat den bedenklichen Konflikt gefühlt und ausgesprochen, zu oft hat sie entschuldigend und abwehrend an die Schwäche des Geschlechts erinnert, als dass man der Frau grade hier vergessen könnte.

Indess auch vor einseitiger Verurtheilung wird man sich zu wahren haben. Die Dichterin war ja von einem durch lange Ueberlieferung geheiligten Stoffe abhängig, nicht sie war die Erfinderin dieser krassen Scenen, jedem Leser der Legende waren sie geläufig. Die Kirche hatte an der Darstellung des nackten Lasters niemals Anstoss genommen, vielmehr war sie, um abzuschrecken, darin vorangegangen. Hätte Hrotsuit nicht wiederholen dürfen, was Mann und Weib kannten, ohne Bedenken hörten? galt es nicht die Verherrlichung des Sieges, den alle bewunderten? Wenn sie die Liebesgluth schildert, von der in Folge höllisches Zaubers die Tochter des Proterius verzehrt wird; wie der Sohn des Sisinnius die Jungfrau Agnes bestürmt, wie diese im Hause der Schande der bestialischen Wuth eines rohen Haufens Preis gegeben werden soll, aber durch ein Wunder geschützt wird; wenn sie darstellt, wie die Heiligen Abraham und Pafnutius in die Bordelle eindringen, wie es bis zum Verschliessen der Thüren und Ausziehen der Stiefel kommt; wenn Calimachus' rasende Wuth selbst neben der Leiche der Drusiana in helle Flammen aufschlägt; so möge man bedenken, alle diese Züge sind der Legende entlehnt, und in den verfänglichsten Punkten gemildert, gesteigert nirgend. Etwas anders steht es mit Pelagius. Hier gab es keine schriftliche

Autorität, der man folgen musste, es handelte sich nicht um den unwiderstehlichen Trieb natürlicher Sinnlichkeit, sondern um das unnatürlichste Laster, das die Frau kaum ahnen durfte. Aber auf diesem Wege war Pelagius zum Martyrium gekommen, der Held musste nach diesen Vorgängen, wie ihn der Gewährsmann geschildert hatte, ein schöner Jüngling gewesen sein, und um wie viel schöner nicht, wenn er ein Held des Glaubens war! Die Ueberlieferung des neuen Wunders ward eine Sache des Gewissens, konnte sie da schweigen von der Sodomiterei, die bei den Ungläubigen im Gange war? Grell genug sind freilich die Farben auch hier.

Ihr selbst am fühlbarsten und bedenklichsten war der Kontrast des menschlich Sinnlichen bei der ewigen Jungfrau. Und doch war diese die Mutter Gottes, und sollte ihre Geschichte dargestellt werden, so musste die Rede sein von dem, was sie auf Erden als Weib erfahren hatte. Als der göttliche Bote kommt, die Verkündigung zu bringen, will Hrotsuit das Heiligthum nicht berühren, den Inhalt eines solchen Gesprächs in Worte zu fassen, wagt sie nicht. Zu dieser heiligen Scheu bildet es einen fast komischen Gegensatz, wenn sie gleich darauf 530 sagt, es sei nicht nöthig in daktylischen Rhythmen Josephs schwere Trauer zu besingen, *talem dum gravidam sensisset fore puellam.* Ihre Kräfte übersteige eine solche Darstellung, ohnehin erzählen es ja die evangelischen Bücher, es seien allbekannte Dinge. Man sieht, sie hilft sich so gut sie kann. Es wiederstrebt ihr von der göttlichen Jungfrau wie von einem gewöhnlichen Weibe zu reden. Schon oben ist daran erinnert, wie Kirchenväter und Lehrer der theologischen Wissenschaft mit dem trockensten Ernst und scholastischer Breite diese Fragen abhandelten oder in Predigten erörterten; den sinnlichen Charakter derselben vergessen sie über ihre eigene Pedanterei, aber aufgehoben freilich ward er dadurch nicht.

Der Kritik, welche ihr aus solchen Darstellungen einen sittlichen Vorwurf machen will, hält Hrotsuit immer wieder einen grossen Zweck entgegen, die Verherrlichung Gottes in den Wundern, die er durch den Schwachen vollzieht, in denen er am mächtigsten sei. Ist sie nicht um so glänzender, je grösser die Versuchung und je schwerer der Kampf gegen dieselbe? „Sollte ich", fragt sie in der Vorrede zu den Dramen, „um meines Erröthens willen dem Ziele entsagen und den Ruhm der Unschuld nicht verkünden? Also aus übel angebrachter Scham der unumgänglichen Forderung der Aufgabe mich entziehen?" Zu dem grössten Opfer ist sie entschlossen, das sie bringen kann, sie ist bereit, Spott und Hohn, die schmählichste Verkennung ihres weiblichen Gefühls, ihrer eigenen Reinheit,

über sich ergehen zu lassen, um den höchsten Triumph des Weibes und seiner Reinheit zu feiern.

Zwei Gedanken sind es, von denen sie geleitet wird, auch wenn sie dieselben nicht bestimmt formulirt ausspricht. Der eine liegt in dem grossen Worte des Apostels, wo die Sünde Macht habe, sei die Gnade noch viel mächtiger. Zunächst war das einem Geschlechte gesagt, das aus verzweifelnder Versunkenheit emporgerissen werden sollte; aber nicht einer Zeit allein, es galt allen Zeiten, denn es war der Ausdruck der weltumbildenden Kraft überhaupt. Immer von neuem begann der Kampf gegen ein widerstrebendes Element, und die jugendlichen Völker in ihrer übersprudelnden Naturgewalt hatten dieser Verheissung ebenso nöthig, wie die alten. An einzelnen Fällen wollte Hrotsuit dieselbe anschaulich machen, und mit Erfolg hat sie es gethan im Calimachus und Abraham. Wäre es möglich, ihre Absicht so weit zu verkennen, dass man behaupten sollte, um die Gnade mächtig darzustellen, habe sie die Sünde mit desto breiterem Behagen ausgemalt? Nichts ist ihr ferner als das Spiel der Sinnlichkeit, das halb verdeckt, um das scheinbar Verhüllte von der Phantasie hinter dem Schleier errathen oder suchen zu lassen, das mit sympathischem Kitzel bei schlüpfrigen Scenen verweilt. Keine einzige Stelle wird man aufweisen können, wo sie etwa sich lüstern zeigte im Sinne späterer, minder naturkräftiger Zeiten. Vielmehr gerade heraus sagt sie alles bis auf das letzte Wort, mit der naivesten Konsequenz, nichts behält sie auf dem Herzen, überall malt sie mit starken Strichen und dickaufgetragenen Farben. Man denke nur an die letzten Verse des Gongolf. Und dergleichen nackte Naturalien konnten mit den Zwecken der Andacht verbunden, und im Kreise der Nonnen laut und unbefangen vorgelesen werden! Lüsternheit ist überhaupt nicht im Charakter des früheren Mittelalters, es ist der Fehler schwächerer Generationen, in denen die Lust sich durch gesellige Formen eingeengt fühlt, wo man nicht sowohl die Verletzung des sittlichen Gesetzes als des heuchlerischen Scheines fürchtet. Jene Menschen waren viel zu natürlich, ihre Leidenschaft viel zu gewaltsam, um lange hinter dem Berge zu halten, offen geben sie sich, wie sie sind, sie suchen nicht auf Umwegen, was sie mit einem Griffe haben können, rücksichtslos stürzen sie sich auf den Gegenstand ihrer Begierde.

Ein anderes Wort hat die Dichterin im Dulcitius in den Mund der Dulderin gelegt: „Das Gelüsten bringt Strafe, der Zwang die Märtyrerkrone, Sünde ist nur da, wo der Wille zustimmt.“ Irene sagt es, indem sie der Verführung und der Besudlung durch die Sünde gewaltsam Preis gegeben werden soll. Sie spricht einen

Fundamentalsatz aus, der so viel heisst, als dem Reinen sei alles rein, er selbst könne nicht verunreinigt werden. Das ist der Ausdruck eines hohen sittlichen Idealismus, der aber, wo es sich um sinnliche Verhältnisse handelt, den Gefahren eines unsittlichen Quietismus am leichtesten ausgesetzt ist. Auch litterarisch appellirt Hrotsuit an diese Auffassung. Sie verkennt nicht, man könne ihr vorwerfen, sie habe Gegenstände, von denen nicht einmal zu sprechen, ja zu hören erlaubt sei, dichterisch bildend in ihre Seele aufgenommen; man könne den Zweifel erheben, ob sie nicht selbst, indem sie durch die Schilderung der Leidenschaften einem höhern sittlichen Zwecke dienen wolle, vielleicht gegen ihren Willen der Sünde theilhaftig geworden sei. Dies führt auf die Frage, ob es ein rein objektives, ein intellektuelles und nachbildendes Anschauen dieser Dinge gebe, oder ob mit ihrer Darstellung eine gewisse sittliche Mitschuld in der That verbunden sei. Doch das liegt auf der Grenze psychologischer und ästhetischer Untersuchung; hier wo es sich um Historisches handelt, soll nur daran erinnert werden.

Endlich ist dem Ueberwinder im Kampfe ein ewiger Lohn beschieden. Aber was keines Menschen Auge je geschaut hat, ist schwer anschaulich zu machen. Das beliebteste, unendlich oft wiederholte Gleichniss ist demselben Kreise entlehnt, dem Anfechtung und Sieg angehören. Der Preis ist die Verbindung mit dem *coelestis sponsus*. Dieses Verlöbniss und dessen treue Bewahrung sind auf Erden schon ein unüberwindlicher Schutz. Wer durch das Gelübde der Keuschheit in den himmlischen Brautstand getreten ist, kann ohne die schwerste Sünde keine irdische Ehe eingehen. Denn jenes ist die heilige Ehe an sich, ihr Zeichen der Schleier, ihre Vollendung das Martyrium. Wer es wagt, an die Geweihte des Himmels Hand zu legen, verfällt dem jähen Tode und der Verdammniss, denn eifersüchtig wahrt der himmlische Bräutigam seine Rechte. Dessen sind Zeugen jene heiligen Frauen herab bis auf die ältere Gerberg, deren irdischer Verlobter seinen Anspruch mit dem Leben bezahlen muss.

Am eingehendsten ist das dargestellt in der Legende der Agnes, die nächst der himmlischen Jungfrau selbst, das höchste Vorbild der Virginität ist. Glühend ist die Schilderung, die gegenüber der irdischen Bewerbung von der überschwänglichen Herrlichkeit entworfen wird, die der Heiligen wartet an der Seite dessen, der *thalamum construxit in aevum* 98. Der volle irdische Schmuck der Braut bis in die kleinsten Züge hinein, die sinnliche Verzückung wird auf die himmlische Liebe übertragen, das Gleichniss geht, soweit es sich

durchführen lässt. Anders gehalten sind die Verheissungen Ephrems. Den Engeln gleich soll Maria werden, hinaufsteigen über den Aether, den Kreis des Zodiacus beschreiten, bis sie endlich ruhen werde in den Armen des Sohnes der Jungfrau im lichtstrahlenden Brautgemach! Aber die schwärmerische Rede der Agnes steht fast wörtlich so im Leben derselben, das den Namen des Ambrosius trägt; die Autorität des Kirchenvaters brachte jedes Bedenken zum Schweigen. Auch gab es noch ein anderes uraltestes Beispiel dieser sinnlich idealistischen Verzückung. Die allegorisch mystische Auslegung des hohen Liedes hatte längst kanonisches Ansehen gewonnen. Schon da war der Geliebte der Seele zu finden, von dort sind die Grundtöne entlehnt. Hinter diesen Schilderungen im fünften Kapitel bleiben die Ueberschwänglichkeiten der Agnes zurück.

Stets ist dieses Gleichniss der Lieblingsausdruck der mehr weiblichen Richtung des Glaubens gewesen, wo die Versenkung, das Untergehen der einzelnen Seele in der himmlischen Liebe betont wird. Der unaussprechlichen Vereinigung wollte kein anderes Bild genügen. Bemerkenswerth ist dies mystische Element in einem Zeitalter, wo das Christenthum überwiegend als äussere That, Kampf, Eroberung, kirchliche Organisation auftritt. Ohne Zweifel hat auch Hrotsuit darin ihre Grundstimmung kund gegeben. Die häufige Wiederkehr, die wortreiche Ausführung, die Ueberschwänglichkeit, von der diese Schilderungen durchzogen sind, ihr heisses Gebet, in jenen jungfräulichen Chören einst auch ihre Stelle zu finden; das Alles zeugt dafür. Aber während sie das entsagende Heroenthum gottgeweihter Jungfrau verherrlichen will, vermag sie den von der Natur gezogenen Kreis in Wirklichkeit nicht zu überschreiten, denn der Ausdruck dieser Selbstverleugnung und der ihr beschiedene Lohn sind durchaus weiblicher Art. So konnte sich diesen Kultus nur ein Weib aneignen.

Doch gewönne man dadurch das Recht, auf Hrotsuits Charakter den Schatten eines schmählichen Verdachts zu werfen? Man kann ihre Grundansicht ascetisch beschränkt nennen, ihre Vorstellungen phantastisch, ihre Empfindungsweise schwärmerisch; oder wer das realistische Element ihrer Darstellungen im Auge behält, mag sie im Gegentheil naturalistisch grob finden, und wem die Bezeichnung mehr zusagt, in ihr das emancipirte Weib des zehnten Jahrhunderts sehen. Denn etwas von alle dem trägt sie unleugbar in sich, und weil sie von einer Idee ganz erfüllt und gehoben wird, ist sie über die dem Weibe auch damals gesetzte Schranke mit einer gewissen grossartigen Nichtachtung hinausgegangen. Aber ich meine, unmöglich ist es, die einfachen Grundklänge ihrer Seele zu

missverstehen, die tiefe glaubensvolle Ueberzeugung, die natürliche Unbefangenheit zu verkennen, die ihrer selbst gewiss, arglos ausspricht, was und wie sie die Dinge sieht. Geschmacklos kann sie werden, aber lügen kann sie nicht. Oder sollte man ihr im Ernste sinnliche Regungen zuschreiben wollen, die im Geheimen brennende Lust, die sich hinter heiligen Bildern versteckt, während der Mund von Frömmigkeit überfliesst? Es wäre eine unerhörte Schamlosigkeit, gepaart mit unerhörter Heuchelei; diese Erzählungen und Dramen aus der Feder einer Nonne des zehnten Jahrhunderts würden die frivolste Litteratur aller Zeiten überbieten!

Religion und Sittlichkeit ruhen auf ewigen unwandelbaren Grundlagen, aber mit dem wandelbaren Menschen unterliegen Verständniss und Darstellung derselben im Leben dem Gesetze bestimmter Entwicklung. Wer die Vergangenheit ausschliesslich nach der Gegenwart beurtheilen will, ist gegen beide ungerecht, und verfährt gewiss nicht historisch. Unsere Ansichten von dem was schicklich, was zulässig, und erlaubt sei, sind andere als damals; wenn wir feiner fühlen, schärfer unterscheiden, so sind wir dafür gleissnerisch und überfeinert, und wenn von der Derbheit, sind wir nicht minder von der Ursprünglichkeit, von der Stärke und Einfachheit der Empfindungsweise jener Zeiten weit entfernt.

Das Andenken der Nonne von Gandersheim ist uns zuerst und am lebhaftesten erneuert worden durch ihre historischen Gedichte. Der Name Ottos, dessen Bild sie aufstellen wollen, gab ihnen vor den andern Glanz und erweckte Theilnahme. Aber in der Litteratur der Geschichtschreibung stehen sie nicht in erster Reihe, mehr als ein Buch giebt es, dessen stofflichen Werth wir für dies Zeitalter höher anschlagen müssen. Hrotsuit selbst hat das geahnt, sie ist zufrieden, wenn das ihre in der Reihe dieser Zeugnisse nicht das letzte sei. Und das ist es nicht, ein achtungswerther Platz bleibt ihm. Doch ihr besonderer Werth ist damit nicht erschöpft, nicht dem Gebiete der Geschichtschreibung allein gehört sie an, dadurch wird sie hinausgehoben weit über den Standpunkt der Männer, hinter denen sie dort zurücksteht. So wie diese Frau ist, vielseitig in den Formen der Darstellung, realistisch kräftig in der Ausführung des Einzelnen, mitunter tiefsinnig, und doch von natürlichster Einfachheit, voll der Ahnung kommender Entwicklungen, steht sie am Eingange der abendländischen Kultur, in der ersten Hälfte des Mittelalters einzig da, mit keiner andern Erscheinung kann sie verglichen werden. Muss man sie, um ihr gerecht zu werden, in manchen Punkten nach ihrer Zeit beurtheilen, so würde es ungerecht sein, danach allein ihre Bedeutung feststellen zu wollen. Ihrem Geiste wird man einen

Masstab zugestehen müssen, der über das Jahrhundert hinausgeht; das ist ihre eigenthümliche Grösse.

Nicht besser wüsste ich diese Untersuchungen zu schliessen, als mit einem der vielen Epigramme, in denen die Dichterin von früheren Gelehrten gefeiert wird. Der Verfasser ist der Gandersheimische Geschichtschreiber Harenberg, der sonst redselig breit, hier einmal das kürzeste Wort gefunden hat. Als Inschrift am Fusse dieses Denkmals möge es seine Stelle finden:

Et genus et proavos celat Roswitha pudica,
Natalem ac mortem perfida fama tegit;
Scilicet hinc aliae possunt sibi quaerere nomen,
Ex scriptis ipsi gloria summa viget.

Beilagen.

1. Der Presbyter Eberhard und zwei andere Chronisten von Gandersheim.

Zur Begründung der im Texte S. 4 aufgestellten Ansicht ist es nöthig, auf Eberhards Gandersheimische Chronik näher einzugehen. Zu dem Zwecke gebe ich die folgende Zusammenstellung, die auf Erschöpfung der sich hier ergebenden kritischen Fragen keinen Anspruch macht, nur auf das Verhältniss zu den älteren Quellen der Klostergeschichte kommt es mir an.

Der erste, der 1709 diese niederdeutsche Reimchronik aus der Handschrift herausgab, unter dem Titel: *De fundatione et incrementis ecclesiae Gandeshemensis versus Saxonici antiqui*, war Leukfeld in den *Antiquitates Gandershem.* S. 353 ff.; 1711 folgte Leibniz *Script. rer. Brunsvic.* III, 149 ff.; 1734 Harenberg in der *Historia ecclesiae Gandershem.* S. 476 ff. Alle drei berufen sich auf die Handschrift, aber ihre Abdrücke sind gleich fehlerhaft, und der Text einer kritischen Revision höchst bedürftig. Der Verfasser charakterisirt sich selbst in der öfter angeführten Stelle XVII, 11. Nachdem erwähnt ist, Liudolf habe das Kloster 856 zu bauen begonnen, heisst es:

Von den iaren waren vorgangen, dat is war,
Verdehalf hundert unde daröver theyn iar,
Do düt bökelin to Düde wart ghekart
Van eynen papen de het Everhart;

woran sich die Aufforderung schliesst, für dessen Seele zu beten. In den letzten Versen XLI, 102 sagt er:

Wenne God gheve mynen leven vruwen salighen ende,
By der herschup ek an düssen dichtende wende,
Unde do uns ok de Romische vriheit so ghewolden,
Dat mit öme de hymmlesche vriheit beholden u. s. w.

Er zeigt sich dem Stifte eng verbunden; die liebe Frau, von der er mit Segenswünschen scheidet, unter deren Herrschaft er schreibt,

ist die zuletzt genannte Aebtissin Mahthild, die 1224 starb.[1]) Das Jahr der Abfassung ist genau 1216. Die letzte Thatsache, deren wenigstens im gereimten Texte erwähnt wird, sind *hantfesten,* durch welche Innocenz III. den wieder auflebenden Streit zwischen Hildesheim und Gandersheim zu Gunsten des letzten entschied; sie sind erhalten und datirt vom 11. Mai 1208. Eberhard erklärt damit seinen Stoff für erschöpft, *synt van Gandeshem enweit ek nicht mere,* und schliesst mit einer Schutzrede gegen voreilige Kritiker. Im Wesentlichen ist das Buch vollständig erhalten; der Eröffnung mit einem erbaulichen Prolog entspricht der Schluss. Der Kreis von Hülfsmitteln, den Eberhard vorfand, war ein sehr enger; die Folgen der wiederholten Feuersbrünste zeigten sich bereits sehr empfindlich. Seine Hauptquelle bezeichnet er in den obigen Versen, nur als Uebersetzer giebt er sich kund. Schon im Prolog 83 erklärt er, für ungelehrte Leute zu schreiben, er wolle

Van Latine keren to Düde
Dat van demsülven hertoghen steit ghescreven;
Ok en is syn hochnisse nicht vormeden
An enen boke, dat het Cronika.

X. 8 citirt er *dat latinische bok*, das er übersetze; ähnlich XXIV, 19, und XX, 40 führt er über Heinrich I. aus *dem boke* die originalen Worte an: *Et dilatavit gloriam populo suo, — similis factus est leoni.* Sie geben einen nicht unwichtigen Fingerzeig, doch bin ich ihnen bis jetzt in keiner der grossen Kompilationen oder Kaiserchroniken, die in Betracht kommen, begegnet.

Nach den Worten im Prologe *ok en is — nicht vormeden,* scheint es nicht zweifelhaft, da er seine Absicht bereits ausgesprochen hat, zu übersetzen, was von dem Herzoge lateinisch geschrieben sei, er hatte noch ein zweites Hülfsmittel, hier speziell als *Cronika* bezeichnet, wo ebenfalls von Liudolf die Rede war. Damit stimmt, dass er sich XVIII, 3 auf *böke* geradezu beruft. Das ihm geläufigste Citat ist *dat bok* schlechthin; kein anderes konnte über Liudolf und die Seinen einen reichern Stoff darbieten, als ein zu Gandersheim geschriebenes.

Aus den unten citirten Stellen wird sich eine ungefähre Anschauung davon gewinnen lassen.

Von Liudolfs Ehe mit Oda spricht er II, 15, III, 4; von ihrer Romfahrt VI, 2; von den drei ersten Aebtissinnen und Hathumods 22 Regierungsjahren VI, 45; XVII, 6 nennt er 856 als Jahr, wo der Bau begonnen habe; das XVIII. Kapitel hebt mit den Worten an:

Wanne, we, unde van weme Gandersem sy ghesticht,
Des sy gy nu bericht,
Alse ek van böken unde van lüden hebbe vernommen.

---

[1]) Harenberg S. 728, 745.

VII, 9 ist mit Berufung auf das *bok* die Rede von Bruno und Otto; IX, 37 vom Tode Odas, X, 9 von Liudgards Heirath mit König Ludwig; XXXIII, 23; XXXIV, 1, 11; XXXVIII, 34 von der Aebtissin Wendilgard; XXXV, 32; XXXVIII, 34; XL, 1 von Gerberg II.; XXXVII, 47; XL, 1; XLI, 26 von Sophia, und an letzter Stelle von der Weihe der neuen Kirche zu Anfang des Jahres 1007. Ein Buch dieses Inhalts konnte nur eine Stiftsgeschichte sein, sie begann mit der Gründung und einem Rückblick auf das Geschlecht der Gründer, und scheint mit jener Konsekration, die zugleich eine Beilegung des Streits war zwischen Willigis von Mainz und Bernward von Hildesheim unter Vermittlung Heinrichs II.,[1]) und mit der Regierung dieses ihren Abschluss erreicht zu haben. Nur einer Thatsache noch erwähnt Eberhard, der Schenkung Dernburgs durch den König am 3. September 1008;[2]) darauf bricht der Text mit XLI, 33 ab.

Die Herausgeber bezeichnen an dieser Stelle eine Lücke, deren Umfang nicht klar zu bestimmen ist, eine Vergleichung der Handschrift ergäbe vielleicht einen Anhaltspunkt. Am nächsten läge die Voraussetzung, den letzten Abschnitten des Originals habe sich die Zeit des Uebersetzers angeschlossen, er habe das Buch in entsprechender Weise bis dahin herabgeführt. So meinte Harenberg, Leibniz dagegen, der Schluss sei mit Heinrich II. eingetreten[3]). XLI, 34 kündet Eberhard die Absicht an, die Namen der Könige zu nennen:

De sint desmals dat Gandersem wart erhaven,
Dat rike helden an konekliker ghewalt,
Der an düssem boke achte sin ghetalt.

Es sind Ludwig, Konrad, Arnolf, Heinrich, drei Ottonen und Heinrich; es fehlen Ludwig der Deutsche und Ludwig das Kind. Man muss danach annehmen, das ältere Gandersheimer Buch umfasste nur einen Zeitraum von etwa 150 Jahren und ging über Heinrich II. nicht hinaus. In reimlosen Zeilen folgt darauf ein weiteres Kaiserverzeichniss bis Friedrich II., beginnend: *Na deme lesten Hinrike quam en Conrad.* Auch hier fehlen Heinrich IV, V. und VI., König Philipp ist ein Bruder Friedrichs I., sein Mörder wird Friedrich von Wittelsbach genannt, Irrthümer, die vielleicht nur Folgen des ungenauen Abdrucks sind. Ottos IV. Kaiserkrönung 1209 wird erwähnt, und endlich, *Frederik van Cecilien, des Keysers Hinriks sone, unterwant sek des rikes*, was die Weihe zu Mainz 1213 voraussetzt. Daran schliesst sich ein Verzeichniss der Aebtissinnen,

Nu höret ok van Gandersem der ebdischen namen,
De wil ek na dem boke beschedeliken saghen.

---

[1]) Ann. Hildeshem. 1007. Vita Bernwardi 43, M. G. III, 93; IV, 777.
[2]) Harenberg S. 656; B. 1044. St. 1506.
[3]) Scr. III, 4.

Es folgen die Namen mit Angabe der Regierungsdauer bis auf Adelheid von Hessen, die 1195 starb; dann beginnen wieder die Reimzeilen

Na der wart eyn vil eddel vruwe ghekorn,
Greven Borchardes dochter van Waltingheroh geborn,

und gehen nun bis zum Schlusse durch. Diese Aebtissin ist Mahthild I. Die in den folgenden Zeilen bei ihrem Namen stehende Bemerkung, *regerde 28 iar,* muss mit Waitz[1]) als späterer Zusatz bezeichnet werden, denn gleich darauf wünscht Eberhard ihr ein langes Leben. Schloss das oft citirte *bok* mit Heinrich II., so konnte diese Reihe nur bis auf die Nachfolgerin Gerbergs II., Sophia I., dorther entlehnt sein, die nach Ann. Hildesh. 27. Januar 1039 starb. Wie unsicher er jenseits dieser Grenzlinie wird, geht aus der Anmerkung hervor, Victor II. habe der Aebtissin Sophia *eyne handfestinghe* verliehen, da dieser doch erst 1054 Papst ward.

Noch könnte man versucht sein, die beiden Kataloge für eine ungeschickte Interpolation zu halten, durch welche der ursprüngliche Reimtext zerrissen worden sei, wenn nicht die Zeitgrenzen mit den oben erwähnten Bullen von 1208 und Eberhards eigener Angabe XVII, 11, dass er 1216 schreibe, zusammenfielen. Auch ist das Bemühen einer sprachlichen Anknüpfung, so ungeschickt es ist, doch unverkennbar. Man hat den Eindruck, dem Verfasser sei mit der Zeit Heinrichs II. der Stoff ausgegangen, und in Folge dessen habe er auch die Form verloren. Nach alle dem steht fest, das ältere Gandersheimer Buch ist nicht Hrotsnits Gedicht von den Anfängen des Klosters. Es war jünger als dieses und enthielt über die frühere Zeit manches, wovon jene nichts wusste. Sagenhaft, ohne Anhalt in Hrotsuits Darstellung, ist, was von der Entwendung des heiligen Bluts durch die Königin Liudgard berichtet wird X, 8, 18; und von der zweiten ergänzenden Schenkung des durch Arnolf zu Rom erworbenen Kreuzes, worin sich ebenfalls Gottesblut befand, XIV, 21, 35. Eine sagenhafte Weiterbildung der Geschichte der Liudolfinger ist es ferner, wenn II, 2 die Anfänge auf den Volkshelden Widukind zurückgeführt werden; ebenso wenig war der Name von Liudolfs Vater Bruno aus Hrotsuit zu entnehmen. In den Prim. 363 fällt Bruno im Kampfe gegen die Ungarn, aber das Buch IX, 6 weiss es dieses Mal in der That besser, und nennt die Dänen; was endlich Gest. 336 von der Versöhnung der Brüder Otto und Heinrich erzählt wird, konnte nur eine entfernte Grundlage für die Geschichte von der Darbringung Gerbergs durch ihren Vater Heinrich XXXIII., bieten. Dagegen fehlen gerade die legendenhaften Züge Hrotsuits, die Erscheinung Johannes des Täufers, die Lichter im Walde, die Entdeckung des Steinbruchs. Mit keiner Sylbe endlich gedenkt Eberhard seiner Vorgängerin. Ihr Gedicht von der Stiftung des Klosters in deutsche Reime zu

---

[1]) Ueber eine sächsische Kaiserchronik und ihre Ableitungen, Göttingen 1863, S. 40.

bringen, hätte ihm wahrlich näher gelegen, als sich die undankbare Mühe mit dieser späteren Kompilation zu geben. Hrotsuits Andenken muss dem damaligen Geschlechte überhaupt entschwunden gewesen sein.

Dennoch aber finden sich in der Reimchronik unverkennbare Anklänge an die Primord. Gand., nur aus dem Gandersheimischen Buch können sie stammen, dessen Verfasser jenes Gedicht allerdings noch gekannt und wohl in Prosa auflösend benutzt haben muss. Zu dem bereits im Texte gegebenen Beispiele füge ich die folgenden hinzu. Eberhard sagt III, 59, 74 von Oda:

Mit lefliken worden spade unde vro
Rat se örem heren dem hertoghe to.
— —
Mit Goddes dernen und ok synen bruden
Bed se öne lefliken eyn closter stichten etc.

Hrotsuit, Prim. Gand. 92:

Hinc nam legalem non raro sui seniorem
Exhortabatur blandis nimium suadelis,
Ut de gazarum construxisset propriarum
Sumptu coenobium divinis laudibus aptum,
In quo sacrandae Domino velamine sacro
Finetenus castae possent habitare puellae.

Von der Waldstelle, wo das Kloster erbaut werden soll, heisst es VI, 18, 30:

Darynne ydoch ni hacke noch de ploch
Darbevorn hedde ghegangen,
Mit groten woltbömen was se befangen,
De leit he schere utroden unde hauwen,
So men noch hüde mach wol beschauwen.
— —
Darumme heit he werken ene muren
Schone unde wit umme dat stichte.

Hrotsuit 228, 234:

Arboribus mox succisis spinisque reiectis
Consensuque suae dilectae coniugis Odae,
Omnino vallem iussit mundari eandem
Silvestremque locum. —
—
Protinus ecclesiae construxit moenia pulchrae.

Vgl. ferner X, 10 mit Hrots. 308, XXI, 15 mit 538.

Ob aber diese ältere Chronik auch zur Zeit Heinrichs II., mit der sie abschliesst, verfasst sei? Schwerlich. Die früheren Zustände erscheinen bereits mannichfach verdunkelt. Die Aebtissin Hrotsuit wird im Texte gar nicht genannt, dafür in dem Kataloge als ihre Vorgängerin eine Liudgard eingeschoben, die nicht existirt hat; die

Abstammung der Liudolfinger von Widukind ist sonst vor dem Anfange des zwölften Jahrhunderts nicht aufzuweisen.[1]) Die sagenhaften Geschichten von dem heiligen Blut tragen den Charakter einer spätern Zeit als des zehnten Jahrhunderts, unverkennbar ist ein gewisser Mangel an historischem Stoffe, an dem es einem Chronisten, welcher dem Streit zwischen Mainz und Hildesheim gleichzeitig war, am wenigsten gebrechen konnte. Eine genauere Bestimmung, wann er geschrieben habe, scheint danach kaum möglich, doch möchte ich glauben, im zwölften Jahrhundert. Unter allen Umständen war er älter als Eberhard, und Hrotsuits litterarische Nachwirkungen würden sich somit bis in jene Zeit verfolgen lassen.

Einen sonderlichen Werth hat also die verlorene Chronik nicht. Auch Eberhard fühlt die Stoffarmuth, und sucht sie durch breite Betrachtungen zu verdecken; nur allzu oft geschieht ihm, was er XI, 1 selbst eingesteht: *Ute de straten was ek en lüttik ghefaren.* Aber er ergänzte auch aus anderer Quelle. Waitz hat dargethan, dass er bei der sagenhaften Erzählung von Heinrichs I. Ungarnschlacht bei Iechaburg einer Ueberlieferung folgte, die der sächsischen (Repgovischen) Kaiserchronik und den Ann. Palidens. nahe verwandt ist.[2]) Doch ist eine weitere Berührung weder mit jener noch mit dieser nachzuweisen. Ganz im Geschmacke der spätern Sage ist die Geschichte, wie Arnolf das Kreuz mit dem Gottesblute zu Rom von Formosus erworben habe, XIV, 21 *secht uns by alle der tyd gescreven eyn bok;* auch das finde ich in keiner der grossen Kompilationen, die sonst wohl als Quelle benutzt werden. Dann folgt von XIX bis XXXII eine Episode aus der Kaisergeschichte von der Wahl Konrads I. bis zur Krönung Ottos I., in der, mit Ausnahme der Ungarnschlacht, eine Paraphrase Widukinds auch in kleinern Zügen erkennbar ist; dass er diesen selbst nicht vor sich hatte, beweisen schon die lateinischen Worte XX, 40. Auch hier wird das Buch citirt XIX, 14, 28; XXIV, 19; XXV, 4, 73; XXVIII, 2; XXXII, 11. In allen diesen Abschnitten findet sich keine Beziehung auf Gandersheim, erst in den Endversen von XXXIII wird der Name wieder genannt, und dadurch an XVIII, wo zuletzt davon die Rede war, angeknüpft. Dieses ganze Bruchstück der Kaisergeschichte fand Eberhard daher schwerlich in der Gandersheimer Chronik, sondern in irgend einer andern allgemeinen, die Widukind näher stand, aber bereits mit spätern Sagen versetzt war. Mir scheint, zuerst allgemein im Prologe, dann mit dem Citat XIV, 21 führt er sie als *eyn bok* ein, während er sich vorher stets auf *dat bok* beruft, und dann XVIII, 3 auf *böke.*

Noch wäre die Frage, ob sich in der späteren Litteratur eine Hindeutung auf jene Klostergeschichte erhalten habe. Man könnte sie finden in den Citaten der Braunschweiger Reimchronik V, 33 und VIII, 55 *van Gandershem de Kroneka secht.*[3]) Aber wie Pertz

---

[1]) Waitz, Heinrich I, S. 185.
[2]) Heinrich I, 246; Ueber eine sächsische Kaiserchronik S. 38.
[3]) Leibniz Scr. III, 8, 13. Vgl. Pertz, M. G. IV, 304. A. 28.

bemerkt, ist das nichts anders, als Eberhards Buch; der viel jüngere Verfasser schreibt ihn aus, wie folgendes Beispiel zeigt, Chron. rythm. VI, 39:

Do se to Rome quamen,
Unde losunge örer sünde namen
Van deme pawese Sergio,
Vor sine sünde opfferde he do
Sancten Peter wat he in sinen lande
Eygenes hedde by der Gande.
De pawes gaf öme rike gift
Düre handfeste unde schone scrift,
Dat et solde blyven stede,
Wat he gebuwet hedde oder dede etc.

Eberhard IV, 11, 17, 26:

Unde do se dar met oytmode quemen
Unde seghenunge des pawes nemen,
Unde losunge van ören sünde bande,
Wat de herre eghens hadde by de Gande
— —
Dat gaf he sinte Peter vor örer beyder sünde.
De pawes gaf ok öme syne orkünde
Mit eynem breve, de is hantfeste ghenannt;
— —
He gaf öme schöne unde herlike gift
Wat he dar up syn erwe ghebawet hedde,
Unde ok van dem daghe forwedder dede etc.

Endlich ist auch von dem viel späteren, durch seine Bemühungen um die ältere Geschichte verdienten Heinrich Bodo ein Wort zu sagen, dem Mönche vom Kloster Clus, das bei der Kirche St. Georg, nahe bei Gandersheim, durch die Aebtissin Adelheid II. 1124 gestiftet worden war [1]). Als eifriger Gegner der Reformation, fand er in dieser die Anregung an ältern Zeugnissen zu sammeln, was noch erreichbar war. Auf Grund derselben arbeitete er im Laufe von etwa zwanzig Jahren die beiden sich gegenseitig ergänzenden Bücher aus, welche er in den einleitenden Distichen als *syntagmata fratris Hinrici Bodonis,* und in der Vorrede als *de ecclesiae Gandesianae fundatione* und *de Clusini coenobii constructione* näher bezeichnet. Durch seine wiederholte Durcharbeitung und den stückweis, erst von Meibom, dann von Leibniz gegebenen ungenauen Abdruck, wird der Ueberblick nicht wenig erschwert [2]). Die Vorrede

---

[1]) Harenberg S. 1607.

[2]) Meibom Scr. rer. Germ. II, 479 gab die erste Hälfte des Gandersheimischen Syntagma bis auf Bertha II., sie starb 1251, heraus; Leibniz Scr. II, 330 ff. die Vorrede des ganzen Werks, die vorangestellten Verzeichnisse der Hildesheimischen Bischöfe, der Aebtissinnen, und die zweite Hälfte der Gandersheimer Geschichte, II, 345 Selecta ex chronico Clusino; darauf liess er III, 701 die erste schon bei Meibom gedruckte Hälfte folgen *ex mscpto emendatum atque suppletum.*

des *Chron. Clusinum* ist von 1523, der Text schliesst mit 1538, worauf eine Notiz folgt über den Tod des Abts Konrad 1541 nebst einem Verzeichniss des Präsenzstandes der Mönche, in dem der Verfasser mit seinem deutschen Namen Boden erscheint. Das *Syntagma de ecclesia Gandesiana* führt den vollständigen Titel, *de constructione coenobii Gandesiani, perfectione quoque et defectione eiusdem;* es beginnt mit der Geschichte der Liudolfinger, und endet mit der Wahl der Aebtissin Maria von Braunschweig 1531. Doch S. 340 erscheint das Jahr 1534 als ein bereits vergangenes.

Bodos mannichfaches Material war von sehr verschiedenem Werth. Unter den Urkunden befand sich auch der untergeschobene Stiftungsbrief Liudolfs für Gandersheim, den er wohl, wie anderes, dem II, 336 angeführten *copiale litterarum Gandeneshemensis ecclesiae* entnommen hatte. *Vetustissimos codices perlustrando scrutari haud destiti,* sagt er II, 331; und darauf: *habet quidem ecclesia Gandesiana aliquot abbatissarum nomina libro assignata cum annorum numero, quo praefuerunt,* also Kataloge. Aber er findet diese *schedulae auctore carentes* nicht frei von groben Irrthümern, daher er es vorziehe, den Urkunden als den sichersten Führern durch die Reihe der Regentinnen zu folgen. Der *schedulae* erwähnt er noch III, 720, 724; ferner *libri* III. 706, *chronica* und *chronographi* III, 710, 718, 720, 724; namentlich hebt er Otto von Freising hervor, um ihn durch *Saxonici scriptores* zu korrigiren, ebenso den Vincenz von Beauvais III, 724. Dies mag zu seiner vorläufigen Charakteristik hinreichen, da es nicht die Absicht ist, seine Litteratur, die reicher ist als sie scheint, im Einzelnen zu prüfen. Er steht bereits auf dem Standpunkte eines modernen Forschers, er erkennt die Bedeutung seiner Aufgabe und geht an ihre Lösung nicht ohne kritische Umsicht.

Zunächst kommt es auf sein Verhältniss zu Hrotsuit und der ältern Gandersheimer Chronik an.

Seinem ausführlichen im Texte S. 15 gegebenen Zeugnisse füge ich noch die folgenden Stellen hinzu. Im Eingange der Vorrede II, 331 heisst es: *Opusculum illud illustrissimae sanctimonialis feminae Hroswithae, in quo ecclesiae memoratae fundationem heroico canit poemate, fateor, me et accendit, et ad rem propemodum compulit. Hoc namque post sexcentos annos latenter in aliquorum notitiam deductum — et se monialem poetis ipsa non uno in loco appellat.* Es sind die Primordia Gandeshem. gemeint; sie gehörten gewiss zu den Schriften, von denen er in den Distichen sagt *male quae latuere.* Nach alle dem wird man vermuthen dürfen, er selbst habe bei seinen Nachforschungen das Gedicht wieder aufgefunden, oder zuerst in seinem Werthe erkannt. III, 710 unterscheidet er die *Hroswita poetis*, deren Werke man besitze, und in denen sie sich als Zeitgenossin Gerbergs II. kund gebe, von der Aebtissin gleiches Namens. So unbedingt ist er von ihrer Autorität beherrscht, dass er auch ihren Irrthum III, 706 festhält, nicht gegen die Dänen, sondern die Ungarn sei Bruno gefallen, *cum Hrosvita poetis temporibus illis vicinior — pedestri* (wohl ein Schreibfehler) *describat sermone.* Seine ausführliche Darstellung der Gandersheimer Anfänge ist eine wörtliche Paraphrase der Primordien bis auf den Tod Christinas. Ein-

geschaltet sind einige wenige lokale Notizen, Urkunden und die Abschnitte: *De cruore sancto Gandesiam translato,* über Arnolf, namentlich *regis Arnolphi, postea imperatoris, ad coenobium Gandesianum donatio;* eben die, welche sich bei Eberhard finden. Ebenso kehrt auch wieder: *Illustris princeps Henricus, regis Ottonis magni frater, filiam suam Deo in coenobium obtulit;* III, 705, 707, 711.

Eberhards erwähnt er III, 717, 718 als *ille qui rhithmo de ecclesiae Gandesianae constructione scribit Teutonice,* oder, *is qui nota omnibus lingua historiam ecclesiae Gandesianae contexuit;* es geschieht um ihn zu korrigiren, irrthümlich habe er Heinrich II. Ottos III. Bruder genannt[1]). Den Namen nennt er nicht; fast scheint er Eberhard als Vulgarschriftsteller zu missachten. Das Ende Konrads I. berichtet er genau mit denselben Worten wie Widukind, das kann also nicht aus der Reimchronik übersetzt sein. Er hat nichts von ihrer Darstellung der Ungarnschlacht, bei Hatto verweist er auf die *chronica,* bei Heinrich I. und Otto I. fasst er sich sehr kurz. Ausführlich spricht er über den Gandersheimer Streit, aber man erkennt sogleich die Vita Bernwardi und Godehardi, er nennt sie ausdrücklich III, 717, 718. Von diesem wichtigen Punkt wusste er nicht mehr zu sagen als Eberhard, mit dem er die sonst nicht überlieferte Notiz gemein hat, bei der Weihe von 1007 seien zwölf Bischöfe zugegen gewesen. Wenn er die Verzeichnisse der Aebtissinnen, denen Eberhard folgte, noch vor sich hatte, so scheint doch, jene Gandersheimer Chronik, das *bok*, war nicht mehr vorhanden, und die Geschichten vom Gottesblut und der Darbringung Gerbergs hat er der Reimchronik nacherzählt.

---

2. Die neueste Hypothese über Hrotsuit und ihre Werke.

Seit achtzig Jahren ist der Münchener Kodex der Hrotsuit einer Reihe von Forschern durch die Hände gegangen, von denen ein jeder ihn für seine Zwecke untersucht oder ausgebeutet hat, Gercken[2]), Pertz[3]), Ruland[4]), Barack[5]), Bendixen[6]), zuletzt noch Jaffé. An-

---

[1]) So XLI, 7. Aber auch in Bodos Korrektur ist ein Irrthum, denn III, 717 wird Eberhard beschuldigt Heinrich II. *filium Ottonis III.* genannt zu haben.
[2]) Reisen durch Schwaben, Baiern. Stendal 1784, II, 101.
[3]) Archiv VII, 409.
[4]) Serapeum 1857, N. 2.
[5]) Werke der Hrotswitha S. LX.
[6]) Hrotswithae comoediae sex. S. IX.

ders freilich weiss es Aschbach; nach ihm hat die Handschrift „bisher eigentlich Niemand einer genauen und unbefangenen Prüfung“ unterzogen! So sagt er in der Vorrede zu der „zweiten vermehrten Auflage“ seiner 1867 in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gehaltenen Vorlesung, Roswitha und Conrad Celtes. Allerdings hat „bisher eigentlich Niemand“ eine Ahnung der Möglichkeit gehabt, diesen Kodex für untergeschoben zu erklären. Denn wer von Handschriften Einiges wusste, und diese gesehen hatte, konnte nicht zweifeln, sie gehöre dem zehnten oder dem Anfange des elften Jahrhunderts an. Aschbach allein war die Entdeckung vorbehalten, sie sei „ein Machwerk aus dem humanistischen Zeitalter“, und die angeblichen Dichtungen Hrotsuits in dieser Schule geschmiedet; eine Entdeckung, die er, vorläufig ohne die Handschrift gesehen zu haben, gemacht, und als „Fortschritt der Wissenschaft“, als „das richtigere Neue, das sich gegen den Widerspruch der Autoritäten Bahn brechen“ müsse, proklamirt hat. Zwar hat er die zweite Auflage von 1868, ausser einigen Zusätzen über die Legende des h. Pelagius und den Ottonischen Panegyricus, auch mit „nachträglichen Untersuchungen über die Münchener Handschrift“ vermehrt, auf Grund „der Einsicht, welche er selbst von dieser genommen“, S. 73 ff.; allein da seine Angaben an Genauigkeit manches zu wünschen übrig lassen (z. B. werden Blatt und Verszahl wiederholt irrthümlich citirt) und ihm selbst seine aus innern Gründen gewonnene Ansicht nur bestätigt worden ist, so halte ich mich verpflichtet, auch nach den oben genannten Kritikern zur Charakteristik der Handschrift einige Worte zu sagen, zumal da Rulands gründliche Abhandlung im Serapeum: „Der Originalkodex der Roswitha und die Herausgabe desselben durch Konrad Celtes“ nur auf die Auseinandersetzung von Druck und Kodex ausgeht.

Die Handschrift trägt die neue Signatur Cod. Lat. 14485. Rat. G. Em. 485, und am Fuss des Rückens die ältere E. CVIII, ist in Quart, 9½ Zoll hoch, 6½ Zoll breit, in altem Holzeinbande, auf dessen Vorderseite ein schmaler Papierstreif geklebt ist, mit dem Titel von einer Hand s. XIV: *Carmina Roswidis sanctimonialis.* Am obern Rande des hintern Holzdeckels findet sich eine eiserne Klammer; entweder wurde der Kodex in der Bibliothek aufgehängt, oder als Kostbarkeit angeschlossen. Die ältere Signatur und der Titel rühren unzweifelhaft aus dem Kloster St. Emmeram her; andere Zeichen, die auf die Art der Entstehung hinweisen könnten, sind nicht vorhanden. Das Pergament ist ungleich, in der ersten Hälfte dünn, fein, weiss, später mehr stark, narbig, gelblich; gegenwärtig sind es 150 Blätter, nach Quaternionen, meistens zu je achten vertheilt. Doch bestand die erste Lage nur aus 4 Blättern, von denen das erste ausgeschnitten ist; der 14. Quaternio hat nur 5, der 17. 7, der 18. 9 Blätter. Mit f. 148 schliesst der 19. Quaternio, eine Lücke tritt ein, kenntlich durch den Falzstreifen und die Reste des Heftbindfadens; die fehlenden Blätter, nach Pertzs Annahme wohl ein ganzer Quaternio, scheinen ausgerissen, auf dem untern Rand f. 148′ steht von älterer Hand: *Nota.* Dann folgen zwei zusammenhängende Blätter, zwischen denen abermals mehrere, etwa 6,

fehlen mögen. Es sind die beiden Lücken in den Gest. Odd., beginnend mit 1141 und 1479. Man muss vermuthen, erst in diesem Einbande habe die Handschrift die schwere Verstümmelung erfahren. Sie wäre also jedes Falls vor Celtis eingetreten, und die Veranlassung dazu nicht mehr in dem Inhalte zu suchen.

Bevor der Kodex eingebunden wurde, müssen einzelne Theile längere Zeit gesondert aufbewahrt worden sein. Die Heiligenleben umfassen 2 Blätter und 9 Quaternionen und schliessen f. 77′ mit dem *Explicit liber primus*, Barack S. 133. F. 78 folgt die Vorrede der Komoedien, umfassend 6 Quaternionen, 3 Blätter und 1 Seite, sie enden f. 129 im 16. Quaternio; f. 129′, 130 die beiden kleinen Gedichte: *Dicat amen* und *Johannes*, Barack S. 360, 361; f. 130′ die Vorrede zu den Gestis und diese selbst, auf den 2½ letzten Seiten des 16. Quaternio, und den 17. bis 19. und 2 Blätter umfassend. F. 77′ zeigt sich das Pergament staubgeschwärzt, stark abgenutzt, die Schrift minder klar, ebenso f. 78; beide waren also als letzte und erste Seite gesonderter Lagen oder Hefte dem Angriff zuerst ausgesetzt. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich f. 131′, enthaltend den Schluss des Briefs an Gerberg, und f. 132 den Anfang der Gesta. Legenden, Komoedien und Gesten haben also ursprünglich gesonderte handschriftliche Massen gebildet.

Auf den einzelnen Blättern sind, wie in der Regel bis ins zwölfte Jahrhundert, Rand und Linien mit dem Stift vorgezogen, 24 auf der Seite, und ebenso viel Schriftzeilen, nur auf einigen der letzten Blätter weichen beide von einander ab, da finden sich 26 Zeilen. Die Schrift hat durchgehend den Charakter derselben Zeit, aber nicht derselben Hand, f. 80 mit dem Argument des Gallicanus beginnt eine andere gleichzeitige, bessere Hand, die Buchstaben sind grösser, fetter, die Tinte mehr braun als schwarz. Den Unterschied zeigt ein Blick auf die beigegebene photographische Tafel; man vergleiche die Buchstaben *a*, *g*, *ct* in der Passio Dionys., mit denen der andern Zeilen aus Gallican und den Gestis. Die Schrift selbst ist die runde Minuskel des zehnten oder beginnenden elften Jahrhunderts, abgeschliffen, klar, durchsichtig; Worte und Buchstaben werden mitunter durch ungleichmässige Zwischenräume getrennt, und dadurch, aller Deutlichkeit ungeachtet, Lesefehler hervorgerufen, z. B. Dion. 37 *sor deveter ni*. Das *i* wird nicht ausgezeichnet, *e* und *ę* finden sich für ae gleich häufig, Abkürzungen im Ganzen wenig, der — für *m*, *c̄* con, *ēē* esse, q^i q^o, dann wie üblich für prae, per, post, pro. Ueberschriften und Initialen sind roth, anfänglich sehr sorgfältig ausgeführt. Der Titel der ersten Legende füllt in 6 Zeilen f. 3, der erste Vers in 4 Zeilen f. 3′ allein, später sind hin und wieder für den Rubrikator Lücken gelassen, auch fehlt bisweilen die Ueberschrift ganz. Die Eintheilung der Textmasse in Bücher, wenigstens in zwei, lässt sich zwar aus dem *Explicit* der Legenden entnehmen, ist aber sonst nicht angedeutet.

Gegen die Echtheit des Kodex hat Aschbach zweite Auflage S. 77 ein palaeographisches Zeugniss Halms aus einem an ihn gerichteten Brief abdrucken lassen. Sechs Gründe werden darin geltend gemacht: die eckige Schrift, die Unsicherheit der Hand, die

ein Nachmalen verrathe, das spitze v mitten im Worte, der gemalte Schnitt, die grosse Korrektheit der Schrift, und das Erscheinen einer andern Hand mitten im Kodex. Hinsichts der beiden ersten Punkte verweise ich auf die Schriftprobe, in der ich den eckigen Charakter nicht zu erkennen vermag; die erste Hand ist allerdings weniger fest als die zweite, aber darum doch schwerlich nachgemalt; *v* neben *u* ist im zehnten Jahrhundert so ungewöhnlich nicht, um gegen die Authentie zu entscheiden; noch viel weniger kann man das den beiden letzten Gründen zugestehen. Halm selbst hat keinen grossen Werth darauf gelegt, da er, wie Aschbach S. 78 klagt, sich durch Jaffés Urtheil später habe „in auffallender Weise“ umstimmen lassen. Auch ist die Handschrift keineswegs sehr korrekt, am wenigsten autograph, wie Celtis meinte; vielmehr hat der Abschreiber sein Original oft nicht richtig gelesen und sonderbare Fehler gemacht. Er hat bereits einen alten fast gleichzeitigen Korrektor gefunden, der viele Irrthümer doch nicht alle verbessert hat. Z. B.: Maria 57 *sue* korr. *sui*, 73 Hds. *substantiala* korr. *ola*, 613 H. *samulata* K. *simulata;* Theophilus 17 hat K. hinzugefügt *vocitari*; 302 *fragis* K. *li*; Dion. 100 *cuntis* K. *cunctis*. S. 144 H. *primicenos* K. *primicerios;* 145 *geres* K. *geras*; 153 H. *introducuntur* K. *introducantur*; 155 H. *luctari* K. *lucrari,* 164 H. *cogitatione* K. *intentione*; 179 H. *quam ut servus veneretur ut dominus* K. *quam servos venerari ut dominos,* 184 H. *caput* K. *capere*; 221 H. *fores* K. *foras*; 226 fügt der Korrektor hinzu *amatoris;* 252 H. *calore* K. *colore;* 278 H. *lustris* K. *olympiadibus*. In den Gestis verschwindet der alte Korrektor fast ganz; Fehler wie *eua namque* für *vanaque* 230 sind stehen geblieben.

Davon ganz unabhängig sind Celtis' Korrekturen und Zuthaten, von denen Ruland und die früheren Herausgeber vornehmlich sprechen. Sie sind flüchtig in den Schriftzügen s. XV meist auf den obern oder den Seitenrand geschrieben, und haben den Zweck, den Kodex in ein Manuscript für die Druckerei zu verwandeln. Ueberall hat er die fehlenden Ueberschriften ergänzt. So gleich f. 1 *Hrotsuithe illustris mulieris germane gente saxonica orte in opera sua carmine conscripta praefacio feliciter incipit* (*inscipit* liest Aschbach S. 82); dann über den Widmungsversen: *Ad Gerbergam abbatissam in Gandeshaim Ottonis primi imperatoris neptem.* Als Kolumnentitel fügt er am obern Rande die Namen der Heiligen hinzu, zu den Gesten die Argumente der einzelnen Abschnitte, wo sie eben Platz finden; s. auf der Tafel *Incipit Hystoria postquam* etc. Für die längern der Legenden hat er einzelne Manuscriptblätter gehabt, auf die in folgender Weise verwiesen wird; z. B. zwischen Ascensio und Gongolf: *Hic insere argumentum. Prefacio in Gungolfum;* oder beim Pelagius 11 *Argu. F. hoc infra ponatur supra partibus occiduis* (sind die Anfangsworte des Pelagius). Auch lassen sich am Rande der Handschrift die Kustoden der nicht paginirten Seiten des Druckes genau verfolgen. Bei dem Titel der Maria III, dann V. 590 beginnt, entsprechend dem Zeichen *e* im Druck, eine neue Seite, 634 mit *e III.* abermals u. s. w. In der Schriftprobe sind neben der Passio Dion. und den Gest. H. 8 und I. 12 zu vergleichen f. 76'

und 79 in der Epist. ad Sapient. ist am innern Rande der leserliche Abklatsch eines Druckblatts erkennbar.

Oft erwähnt sind seine eigenen Korrekturen, die Emendationen des Textes sein sollen, aber keineswegs alle Fehler treffen, noch auch überall glücklich sind. In manchen Fällen finden sich Abweichungen in der Ausgabe, wo die Handschrift keine Korrektur zeigt; Celtis änderte also nachträglich während des Druckes. Charakteristisch für seine Arbeit ist, dass er die beiden grossen Lücken in den Gestis, der Argumente die er einschaltet ungeachtet, nicht bemerkt, und den Text ohne irgend ein Zeichen der Unterbrechung fortgehen lässt, während er an andern Stellen kleinere zu füllen sucht. So in den Widmungsversen 4, schaltet er *hic* ein zur Vermeidung des Hiatus, den er überhaupt zu tilgen sucht, 6 korrigirt er *construit* für *instruit*, Maria 408 ergänzt er den unvollständigen Hexameter durch *mox,* Theoph. 282 durch *genitrix,* Convers. 67 *mente,* Dionys. 36 *fuerant,* 246 *sermo*, Agnes 140 *mox,* Gallic. 155 *obsequitur.* Zweimal hat er einen ganzen Vers eingeschoben. Pelag. 198 liest die Handschrift:

Illic ergo viri venerunt sedulo primi,
Mulcendo mentem iuvenis causa pietatis,
Necnon praedulcis gustassent ipsius oris
Verbula etc.

Es sind die Hofléute, die den Pelagius im Kerker besuchen, für ihn gewonnen werden, und dem Könige empfehlen. Wegen des *gustassent*, schaltet Celtis nach 199 ein:

Qui cum vidissent vultum capti speciosum;

ursprünglich hatte er *graciosum* geschrieben, dann aber ausgestrichen. In der Pommersfelder Abschrift fehlt dieser Vers. In der Conversio giebt der Magier dem Jüngling ein Schreiben an den Teufel mit auf den Weg, der Inhalt wird direkt angegeben, dann heisst es 64:

Hanc ita perscriptam misero dederat quoque cartam,
Supra gentilis tumulum sub tempore noctis.
Quod mox praeceptum [mente] amplectens male suasum
Gaudens tendebat etc.

Am untern Rande schaltet Celtis zwischen 65 und 66 folgenden Vers ein:

Stans erebi domino suplex, dicens dabis illam;

für *dicens dabis* hatte er erst gesetzt *stans ferat.* Nach Aschbach S. 87 wäre 67 *Quod mox* etc. der eingeschaltete Vers. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, dass in den Varianten bei Barack S. 100 in Folge eines Druckfehlers die beiden Verse *Stans erebi* etc. und *Quod mox* etc. mit der Zahl 67 bezeichnet sind, und somit Baracks Worte: „Dieser Vers rührt vom Korrektor des Kodex her“ irrthümlich auf *Quod mox* etc. bezogen werden können. Danach scheint

es, Aschbach sei nicht der Handschrift, „von der er Einsicht genommen“, sondern dem Druck gefolgt. Auch die Distichen *Dicat Amen* giebt er S. 84 nicht, wie sie in der Handschrift stehen, die zweite Hälfte des ersten Verses am Rande von unten nach oben geschrieben, sondern, wie Barack S. 360, als eine Art Ueberschrift. Die beiden eingeschobenen Verse sind sicher nicht Hrotsuits, sondern Celtis' Eigenthum; beide Mal hat er nach dem Ausdruck gesucht und ihn korrigirt, und beide sind überflüssig. Denn liest man Pelag. 200 für *Nec non Qui cum*, so ist der Sinn hergestellt; die zweite Stelle ist ohne die Einschaltung vollkommen verständlich.

Von vielen Beispielen überflüssiger oder unrichtiger Korrekturen, denn alle anzuführen ist nicht nöthig, füge ich noch einige hinzu: Pelag. 259 liest die Handschrift *Subdere mox morti ferro iugulosque forari,* ganz verständlich, dafür Celtis im Druck, nicht in der Handschrift, *Subdere vos morti vestros iugulosque,* Theoph. 310: *sacris expansis — palmis,* Celtis Druck *expassis;* 405 Handschrift *miltem* (für *mitem*) *dulcem Christi pietatem,* Celtis Handschrift *multam,* Druck *dulcis.* Das Verdienst, das schlagendste und durchgreifendste Beispiel, welches allein hinreichen würde, das Verhältniss klar zu machen, zuerst hervorgehoben zu haben, hat sich Christ erworben in einem Artikel der Allgemeinen Augsburger Zeitung[1]). Dionys. 33 liest die Handschrift *Festinat subito Damari cum coniuge cara,* Dionysius, um sich durch Paulus taufen zu lassen; Celtis, möglicher Weise schon der Schreiber des Kodex, las, durch die Schriftzüge irregeleitet, für *damari clamari.* Da dies freilich sinnlos ist, und Celtis sich aus Acta Ap. 17, 34 des Namens der Damaris nicht erinnerte, korrigirte er in der Handschrift *cupiens*, nicht *cupidus*, wie Aschbach S. 79 sagt, wohl aber nahm er diese zweite Aenderung in den Druck auf. Ferner Dionys. 67 Handschrift *caelis ill* (*i* fehlt) *patefactis,* Celtis Handschrift und Druck *cellis coeli pat.;* Agnes 93 Handschrift *auribus — suspendit inaures,* Celtis *torquibus* in der Handschrift, was er im Druck wieder in *auribus* hergestellt hat. Die Abweichungen des Drucks in den Gesten sind, mit Ausnahme einiger Stellen, während der Korrektur desselben entstanden, in der Handschrift finden sie sich nicht. Derselben Gattung gehören fast alle fernern Beispiele an, die Aschbach S. 86 giebt, indess ohne einen bestimmten Schluss daraus zu ziehen.

Die Pommersfelder Papierhandschrift aus dem XV. Jahrhundert ist eine Abschrift der Münchener, wie Barack S. LXI gezeigt hat. Es finden sich darin dieselben lückenhaften Verse, z. B. Gongolf 75, Theoph. 168, 282, Dionys. 36, 246; dieselben Fehler Pelag. 259 *mortifero* für *morti ferro*, 275 *sanguinis* für *sanguis,* 337 *nancissecentes* für *nanciscentes;* Theoph. 172 *ducturus* für *dicturus,* 302 *fragis* für *fragilis*, 362 *laetari* für *letali,* 370 *vastoris* für *vastatoris*, 403 *tristicia* für *tristia* etc. Dagegen kennt sie Celtis' Korrekturen nicht; der Vers Pelag. 200 fehlt hier, ebenso, um von

---

[1]) 1867 N. 226 Beilage. Andere Beispiele aus den Gesten führt auch Waitz an in der Recension, Göttinger Gel. Anzeigen 1867, S. 1263 ff.

vielen Fällen einige anzuführen, die Aenderungen Maria 543, Ascens. 42, Pelag. 189, Theoph. 455, auch Dionys. 33, *cupiens* für *Damari*, 244, Agnes 328, Sapient. 277, 283 *Italiae*, *Italicas* für *Greciae, Greculas.*

Wenn es noch eines Moments bedürfte, um den Unterschied des alten ächten Kodex und des spät nachgemachten klar herauszustellen, so hat man nur den der K. Bibliothek zu Berlin gegen den Münchener zu halten. Das Berliner Manuscript lat. Theol. 265 fol. auf starkem Pergament, könnte der sorgfältigen Schrift nach für s. XIV ex. gelten, es hat einen kalligraphischen Charakter. Dennoch ist es nichts als eine Abschrift aus Celtis Druck, dessen Ueberschriften, Argumente der Legenden wie der Gesten, und Lesarten, auch Dionys. 33, es getreulich wiederholt, ja auch die Epigramme von Celtis und seinen Freunden. Nur in der Ueberschrift des ersten ist hinter Dalbergs Namen eingeschoben, *cum adhuc viveret;* dieser starb im Juli 1503. Am Ende nennt sich der Schreiber, *Finis operum — per me fratrem Valerium Meyensem in hanc formam scriptorum;* auf dem Vorsetzblatte bemerkt eine andere Hand, der *frater Valerius de Meyen* sei gestorben 1556. Ein später Nachzügler des Mittelalters, der Celtis' Ausgabe wegen ihrer Seltenheit abschrieb. Wäre dieser Kodex der einzig erhaltene, so würde Aschbachs Raisonnement wenigstens einen fassbaren Haltpunkt haben.

Selten hat eine Hypothese, die aus der gelehrten Schule stammt, binnen kürzerer Zeit eine weitere Verbreitung erlangt, als die Behauptung, Hrotsuits Gedichte seien das Machwerk einer humanistischen Gesellschaft des funfzehnten Jahrhunderts. Journale und Tagesblätter, deutsche, französische und englische, bemächtigten sich der piquanten Neuigkeit für ihre Feuilletons, in der Allgemeinen Augsburger wie in andern Zeitungen wurde für und wider gestritten, im Magazin für Litteratur des Auslandes 1867, N. 44, in den Ergänzungsblättern des litterarischen Instituts zu Hildburghausen III, 404 die Frage besprochen. Ein Kritiker im London Chronicle 1867, N. 33 rühmt Aschbachs *comprehensive and sober criticism,* ein französischer in der Revue de l'instruction publique 1867, N. 30 glaubt sich berechtigt, den verdienstvollen Magnin wegen seines ritterlichen Eifers für die angebliche Dichterin zu verspotten. Manche freuten sich im voraus der verblüfften Gesichter der zünftigen Kritiker, die sich durch einen aus ihrer eigenen Mitte in so unangenehm überraschender Weise enttäuscht sehen müssten.

Negative Ergebnisse der Kritik haben stets etwas Ueberraschendes, Blendendes, und heutiges Tages pflegen sie mit besonderer Vorliebe aufgenommen zu werden, am ersten in der Regel von denen, welche der Sache und ihrem Verständniss am fernsten stehen. Scheinen doch fast jene allein den Namen der Kritik zu verdienen! Gewiss wird die Arbeit sehr erleichtert, wenn die Kritik die Stimmung vorbereitet und empfänglich findet; aber nicht den Glauben, sondern die Ueberzeugung durch Gründe nimmt sie in Anspruch, und wenn sie sich gegen eine Zustimmung verwahrt, die nichts ist als eine sich kritisch dünkende Leichtgläubigkeit und

leere Nachbeterei, die mit wichtiger Geberde Mücken seigt, um gelegentlich Kamele bequem zu verschlucken, so wahrt sie damit nur ihre eigene Würde. Niemals sollte der Kritiker vergessen, dass seine Kunst nur Mittel für höhere Zwecke sei, und vor Nichts sich mehr in Acht nehmen als vor eiteln Kunststücken, denn bei solchem Treiben liegt die Gefahr des Umschlags in die gedankenloseste Unkritik und der Vernichtung der eigenen Arbeit sehr nahe. Doppelt beklagenswerth ist es daher, wenn sich Forscher finden, die übereilte Vermuthungen als Ergebnisse einer scharfen und genialen Kritik verkaufen wollen, und dafür den Beifall der Unkundigen anrufen, während sie, wie Aschbach S. 73 thut, „die Fachmänner blinder Leidenschaftlichkeit und gehässiger Befangenheit" zeihen! Allerdings konnte es auch an energischen Abweisungen nicht fehlen. Nächst Christ hat Waitz in der Kritik in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1867 S. 1261 die entscheidenden Momente mit dem ganzen durch die Sache gebotenen Nachdruck geltend gemacht; eine andere, schon früher niedergeschriebene hat der Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1868 S. 176 gebracht.

In der zweiten vermehrten Ausgabe hat Aschbach seine Ansicht zu vertheidigen unternommen. Einige der auffälligsten Lücken seiner Darlegung hat er zu füllen gesucht, aber den Beweis seiner Behauptung hat er auch in diesen Nachträgen nicht geführt; vielmehr hat der Versuch sie aus allgemeinen Grundsätzen zu rechtfertigen, die innern Widersprüche in ein grelleres Licht gesetzt. „Bei der kritischen Prüfung der Echtheit eines schriftlichen Dokuments", diesen „Fundamentalgrundsatz der historischen Kritik" stellt er an die Spitze, „entscheidet in erster Reihe nicht die äussere Form, nicht das Alter der Schrift, sondern der Inhalt. Die innern Kriterien gehen jedenfalls den äusseren Kennzeichen vor. Wenn der Münchener Kodex der Roswitha auch alle Merkmale einer ächten Handschrift an sich trüge, die innern Gründe in ihrer Gesammtheit aber die spätere Fabrikation des Werkes unzweifelhaft an den Tag legen, so müssen die letzteren von entscheidendem Gewichte sein". Natürlich, wenn in einer solchen Handschrift etwa von Goethe die Rede wäre, so läge die spätere Fabrikation unzweifelhaft am Tage, aber noch unzweifelhafter würde ihre palaeographische Unechtheit mit Händen zu greifen sein. Doch einstweilen möchte man daran zweifeln, ob man seinen Augen trauen dürfe, ob man richtig gelesen habe; aber Aehnliches wird S. 74 wiederholt. Geht denn nicht alle Geschichte von dem Zeugniss aus? Ist es nicht die erste, unerlässlichste kritische Pflicht das schriftliche Zeugniss, aus dem man die Kunde und den Inhalt zu schöpfen hat, nach Authentie der Form und des Alters zu untersuchen? Ist es überhaupt möglich, diese ganze Seite, die sich nach objektiven Gründen prüfen lässt, zu übersehen, die Anerkennung von sogenannten innern Gründen abhängig zu machen? Denn lediglich aus diesen den Beweis führen wollen, was heisst das anders als subjektiven Einfällen Thür und Thor öffnen, an die Stelle der Forschung die Willkür setzen, die sich jedem Masstabe entzieht? Auf Irrwegen dieser Art sind andere zu dem ungeheuerlichen Ergebniss gelangt, ganze Litteraturmassen

für untergeschobene Fabrikwaare zu erklären; die Hyperkritiker Hardouin, Galiffe-Pictet, deren Ruhm nicht beneidenswerther ist als der der Fälscher Falke und Pratill, haben ihn in dieser Weise gewonnen!

Einem ältern historischen Forscher gegenüber, der sich durch umfassende Arbeiten auch um die deutsche Geschichte verdient gemacht, hat es fast etwas Beschämendes, an diese Dinge erinnern zu müssen; aber was bleibt übrig, wenn solche Grundsätze so proklamirt, und im Einzelnen so angewendet werden? Soll man von den wenigen Zeugnissen, welche das zehnte Jahrhundert aufzuweisen hat, eines das in erster Reihe steht, auf eine unbegründete Vermuthung hin ausstreichen, sich den Boden unter den Füssen fortziehen lassen? Denn begründet hat Aschbach seine Meinung auch jetzt nicht. Den Erweis, dass nach den innern Kennzeichen, wie sie S. 75 angegeben werden, als „Sprachgebrauch, übliche Redewendungen und Formeln, unzweifelhafte Kulturzustände, chronologische Datirung, Benennung der historischen Persönlichkeiten und den Beziehungen zu den feststehenden historischen Erscheinungen“; dass Hrotsuits Schriften in allen diesen Punkten in einem unlösbaren Widerspruch zum zehnten Jahrhundert stehen, diesen Erweis ist er auch jetzt schuldig geblieben. Aber um ihn zu führen, hat er so viele Ansätze gemacht und Fäden aufgezogen, so viele Voraussetzungen und halbe Wahrscheinlichkeiten, Unwahrscheinliches und Unmögliches romanhaft und phantastisch zu einem grossen Knäuel verwebt, dass man in diesem Wirrsal Mühe hat den leitenden Faden festzuhalten. Wenn ich eine Entwirrung versuche, so werde ich wenigstens den Vorwurf, den Aschbach den Vertheidigern der Echtheit macht, hinter die Autorität des angeblich alten Kodex zu flüchten, nicht verdienen.

Die Gegengründe fasse ich in drei Gruppen kurz zusammen. Die einen betreffen die Handschrift äusserlich, abgesehen vom palaeographischen Charakter, andere, sachlicher Natur, sind vom Inhalte hergenommen, drittens bespreche ich die als Beweisstücke beigegebenen Briefe der Humanisten.

I. 1. Das sogenannte ächte Legendenbuch Hrotsuits, das Celtis aus dem Kloster zu St. Emmeram entliehen und dann vernichtet haben soll, nach Aschbach, zweite Auflage S. 5, 33, 45, ist eine Voraussetzung, für die es kein historisches Zeugniss irgend einer Art giebt.

2. Gesetzt, die Unterschiebung einer unechten Handschrift wäre wirklich versucht worden, so musste sie entdeckt werden. Drei Männer, zwei Mönche des Klosters, von denen einer wohl der Bibliothekar war, und ein Laie, Männer, die nicht zu Celtis' Societät gehörten, bewahrten und kannten die echte, sie hatten kein denkbares Interesse den Betrug zu begünstigen.

3. Die untergeschobenen Gedichte sollen in den Jahren 1492 und 1493 gemacht sein, S. 32 A. 2; dies setzt ein genaues Studium der echten Handschrift voraus. Gleichwohl ist der Verleihungsschein erst vom 27. Januar 1494 datirt.

4. Auf gleiche Weise sollen die Primordia coenob. Gandeshem. entstanden sein S. 45; sie müssten also einen Bestandtheil des Mün-

chener Kodex gebildet haben; gleichwohl fehlen sie darin, und haben offenbar überhaupt nie eine Stelle darin gehabt.

5. Bodo von Clus bei Gandersheim, der zwischen 1520 und 1540 schrieb, benutzte eine Handschrift der Primordia, die nach seiner Angabe 600 Jahr alt war. Hat er Unrecht, ist dieses Buch wirklich zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts verfasst, wie kam das Bruchstück des angeblich untergeschobenen Kodex von Regensburg nach Gandersheim?

II. 1. Gesetzt, Celtis war der Fälscher und wollte als Entdecker, Herausgeber und Emendator einer wichtigen Handschrift vor dem wissenschaftlichen Publikum glänzen, warum verliess er im Druck die Reihenfolge der einzelnen Stücke in der Handschrift, warum fügte er die Argumente der Legenden erst in der Ausgabe hinzu, warum wich er in den Korrekturen von dem selbstgemachten Texte stillschweigend ab? Aschbach 78, 80 hat eine schlagende Antwort bei der Hand. Indem er Christs Hinweisung auf die entscheidende Korrektur *cupiens* für *Damari* Dionys. 33 als „unwissenschaftliche Befangenheit und gewissenslose Oberflächlichkeit" verwirft, klagt er, missverstanden zu sein. Nicht Celtis, sondern Janus Tolophus sei ja nach seiner Darlegung Verfasser der Passio Dionysii! Nun, wenn dem wirklich so wäre, was dann? Dann hätte ein Fälscher den andern nicht verstanden, übereilt hätte er ihn korrigirt, während die gewöhnlichste Vorsicht geboten hätte, den Sinn der Worte vor der Korrektur von dem Verfasser zu erfragen.

2. Im Gongolf, dessen Verfasser Celtis selbst sein soll, seien darum weniger Korrekturen als in den andern Legenden zu finden. Ich zähle deren nicht weniger als 56 in 582 Versen! meistens überflüssig, wenn nicht falsch. Zweimal 494 und 525 liest Celtis statt des Namens *Tul* sinnlos *nil*, und im Argument wiederholt er ebenso: *in loco qui Nil terra dicitur!*

3. Die Korrekturen im Kodex sind theils von Celtis' Hand, theils von einer alten des 11. Jahrhunderts. Ist es glaublich, er werde, etwa um sicherer zu täuschen, solche scheinbare Verbesserungen zweimal, in alten und neüen Schriftzügen vorgenommen haben? Die Pommersfelder Abschrift ist vor Celtis' Korrekturen gemacht. Ist es wahrscheinlich, dass er die Anfertigung eines von ihm nicht durchgesehenen Exemplars verstattet hätte, wenn der Kodex von ihm selbst untergeschoben war?

4. Die Widersprüche zwischen den Argumenten und den einzelnen Stücken zeugen nicht für, sondern gegen Celtis' Fälschung. Handgreiflich sind sie bei den Legenden und Gesten; zum Gongolf wird Hrotsuit namentlich citirt! Celtis ganze Ausgabe ist viel zu flüchtig, als dass man ihm eine jahrelange mühselige Arbeit zur Herstellung eines untergeschobenen Kodex zutrauen könnte. Auch die Abweichungen der Dramen von den Argumenten würde ein Fälscher sorglich vermieden, und die vorgeschriebene Richtschnur wirklich innegehalten haben. Ein schlechter Herausgeber wird am wenigsten der Verfertiger des Textes sein.

5. Durchaus eigenthümlich ist die Passio s. Pelagii, des spanischen Heiligen. Woher hätte Celtis diese in Deutschland unbe-

kannte Geschichte entnehmen sollen, da die heimische alte Vita siebzig Jahre später, 1574 aus spanischen Handschriften zuerst herausgegeben wurde? Aschbach, S. 97, meint, er konnte sie aus Tritheims Bibliothek erhalten haben; aber Tritheim erwähnt ihrer in seinen litterarhistorischen Büchern mit keinem Worte. Von den angeführten sogenannten Anklängen an humanistische Redeweisen, konnten 164 *in tartara,* 229 die *togati,* 231 *verbula fantis,* 279 *funda* der Hrotsuit aus Aen. VI, 135, 543, I, 282, Georg. I, 309 sehr wohl bekannt sein, der *ephebus* 252 aus Terent. Andr. I, 1, 24, die *lictores* 297 aus Prudent. Peristephan. III, 98, V, 98; *palatini* 228 sind den Schriftstellern des zehnten Jahrhunderts auch sonst geläufig.

6. Wie konnte Celtis als Fälscher und Herausgeber die beiden grossen Lücken in den Gestis schweigend bestehen lassen, gegen allen Sinn und Zusammenhang? Warum liess er sich die günstigsten Stoffe, Liudolfs Empörung, die Ungarnschlacht, die Kaiserkrönung entgehen, da hier Widukind, Liudprand, der Fortsetzer des Regino aushelfen konnten? Darauf antwortet Aschbach S. 111: Es war „eine fein angelegte Täuschung!“

7. Der Verfasser der Primordia 81 bekennt ausdrücklich, auch die Gesta geschrieben zu haben.

8. Die Identität des Verfassers beider Bücher mit dem der Legenden, und dieses mit dem der Dramen, ergiebt sich aus dem Gebrauche typischer Redewendungen, überhaupt aus der gleichartigen Sprache. Ueberall dieselbe Vorliebe für Diminutive, für gewisse Archaismen und Füllwörter; zahlreiche Belege dafür giebt Barack S. XLVII ff. Auf die Uebereinstimmung mit Waltharius und der Sprache des zehnten Jahrhunderts verweist J. Grimm, Latein. Gedichte des X. und XI. Jahrh., S. IX.

9. In den erzählenden wie den dramatischen Schriften kehren dieselben klassischen Vorbilder wieder. Darunter findet sich keines, das dem zehnten Jahrhundert sonst unbekannt gewesen wäre.

10. Der Vers ist durchgehend leoninisch; der Hiatus nicht vermieden, aber Celtis sucht ihn durch seine Korrekturen zu beseitigen. Die Prosa ist die dem zehnten bis zwölften Jahrhundert gebräuchliche, später vergessene rhythmische. Wie hätte sie Celtis zu Ende des funfzehnten kennen und nachahmen, wie von der etymologisch richtigen Deutung des Namens Hrotsuit wissen sollen? Beides ist dem Humanismus ganz fern.

11. In den Erzählungen wie in den Dramen herrscht dieselbe religiöse Grundanschauung, überall dieselbe fromme Gluth, dieselbe Feier der Virginität, derselbe individuelle Ton. Der ästhetische Werth der einzelnen Stücke ist kein so ungleicher, um gegen die Identität des Verfassers zu zeugen, S. 29, 35.

12. Der sinnliche Inhalt ist kein Erweis gegen eine Verfasserin, S. 27. Er war durch die ältere Legende gegeben und dem zehnten Jahrhundert geläufig.

13. Hrotsuits Latinität und Idiotismen sind von der humanistischen durchaus verschieden. Das wird schon durch eine Vergleichung mit den von Aschbach mitgetheilten Briefen bewiesen, und die

Humanisten selbst haben aller Anerkennung ungeachtet ihre Barbarismen nicht verkannt, z. B. H. Bebel.[1])

14. Vor allem, der Charakter von Celtis eigenen Schriften ist nach Inhalt und Form ein wesentlich anderer. Es ist der Unterschied einer in der Schule der Restauration erworbenen Eleganz, und der naiven Realistik eines nicht korrekten, aber natürlichen Gebrauchs der fremden Sprache, die gleich der eigenen mundgerecht geworden ist. Wer könnte ein frostiges Prunkstück, wie Celtis *Ludus Dianae,* das am Hofe Maximilians dargestellt wurde, mit all den Distichen, Choriamben und lyrischen Versmassen, mit seinen mythologischen, allegorischen Figuren, auch nur entfernt mit der Energie des Calimachus oder Abraham vergleichen? Es ist eine glänzende Dekoration, der jede dramatische Ader fehlt. Oder etwa die *Vita Sebaldi,* eine Sapphische Ode auf den Nürnberger Heiligen, mit dem Gongolf und Pelagius? Oder endlich die kurze, rhetorisirende und inhaltsleere *Panegyris ad duces Bavariae* mit den Gesten?

15. Die Vergleichung mit dem wirklich untergeschobenen Guntherus S. 47 zeugt gegen die Fälschung. Der Ligurinus ist durchaus allgemein und deklamatorisch, die Gesten individuell und charakteristisch. S. die 4. Beilage.

16. Benutzungen der historischen Gedichte in älterer Zeit sind nachweisbar, durch Widukind, was Aschbach in Abrede stellt, und durch den Gandersheimischen Chronisten vor 1216. Dass die Primordia eine lateinische Bearbeitung von Eberhards deutscher Reimchronik sein sollten, ist undenkbar.

III. Endlich die Briefe der humanistischen Freunde des Celtis! Es sind die Aktenstücke, welche die Meinung als unleugbare Thatsache erweisen sollen.

Unglaublich schon ist die Voraussetzung, eine ganze Bande litterarischer Falschmünzer habe nach einem vorgeschriebenen Plane in Gemeinschaft gearbeitet; der litterarische Fälscher sucht die Einsamkeit. Aber zunächst ist in Aschbachs eigener Behandlung dieser Briefe ein Umstand sehr auffällig. Er beruft sich S. 32, 33 auf den *Codex epist. Celtis*, der sich auf der K. K. Hofbibliothek zu

---

[1]) Zu den im Texte gegebenen Zeugnissen der Humanisten füge ich das Bebels hier nachträglich hinzu. In seiner *Epistola ad Ioannem Nauclerum alias Fergenhans*, *Qui auctores legendi sint noritiis ad comparandam eloquentiam*, mit andern *opusculis* gedruckt Phorce 1504, erwähnt er der Hrotsuit zweimal. Er citirt die Eingangsworte der Vorrede zu den Legenden, dann an einer spätern Stelle sagt er: *Rhosuita — sanctimonialis Saxonica — admirabile cunctis saeculis feminei sexus exemplar, quae tempore Othanis primi et secundi imperatorum prosam simul orationem atque carmen lusit venustissime, quae, ut in universum iudicem — fuit ingenio facili et copioso et ad poeticam nec repugnantibus Musis prompto. Caeterum iniquitate temporum fuerunt ambo* (der zweite ist Hrabanus) *elocutionis non nihil sordidae, et ad unguem syllabarum quantitates ubique non observantes, verum plus temporis quam ingeniorum vitium existimandum est.* Bebel fand also die Korrektheit des humanistischen Stils keineswegs wieder, und hat sie sicher nicht für ein Machwerk seiner Studiengenossen gehalten. Celtis Ausgabe muss sogleich auch in seine Hände gekommen sein, da der Brief an Nauclerus wahrscheinlich aus dem Jahre 1501 ist; wenigstens ein zweiter gleich darauf folgender, der an denselben gerichtet ist, trägt dieses Datum.

Wien befinde, und drittehalbhundert Briefe von Freunden des Celtis aus den Jahren 1491—1505 abschriftlich enthalte. Neun davon hat er in den Beilagen S. 63 ff. gegeben, obwohl eine vollständigere Mittheilung der ganzen Erörterung förderlicher gewesen wäre. Schwer zu begreifen ist es, warum er durch die einfache Verweisung auf Engelbert Klüpfels Buch *De vita et scriptis Conradi Celtis,* das er ja selbst in Händen hatte, diese Sammlung nicht sogleich in das rechte Licht gesetzt hat [1]). Denn auch Klüpfel hat die Briefe benutzt; II, 146 ff. giebt er sogar ein chronologisches Verzeichniss der darin enthaltenen Celtisschen aus diesen Jahren bis 1505, leider ohne Tagesdatum. Nach I, 7 hatte er die Sammlung von Denis, in dessen Besitz sie war, zur Benutzung erhalten; später ist sie aus zweiter Hand von der K. K. Bibliothek erstanden worden. In einigen Fällen ergänzen sich ein von Klüpfel verzeichneter Brief des Celtis und ein von Aschbach mitgetheilter als Zuschrift und Antwort. Wenn dieser sich erinnert hätte, dass Celtis 1492 seinem medizinischen Freunde in Nürnberg, Theodoricus Ulsenius, einen litterarisch gebildeten *miles,* der erkrankt war, zur ärztlichen Behandlung empfohlen hatte, so konnte er sich die kaum glaubliche Auslegung der Antwort des Ulsenius, S. 33, ersparen, wo man wörtlich liest, in der Geheimsprache der Briefschreiber „war z. B. ein zu kurirender Ritter eine Roswitha'sche Legende, welche in eine elegante Dichtung umzuwandeln war!" Dieses eine Beispiel ist vollkommen hinreichend, um auf die abenteuerlichsten Erscheinungen vorzubereiten. Danach ist alles möglich, die historische Forschung wird eine ewige Metamorphose. Mit Aschbachs eigenen Worten, S. 78, möchte man ausrufen: „Dieses Vorgehen zeigt einen so einseitigen und beschränkten Standpunkt, den man heutzutage in der historischen Wissenschaft nicht für möglich halten sollte!"

Eines indess ergiebt sich aus diesen Briefen mit Sicherheit, die Entstehung der Hypothese selbst. Aus dieser Lektüre, aus einer scheinbaren Beobachtung, die als Thatsache gelten musste, ist sie hervorgegangen, dass Hrotsuit in der eigenthümlichen Sprechweise des Celtisschen Kreises als *mulier Cimbrica* bezeichnet worden sei, S. 41. Dieser Irrthum ist die Wurzel aller andern. Für dritte Personen unverständlich schreiben die Freunde von einer *barbara Cimbrica,* in der Widmung an den Kurfürsten nennt Celtis selbst die Dichterin *mulier Cimbrica;* folglich müssen jene mystischen Andeutungen Hrotsuit gelten, folglich war es die Absicht der gelehrten Societät unter diesem Namen die eigenen Werke in die Oeffentlichkeit zu bringen!

Dieser luftige Bau fällt in sich zusammen, wenn man ihm seine Unterlage entzieht. Celtis hat jene Bezeichnung überhaupt nicht gebraucht!

---

[1]) Ich bemerke noch, anderweitige litterarhistorische Nachweisungen über Celtis finden sich besonders in Kink, Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien I, 202, A. 233.

Die einzige Beweisstelle, die dafür beigebracht wird, ist der Widmung entlehnt. Im Anschluss an die im Text S. 5 ff. herausgehobenen Worte sagt Celtis endlich: Sollten Einige über Hrotsuits Stil die Nase rümpfen, so mögen sie die Zeiten bedenken, in denen man auch in Italien, wie manche Beispiele zeigen, nicht besser schrieb: Dann heisst es buchstäblich: *Proinde nō me tātū huius virginis nostrae lrāē delectabāt. Quātū` vel ille n̄rae cymbricae mulieris: vel uelada illa aut aurinia a Rhomanis scriptoribus q singularē in bello virtutē et diuinationē illis divinitus inspiratā cōmemorat.* Schurtzfleisch [1]) in dem Abdruck der Vorrede interpungirt besser, wiederholt aber zum Theil die sonstigen Fehler. Waitz, der mit Aschbach annimmt, die *Cymbrica barbara* könne Hrotsuit sein, findet diese Stelle undeutlich. Mir scheint sie geradezu sinnlos; durch Druckfehler, die auch sonst nicht selten sind, und verkehrte Interpunktion ist sie entstellt. Weder bisher noch hier spricht Celtis von der Dichterin als *mulier Cimbrica.* Es ist zu lesen: *Proinde non me tantum huius virginis nostrae litterae delectabant, quantum vel illae nostrae Cymbricae mulieres, vel Velada illa aut Aurinia a Romanis scriptoribus* (scil. *laudatae*, ein derartiges Wort ist ausgefallen) *qui singularem in bello virtutem et divinationem illis divinitus inspiratam commemorant.* Der Abbreviaturstrich über *-rat* ist durch Nachlässigkeit ausgefallen, wie später auch *Madburga* ohne denselben erscheint. Celtis sagt: „Gleichwohl entzückt mich die wissenschaftliche Bildung dieser unserer Jungfrau (also der hoch gepriesenen Hrotsuit) nicht so sehr als jene unsere Cimbrischen Weiber, als Velada und Aurinia, die, wie die römischen Geschichtschreiber sagen, im Kampfe von seltener Tapferkeit und Seherkraft göttlich begeistert waren". Es ist ein patriotischer Gefühlsausbruch, eine kühne Wendung, mit der er von der gelehrten Nonne auf die altgermanischen, die cimbrischen Weiber, kommt, deren wilde Begeisterung ihm fast noch bewundernswerther scheint. Er war also für die von ihm ans Licht gezogene keineswegs ausschliesslich eingenommen. Vielmehr möchte er seine Widmung zur Lobrede auf alle deutsche Frauen machen; denn er fährt fort: *Longum esset, pr. ill. si germanarum mulierum virtutes ab humanis sublatarum et adhuc viventium recensere vellem. Nec ego tanti Sapho* etc. — *quantum* etc. Es folgt die Vergleichung antiker und alttestamentarischer Frauen mit den gegenwärtigen, Anna, Agnula, der Charitas Pirkheimer. Dann kommt er auf die persönlichen Verhältnisse des Kurfürsten, der die Herausgabe möglich gemacht habe.

Virgo Germanica, virgo et monialis Germana gente Saxonica, femina in barbarie, am Schluss noch einmal *poeta Germanica,* oder nur *virgo* und *mulier* heisst Hrotsuit, nirgend *Cimbrica mulier*, weder im Titel des Buchs noch der einzelnen Abschnitte noch im Schlusssatze, sondern meistens *illustris mulier Germana.* Weitere Stellen hat Aschbach nicht beigebracht. Denn auch in der Widmung der *libri Amorum* von 1502 vertheidigt sich Celtis gegen die Kritiker

---

[1]) Hroswithae Opera, S. 47.

mit den Worten, die *nostra poeta Saxonica* ihren Tadlern entgegengehalten habe; *Saxono sanguine* nennt er sie in dem Epigramme. Aehnlich andere gelehrte Freunde, Joh. Tolophus, Joh. Lateranus, Tritheim, Eitelwolf v. Stein, Joh. Stabius und Sebast. Sprentz in ihren Distichen, *Germana puella* oder *virgo*.

Endlich die an Celtis gerichteten Briefe. Johannes Silberberg schreibt am 2. Sept. 1494 einfach: *Vale igitur nunc cum tua Roswitha;* Tritheim 11. Apr. 1495: *Rosvidam necdum rescripsi;* es ist eine Antwort auf den Brief von Celtis desselben Jahres, *facit mentionem de operibus Roswithae quae ante obtulerat* Klüpfel II, 149. *Jodocus de Smalkaldia* am 22. Aug. 1504, drei Jahr nach der Herausgabe: *delectat hic Rosuitae codicellus*, weil in diesen Gedichten *meae — sponsae Agnetis* gedacht werde, S. 65, 67, 69. Kein Wort über Hrotsuit fügen sie hinzu, was sie sagen, steht inmitten ganz anderer Nachrichten, wie man sie brieflich mitzutheilen pflegt; alle drei Männer sind durchaus unbefangen. Andere Briefschreiber, Joh. Cocles, Sigism. Opfelpekh und Matthaeus Pappenheim sprechen weder von ihr noch der *Cimbrica barbara.* Somit bleibt allein der Arzt Th. Ulsenius übrig; er hat diese Worte wirklich gebraucht. Zuerst in einem Briefe von 1492 ohne Tagesdatum S. 63, in dem er von jenem ritterlichen Patienten spricht, der auch Celtis bekannt war; dann scheint er diesem in einer andern Angelegenheit, *de re tua,* Mangel an Vertrauen vorzuwerfen[1]) und sagt: *Tota tua barbara Cymbrica inter aniles fabulas cogatur perpetuo versare.* Es ist eine Art komisch gehaltener Drohung für den Fall, dass etwas Erwartetes nicht geschehen sollte. Am 16. Aug. 1494, S. 64, nachdem er ebenfalls von anderen Dingen gesprochen, hofft er, *Cymbricam tuam barbaram plurimam eius comodi prolem — enixuram,* also sie soll gebähren. Gleich darauf heisst es: *Nemesi vero matre orta est*, *patrem te geris (si recte sentio) non omnino inertem ad ulciscendas iniurias.* Dieses Mal ist sie selbst die Tochter der Nemesis und des Celtis. Am 17. Sept. desselben Jahres, S. 41, klagt er, dieser habe dem Rücken, *dorso,* seines Briefes eine zu grosse Last aufgelegt, *Cimbricam scil. sarcinam iam omnibus pensandam mallem in scheda ipsa inclusisses*[2]). Lieber hätte sie in der *scheda,* d. i. dem Druckbogen, zur Erwägung für alle, einschliessen sollen. Klüpfel II, 150 bezeichnet den Brief, auf dessen Kehrseite jene Worte standen, so: *Theoderico Ulsenio obiicit in scribendo obscuritatem — nominatque eum in tergo litterarum socium Cymbricum,* was allerdings ein Lesefehler scheint; auch setzt er Celtis Brief in das Jahr 1496, während nach Aschbach Ulsenius' Antwort darauf von 1494 wäre. In einem Briefe von 1496, dessen Tagesdatum nicht angegeben ist, wünscht er in der Ueberschrift, S. 42 A. 3., *Cimbricae barbarae nuptiis interesse,* verspricht aber im Texte *Cimbricum divortium — apud te* mit allen Instrumenten zu feiern. Endlich, am 27. Jul. 1495 a. a. O. A. 2, 3, heisst es: Nun hast du, was du von ganzem Herzen gewünscht,

---

1) Die dunkele Abkürzung *hrĭs̄* S. 64 scheint *hortaris* aufzulösen.
2) *inclusisse* liest Aschbach in der ersten Ausgabe S. 37 A. 2.

habes quocum Cimbricam illam barbaram[1]) *divideres;* gleich darauf nennt er sie *politam illam barbaram quam rudem.*

Alle diese Worte sind dunkel genug. Wenn schon Celtis darüber klagte, können wir sie um so weniger als historische Zeugnisse benutzen, da sie entstellt sind, durch Schreib- oder Lese- und Druckfehler. Offenbar ist die *Cimbrica barbara* ein Spiel des Witzes, das der Schreiber durch alle Gestalten verfolgt; sie ist Tochter, macht Hochzeit, ist gebährende Mutter, soll geschieden werden, wird mit Altweibergeschichten bedroht, ist eine Last. Es ist eine stehende Redeweise, in die sich Ulsenius in der Korrespondenz mit Celtis hineingewöhnt hatte; durch fünf Jahre lässt sie sich nachweisen. Ulsenius ist, wie Aschbach sagt, Humorist; ganz in dem Geschmacke sind diese Bilder. Dass es sich dabei um eine litterarische Arbeit handele, denn selten ist von andern Dingen die Rede, schimmert durch, *sarcina, scheda* scheinen dafür zu sprechen; und zwar um einen Akt der Rache, den Celtis im Schilde führt, aber zu lange damit zögert. In zwei Briefen, vom 16. Aug. 1494 und 1496 o. T., wird gleich neben der *Cimbrica barbara* erwähnt dort eines *Sylleniis ille naribus insignis — Bachi non nullus quam Apollinis dignus pontifex,* hier *Bacchi et Phoebi non ignoramus sacerdotem;* eine den Briefschreibern, wie es scheint, lächerliche und verächtliche Person. Vielleicht galt dieser die ganze Sache; doch schwerlich wird das Räthsel zu lösen sein, bevor nicht ein vollständigeres Material gegeben wird. Nach dem, was Aschbach selbst bis jetzt mitgetheilt hat, steht folgendes fest:

1. Nur Einer von Celtis' Freunden, Ulsenius, spricht von der *Cimbrica barbara.* 2. Er thut es in fünf Jahren fünfmal; mit keinem Worte deutet er an, Hrotsuit sei darunter zu verstehen. 3. Er ist nicht unter den vierzehn Sodales, die sie in ihren Distichen feiern. 4. Endlich Celtis selbst nennt sie nicht *Cimbrica mulier.* Eine Kombination dunkler Ausdrücke in Briefen eines Dritten von 1492 bis 1496 mit einer korrumpirten Stelle der Vorrede von 1501 ist unmöglich. Für die Identität Hrotsuits mit der *Cimbrica barbara* ist also gar kein Zeugniss vorhanden.

Schliesslich ist den Briefen noch beizuzählen das bibliothekarische Aktenstück, welches Klüpfel II, 78 zuerst bekannt gemacht, und Barack S. LVI wiederholt hat. Dann fand Aschbach in jener Sammlung eine Abschrift, deren Abdruck er S. 33, A. 2 giebt, weil er derselben eine grössere Authentie zuschreibt. Doch umgekehrt ergiebt sich aus der Vergleichung beider Texte die Unvollständigkeit des seinen. *Ratisponae in nostro coenobio, 5 feria ante festum purificationis Virginis Mariae anno salutis 94,* d. i. am 27. Januar, nicht Anfang Februar, wie Aschbach sagt, bezeugen der Prior Laurentius Aicher und Erasmus Australis *Celti — accommodasse librum quendam, in quo continetur metrice et prosaice editio cuiusdam monialis, quem ipse proprio chirographo nobis promisit se redditurum* (die beiden letzten Worte fehlen bei Aschbach) *postquam (postea*

---

[1]) In der ersten Ausgabe S. 37 A. 4 steht ***barbarum.***

quam Aschb.) *usus fuerit et (et* fehlt bei Aschb.) *Norimbergae provido viro ibidem civi Friderico (civi ibidem Fr. videl.* Aschb.) *Rosenritter praesentavit (praesentare* Aschb.). Sie bescheinigen also Celtis ein Buch geliehen zu haben, ferner seine schriftliche Gegenbescheinigung es zurückzuliefern, endlich dass er das empfangene Buch zu Nürnberg dem zuverlässigen Bürger Rosenritter vorgelegt habe. Was dagegen bezeugt Aschbachs Text? Nicht die Verpflichtung, das Buch dem Kloster zurückzugeben, sondern einem Dritten in Nürnberg vorzuweisen. Und nicht der Entleiher, sondern die Verleiher hätten das bescheinigt? Welche Sicherheit hätte ihnen das gewähren können? Was sollte ein Schein dieser Art in der Hand des Entleihers? Höchstens zur Notiz konnte ihm diese Abschrift mitgetheilt worden sein, und sie war flüchtig gemacht und werthlos, da der Hauptpunkt darin fehlte.

Nach dieser Prüfung, die sich hoffentlich fern gehalten hat, von „der blinden Leidenschaftlichkeit und gehässigen Befangenheit," die Aschbach nicht ohne starke eigene Erregung den Gegnern vorwirft, bleibt für die Hypothese keine irgend wie haltbare Grundlage übrig, sie zerfliesst wie ein Nebelbild. Wir werden uns daher bescheiden müssen, mit J. Grimm und Pertz am Alten festzuhalten, gern werden wir verzichten auf dieses „richtigere Neue", gern gönnen wir diesem Kritiker den Ruhm, ein Fortschrittsmann in der Wissenschaft zu sein, und den Triumph, dessen sein Englischer Freund ihn versichert, eine Englische Jury werde gegen Celtis ohne Zweifel dasselbe Verdict ausgesprochen haben!

---

3. Die Unächtheit der ältesten Urkunden für Gandersheim.

Wenn zur Beurtheilung Hrotsuits die Gandersheimer Urkunden kein gering anzuschlagendes Mittel sind, so werden diese dadurch ihrerseits einer Kritik unterworfen, die ihnen nicht immer günstig ist. Nach dem inneren Zusammenhange beider Seiten und dem Zwecke dieser Untersuchungen, werden die folgenden Worte über die Urkunden des ersten Jahrhunderts gerechtfertigt sein.

Aus der Zeit bis zum Ende Ottos I. sind, soviel mir bekannt, deren 12 erhalten; Spuren einiger verlorener lassen sich nachweisen. Es sind 2 angeblich von Liudolf, 3 von Ludwig III., 1 von Arnolf, 3 von Otto I., 3 päpstliche von Sergius, Agapet und Johann XIII. Ausserdem waren noch andere vorhanden von Oda, Herzog Otto, Ludwig III., Arnolf und Heinrich I., wie sich aus der S. 31 erwähnten unzweifelhaften Urkunde Ottos I. vom 4. Mai 946 ergiebt. Das

Original ist in Wolfenbüttel, das Rekognitionszeichen ächt; die Datirung 946 ind. 2 (944) a. r. 11 (947) ist allerdings nicht korrekt; s. auch Bodo III, 711. Die beiden sogenannten Stiftungsurkunden Liudolfs für Brunshausen und die jüngere Begründung Gandersheim, welche durch Bodo II, 371. III, 702 bekannt geworden, oft wiederholt [1]), schon von Leibniz bezweifelt, und zuletzt genau gegeben sind von Pertz in dem Probedruck eines Urkundenbuchs der Welfischen Lande S. 4, wird nebst dem eingerückten Breve Sergius II. Niemand mehr für ächt halten. Jaffé [2]) hat dieses unter die *spuria* verwiesen und Lüntzel [3]) wie Dümmler [4]) haben die formalen Mängel der Gesammtfassung der ältern Urkunde Liudolfs nochmals hervorgehoben. Entscheidend ist im Briefe des Papstes die Behauptung, *nec non et reliquias domini ac salvatoris nostri sanctaeque suae genitricis Mariae atque duodecim apostolorum ad praedictum sanctum locum deferenda libenter praebuimus,* was auch Eberhard wiederholt [5]), während Agius 4 und Hrotsuit 162, 171 ausdrücklich nur der Reliquien der hh. Anastasius und Innocenz, und keines Briefes Sergius II. erwähnen, doch bemerkt die letzte 118, 127, Liudolf sei mit einem Empfehlungsschreiben Ludwigs III. nach Rom gegangen. Ungeschickt sind die Schlussworte des päpstlichen Briefs, wonach diese *apostolicae sillabae* allen Gläubigen vorgelegt werden sollen, damit sie sich überzeugen, Liudolf habe die Heiligthümer erhalten; ebenso dessen Versicherung, *quamvis in papiro,* sei der Brief des Papstes doch *secundum priscam apostolicae sedis consuetudinem* geschrieben. Die zweite Urkunde, die schon Eccard als falsch erkannte, *Veter. monum. quaternio* S. 28 behauptet, Sergius II., der 847 starb, habe jene Reliquien Liudolf 853 übergeben. Die Grundlage des Wortlauts meine ich bei Hrotsuit gefunden zu haben. In der Urkunde heisst es:

Divina inspiratione commonitus simulque dilectae coniugis meae Odae suadela inductus, in honore praecursoris Stephanique prothomartiris in Brunnistashusen edificare cepi, litteris domini nostri Luedevici, Romanorum regis invictissimi, ad sanctissimum Sergium papam acceptis, cum praedicta coniuge mea a. d. i. 853 ind. 1 Romam ivi — — Sanctorum etiam Romanorum pontificum Anastasii et Innocentii pignora gloriosa nobiscum deportanda pio nobis karitatis affectu tradens, petiit et accepit a nobis promissum, ecclesiam in honore praedictorum confessorum fabricandam et lumen ante ipsorum pignora indeficienter amministrandum — — Cum autem divina cooperante gratia prospere domum redissemus, gratanter a sacro collegio recepti, eundem locum sacro puellarum cetui videntes nimis angustum in quadam silva hereditatis nostrae iuxta fluvium Gande, qui alio nomine Ettherna nuncupatur a. ab i. d. 856 Ind. 4 ecclesiam in

---

1) S. Harenberg S. 47, 60. Leibniz Scr. II, 32, 371.
2) Reg. pont. S. 944, CCCXL.
3) Gesch. der Diöcese Hildesheim II, 33.
4) Gesch. des ostfränkischen Reichs I, 350.
5) De eccles. Gandesh. V, 10; und IV, 19 erwähnt er des Papstes *breve de is handfeste genant.*

honore praedictorum confessorum, non longe a loco priori celebriori aedificio construximus etc.

Damit vergleiche man, was Hrotsuit sagt:

92: *Hinc nam legalem non raro sui seniorem*
Exhortabatur blandis nimium suadelis etc.

99: *His ergo monitis vir concedendo fidelis*
Coniugis electae precibus consenserat apte etc.

103: *Quis fuit ecclesiae possessio denique parvae*
Trans ripas Gandae supra montana locatae,
Unde locum celebrem vocitabant Gandeshemensem.
Illic, obsequio Domini digne celebrando
Dum locus investigari posset magis aptus,
Communi multas vita iunxere puellas etc.

118: *Post haec acceptis proprii scriptis senioris,*
Scilicet almifici regisque pii Hludowici,
Eius permissu cum non modico comitatu
Romam pergebant etc.

171: *Amborum vobis donabo pignora gratis,*
Corporibus sacris abscisa patenter ab ipsis,
Si sacramento confirmatis mihi facto,
Haec in coenobii venerari iam memorati
Finetenus templo vestri munimine facto,
Nocte dieque sacris illic resonantibus hymnis
Necnon accenso praeclaro lumine semper etc.

181: *His dux promissis laetatus corde verendis* etc.

Indess gab es nach Ottos Urkunde von 946 eine ächte Schenkungsakte Liudolfs, durch die er das Kloster ausstattete *in confinio villarum Gandesheim, Riudiun, Alvungun, Dencthi, Lahtnathorpe,* oder in der unächten Urkunde in derselben Reihenfolge: *Gandesemia marku et Alvunge marku et Riuderinge marku et Dengdia marku et Lachtiandorp marku et alia loca plurima,* von denen jedoch die ursprüngliche Schenkung wohl nichts wusste.

Aber auch eines der drei Diplome Ludwigs III. ist falsch. Alle drei sind datirt von demselben Tage 7 kal. Febr. 877, die Verleihung der Immunität ist in einem ächten und einem untergeschobenen Exemplar vorhanden, die mit Ausnahme einer entscheidenden Stelle wörtlich übereinstimmen. Dort heisst es von dem Kloster: *Quod Liutolf, genitor eorum (Brunonis et Ottonis) inprimis aedificare coepit, et reliquias s. Christi confessorum Innocentii atque Anastasii ob honorem Christi illuc venire fecit, quod est constructum in honore s. Stephani protomartiris Christi, et omnia quae ad idem monasterium iure ac legitime pertinere videntur, et cui Gerbirg, soror eorundem comitum, sanctimonialibus feminis praeesse videtur, eo videlicet rationis tenore, ut praefatum monasterium regis sublevaretur munime, et sanctimoniales feminae ibidem Deo famulantes in nostro consisterent patrocinio. — Ut —*

munitatem et electionem, nullo inquietante, sed nostra auctoritate eas protegente, per cuncta saeculorum curricula firmam et inviolabilem teneant, ut nullus comes etc. Viel umfassender dagegen sind die letzten Worte in der unächten Urkunde: *Electionem obtineant atque imperialem in cunctis rebus, decimis atque possessionibus, quas nunc quolibet iure acquisitionis possident, vel in futurum Deo opitulante habere debent, per cuncta — immunitatem, et nullus princeps etc.* Noch kurz vor ihrem Tode 874 beklagte es Hathumod Vita 11: *quod necdum regiae tuitioni commendatus esset (monasterii status)* [1]). Offenbar ist das zweite, in den angeführten Worten specieller gehaltene Diplom in späterer kaiserlicher Zeit geschrieben. Leibniz beanstandete es, und Eccard, der beide Urkunden untersuchte, erklärt die zweite mit schwärzerer Tinte geschriebene für unächt, das Siegel für nachgemacht. Was Harenberg dagegen bemerkt ist nicht stichhaltig [2]). Verloren endlich sind die Akta Ludwigs III., wodurch er Bliterstedi, dessen auch die Urkunde von 946 gedenkt, dem Kloster übertrug, so wie zwei andere über die Belehnung Odas, und die Umwandlung des Beneficiums in eine Schenkung für Gandersheim. Ebensowenig sind Arnolfs über Cruft und Kalcheim und das *vinetum* erhalten; doch kennt es Eberhard XV, 34 mit dem Bemerken es sein *twene wynhöve* am Rhein gelegen; auch Blidersdorf kennt er als Arnolfs Schenkung. Zwei andere Urkunden, eine undatirte und eine Ottos I. vom 21. April 956 würden auf diese frühsten Verhältnisse einiges Licht werfen, wenn sie selbst von Zweifeln frei wären.

Wilmans hat aufs neue die Aufmerksamkeit auf eine Urkunde Arnolfs gelenkt, die Wigand früher publicirt hatte [3]). Darin heisst es: *Cuidam fideli nostrae in sanctimoniali habitu constitutae, nomine Odae, quasdam res iuris nostri iure perenni in proprietatem concessimus, hoc est in pago Nordthuringa dicto, in comitatu Liudulfi, in loco Wanzleva nuncupato, quicquid Hludowicus rex et patruus noster ei ibidem in beneficium quondam prestiterat. — — Sed quia eadem nostra fidelis Oda eandem postmodum proprietatem ob remedium animae suae simulque nostram et progenitorum nostrorum elemosinam ad Gandeshemense monasterium tradidit, ubi venerabilis filia eius Gerberga abbatissa praeesse dinoscitur, petiit ut eandem traditionem nostri praecepti auctoritate firmaremus.* Soweit dabei von Ludwig III. die Rede ist, sind das die Verhältnisse, von denen Hrotsuit 443 ff. spricht. Odas Schenkung der Villa Wanzleva steht nach der Urkunde von 946 fest; ebenso passt es zu ihrer Stellung im Kloster, wenn man erfährt,

---

[1]) M. G. IV, 170.

[2]) S. 64. Die Urkunden finden sich aus Bodo bei Leibniz Scr. r. Br. II, 372. Leuckfeld Antiquitat. Gandersh. S. 93, 94. Eckard Francia or. II, 888, s. auch 625. Harenberg S. 583 ff. Orig. Guelf. IV, 370 ff. Böhm 212. Stumpf 241. Eberhard de eccles. Gand. VII, 17 erwähnt dieser Urkunde als der *hantfesten* König Ludwigs im allgemeinen; unter den Schenkungen XI, 61 nennt er Bliterstedi ebenfalls nicht. Die Urkunde scheint also schon damals nicht mehr vorhanden gewesen.

[3]) Kaiserurkunden der Provinz Westfalen I, 226; Wigand Archiv für Geschichte Westfalens VI, 1.

nach ihres Gemahls Tode habe sie selbst den Schleier genommen, ferner der Name der Aebtissin Gerberg; in dem Grafen Liudolf kann man mit Wilmans nach Widukind I, 21 Odas Enkel dieses Namens, einen Bruder Heinrichs I., erkennen. Aber die Urkunde ist nur Abschrift, wenn auch eine gleichzeitige, Datum, Siegel, Vollziehung des Monogramms fehlen; Arnolf ist noch König. Wilmans setzt die Urkunde 888—891, bemerkt aber, rechtsgültig könne sie in dieser Gestalt nicht gewesen sein.

Ausserdem steht sie in Widerspruch mit Ottos Urkunde vom 21. April 956 [1]), worauf Wilmans hinweist. Hier heisst es: *dotavit (Hludowicus) venerabilem socrum suam Otam, quae fundatrix exstitit monasterii, post obitum senioris eius Liutolfi, tradens ei in pago Norththuringa dicto in comitatu Theodorici, in loco Wanzleva nuncupato, quamdiu superstes in hac vita remansisset; post obitum vero eius, absque contradictione heredum eius, concessit auctoritate regali eandem hereditatem iure perenni monasterio in proprietatem, pro remedio animarum piissimorum antecessorum augustorum, et ob eius mercedis augmentum, nec non pro dilecta coniuge sua Liutgarda.* Ungeachtet einer gewissen Uebereinstimmung in der Fassung wird derselbe Schenkungsakt dort Arnolf, hier Ludwig III. zugeschrieben. Die Entscheidung giebt Hrotsuit 443 für diese Urkunde gegen jene. Bodo sagt ausdrücklich, Ludwig habe Wanzleben unter jener Bedingung geschenkt, und auch Eberhard nennt es unter dessen Schenkungen [2]). Hatte aber bereits Ludwig den Akt Odas genehmigt, wie kam sie dazu, die Bestätigung noch einmal bei Arnolf nachzusuchen? Offenbar weiss Arnolfs Urkunde von diesem frühern Vorgange überhaupt nichts, und kann daher nicht ächt sein. War aber eine des Inhalts von Ludwig vorhanden, wie kam ein Fälscher dazu auf Arnolfs Namen eine gleiche unterzuschieben? Muss man in dieser eine spätere Nachbildung erkennen, so wird doch zuzugeben sein, in dem einleitendem Theil beruhe sie auf historischen Thatsachen.

Auch Ottos Urkunde vom 21. April 956 erscheint in zweifelhaftem Lichte [3]). Ich will auf die inkorrekte Datirung keinen Nachdruck legen, a. d. i. 956 ind. 13 (955) a. r. 21 (957) aber dem Monogramme fehlt der königliche Vollziehungsstrich; andere nicht unerhebliche Bedenken kommen hinzu. Zum Theil wird der Wortlaut der Urkunde Ludwigs III. vom 26. Jan. 877 wiederholt, dann heisst es, wie in der gefälschten dieses Datums, von der Wahlfreiheit: *imperiali auctoritate eas protegente per cuncta seculorum curricula etc.,* ferner: *Deinde concessit (Hludowicus) omnes mercatores a Reno usque ad Albiam et Salam transeuntes ad usus sanctimonialium ibi degentium censum thelonei persolvere.* Dieselben Worte finden sich in einer dritten Urkunde Ottos II. vom 3. Nov. 975, ohne Rekognition des Kanzlers, die Bodo III, 713 als zweites Privilegium Ottos I. bezeichnet. Möchte

---

1) Leuckfeld S. 99. Leibniz Scr. II, 373. Harenberg S. 603. Orr. Guelf. IV, 390. B. 212. St. 241.

2) Bodon. Syntagma eccl. Gand. S. 705. Eberhard de fundat. eccl. G. XI, 61.

3) Erwähnt werden die *hantfesten* Ottos I. von Eberhard XXXII, 40.

nun, wie Harenberg meint, die Haupturkunde Ludwigs verloren sein, doch auch Hrotsuit weiss nichts davon. Ist denn aber eine so ausgedehnte Verleihung glaublich? Ein solcher Durchgangszoll setzt eine durch Handel emporgekommene Ortschaft und das Marktrecht voraus. Damals war Gandersheim weder das eine, noch besass es das andere, nicht einmal das spätere Klostergebäude war geweiht, das geschah erst 881, und Hathumod beklagt kurz vor ihrem Tode 874, ungeachtet ihrer Verbindung mit dem Hofe, den *statum tenerrimum* des Stifts, Vita 11. Es konnte noch keine irgendwie bemerkenswerthe Wichtigkeit für den landschaftlichen Verkehr haben. Erst am 4. Aug. 990 verlieh ihm Otto III. *mercatum ac monetam atque teloneum, — ut negotiatores et habitatores eiusdem loci eadem lege utantur, qua ceteri emptores Trotmanniae aliorumque locorum utuntur* [1]). Mithin gab es keine Urkunde Ludwigs III. dieses Inhalts; beruft sich die Ottos vom 21. Apr. 956 dennoch darauf, so ist sie selbst gefälscht. Wenn sie ferner sagt, Arnolf habe *per interventum coniugis suae Otae nec non et Hildegardae venerandae neptis* Cruft und Kalcheim geschenkt, so wird das durch die Urkunde von 946 zwar bestätigt, nicht aber der dritte dort genannte Name Bliurithi. Mit den darauf folgenden Schenkungen Heinrichs I. hat es seine Richtigkeit. Warum aber wird gesagt, *haec igitur omnia — cum iis quae in Mundilincheim habuimus, augmentamus,* wenn Otto bereits am 4. Mai 946 den alten Besitz bestätigte, und ausserdem noch schenkte *quicquid proprietatis hactenus habuimus in villa Mundulingheim in pago Hatteri in comitatu Erenfridi?* Offenbar wollte man ein Generaldokument herstellen, wodurch die älteren Rechtstitel anerkannt und zugleich erweitert wurden.

Von diesem Standpunkt aus wird man auch über den Eingang anders urtheilen: *Quomodo Liudulfus, proavus noster, dux Saxonum, quoddam monasterium in loco Gandereshelm nuncupato construxit cum venerabili eius coniuge Ota; primordium igitur eiusdem constructionis confirmans cum filia velo consecrata, quam Dei servitio ibidem mancipavit, simulque cum ea tradens dotis nomine quicquid praedii habuit in Gandereshemia marku et in Riudiera marku et in Alvunga marku et in Lutheria marku.* Diese Formen erinnern an Liudolfs zweiten angeblichen Stiftungsbrief, die Fassung mehr noch an die ersten Verse Hrotsuits:

Gliscit, felicis primordia Gandeshemensis
Pandere coenobii —
— —
Ut prius illustris constructio Gandeshemensis
Apto coenobii recinatur carmine nostri.
Quod nam construxisse ducem reverenter eundem
Constat Saxonum, quem praedixi, Liudulfum. —
— —

---

1) Harenberg S. 624. B. 669 St. 938.

100 *Coniugis electae precibus consenserat apte,*
Ac sic communi similis conamine voti
Deservire Deo coeperunt protinus ambo.

Endlich ist die Bulle Agapets II. vom 2. Januar 948, deren auch Eberhard XXXV erwähnt, untergeschoben [1]). Sie ist datirt *Scriptum per manus Stephani scriniarii s. Romanae ecclesiae in mense Januario Ind. 6. Datum 4 Non. Januar. p. m. Andreae, divini respectus gratia arcarii s. sedis apostolicae. Anno Dom. prop. pontificatus domini Agapiti s. p. universalis iunioris papae in sacratiss. sede b. Petri apostoli 2.* Harenberg, der die Bulle *ex autographo* giebt und ihre Echtheit vertheidigt, fügt gleichwohl hinzu *sigilli vestigia absunt.* Auffällig ist ferner der *arcarius Andreas divini respectus gratia*, der mit diesem Praedikat auch in der anerkannt falschen Bulle Agapets II. von demselben Tage für Hamburg erscheint [2]). Auch da, wie hier, ist der Abt Hadumar von Fulda Vermittler, *quia postulavit a nobis Hathumarus venerabilis abbas, ut per eius interventum atque deprecationem nostrum monasterium Ganderesheim, situm iuxta fluvium Eternam, apostolica auctoritate vobis confirmaremus.* Aber Hadumar reiste 954 im Auftrage Brunos von Köln nach Rom, wie auch Wilhelm von Mainz in seinem Briefe an Agapet bezeugt [3]). Bedenklich ist ferner, wenn das Kloster genannt wird *constructum ab Ottone comite de Saxonia;* wenn es nicht unterliegen soll *nullius alterius ecclesiae iuris ditionibus,* und *quicumque cuiuslibet ecclesiae praesul vel quacumque dignitate praedita persona — temerare temptaverit,* und nur *rex habeat potestatem ibidem ordinare abbatissam.* Alle diese speciell gefassten Formeln fehlen nicht allein in der spätern Bulle Johanns XIII. vom 1. Jan. 968 [4]), hier wird sogar Agapets mit keinem Worte gedacht. War seine Bulle damals vorhanden, so musste das geschehen. Warum endlich, wenn man solche Erweise in Händen hatte, berief man sich nicht in dem Streite mit Hildesheim darauf, wie Lüntzel bemerkt? [5]) Erst nach diesem Streite, und mit Rücksicht auf ihn sind jene ausschliessenden Sätze formulirt und die Bulle gemacht worden. Wenn Innocenz III. in der vom 22. Juni 1206 sich auf das *exemplar Agapiti et Johannis* bezieht [6]), und auch Eberhard XXXV, 6 von einer Handfeste des ersten spricht, so war das eben die falsche, die schon als ächt überlieferte galt.

Von den zwölf ältesten Gandersheimischen Urkunden sind demnach sieben falsch, die beiden Stiftungsbriefe Liudolfs, eine Bestätigung Ludwigs III., eine Urkunde Arnolfs, eine Ottos I. und zwei päpstliche, Sergius II. und Agapets II.

---

1) Harenberg S. 57, 601 ff.; Jaffé 2793.
2) Jaffé 2792.
3) Vita Brunon. 26. Jaffé bibliotheca III, 350.
4) Harenberg S. 620. Jaffé 2852.
5) Geschichte von Hildesheim I, 66.
6) Harenberg S. 738.

4. Der Ligurinus und die Gesta Heinrici imperatoris metrice.

1. Ligurinus.

Wer es unternimmt, Hrotsuits Dichtungen als humanistisches Machwerk zu enthüllen, und Celtis als Fälscher vor das kritische Tribunal zu ziehen, dem muss sich als willkommenes und scheinbar entscheidendes Beweismittel die Vergleichung mit dem sogenannten *Guntherus Ligurinus* darbieten. Denn hier liegt eine anerkannte Fälschung vor. Dies Gedicht von den Thaten Friedrichs I. ist wirklich hervorgegangen aus der Schule der Humanisten, und dass Celtis der Verfasser gewesen, darüber scheint nach der geltenden Ansicht kaum noch ein Zweifel zu walten. Was hätte daher für Aschbach günstiger sein können, als diesen falschen Zeugen vorzuführen? Zumal noch einige erschwerende Umstände hinzukommen, die jetzt erst, von dem Standpunkte einer solchen Vergleichung aus, die richtige Beleuchtung zu erhalten scheinen. Der Ligurinus ist nach dem Faden, den Otto von Freising dem Verfasser an die Hand gegeben hat, in Verse gebracht, zu Hrotsuits Gesta Oddonis sollte Widukind die Grundlage geliefert haben. Jener Panegyrikus ist dem Kaiser und seinen Söhnen gewidmet, dieser den Ottonen, Vater und Sohn; beide Dichter machen Anspruch auf Gleichzeitigkeit und nähere Verbindung mit dem Hofe.

Indess nicht immer hat die Konfrontation mit dem falschen Zeugen den Erfolg, auch den ehrlichen Mann als Betrüger zu entlarven, zuweilen ist gerade sie die beste Probe, welche den Ehrlichen zu Ehren bringt, und den Betrüger um so entschiedener zu Schanden macht. So hier. Die Vergleichung mit dem falschen Ligurinus kann keinem Zweifel an der Echtheit Hrotsuits Raum lassen. Das ist für die Hauptfrage wichtig genug, um näher darauf einzugehen; auch dem Ligurinus selbst wieder einmal schärfer ins Gesicht zu sehen, ist vielleicht nicht überflüssig.

Schon den ersten Kommentatoren des weitschweifigen Heldengedichts, Spiegel und Rittershausen, ist in ihren Ausgaben, Strassburg 1531 und Tübingen 1597, 1598, der enge Zusammenhang mit Otto von Freising nicht entgangen, aber in der humanistischen Begeisterung für den Poeten haben sie kein Arg dabei gehabt [1]). Man wird ihnen keinen Vorwurf daraus machen dürfen, und wenn die späteren philologischen Bewunderer es ebenfalls ruhig hinnahmen,

---

[1]) S. ihre Bemerkungen zu I, 140, 165, IV, 594 in dem Wiederabdruck ihrer Ausgaben in Reuberi Script. rer. Germanicar. ed. Joannis 1726, wo der gesammte Apparat abgedruckt ist, S. 454, 455, 564.

und ihrer Kritik dabei völlig vergassen, so war auch ihr Standpunkt ein anderer, zu wenig waren sie mit der historischen Litteratur des Mittelalters bekannt, um ein sicheres Urtheil zu haben. Zur Steigerung der Unklarheit und Verwirrung hat dann nicht wenig der unglückliche Einfall beigetragen, den, irre ich nicht, zuerst Baronius gehabt hat, diesen angeblichen Günther mit einem andern, dessen Name kaum minder zweifelhaft ist, zu einer Person zu machen. Es ist jener Cistercienser Mönch des Klosters Paris am Fusse der Vogesen, im Bisthum Basel, der für den Verfasser einer in Prosa geschriebenen, von Canisius herausgegebenen *Historia Constantinopolitana* gilt, in welcher der Antheil der Deutschen an dem sogenannten vierten Kreuzzuge und der Eroberung Konstantinopels 1204 dargestellt werden sollte[1]). Das beruht auf der unerhörten Annahme, dieses Buch sei der im Ligurinus wiederholt erwähnte Solymarius, den der Dichter ebenfalls geschrieben haben will. Aber der Solymarius sollte ja eine Verherrlichung des ersten Kreuzzuges sein, und in Versen! Spätere haben das weiter ausgeführt; Basnage z. B. meinte, derselbe Verfasser könne ja wohl das Heldengedicht auf Friedrich in der Jugend, das zweite Werk in reiferem Alter geschrieben haben.

Wenn dergleichen Absurditäten von manchen Historikern neuerer Zeit wiederholt wurden, so wird man ihnen ausser dem Vorwurfe der Unkritik, auch den einer unbegreiflichen Vergesslichkeit nicht ersparen dürfen. Denn sie konnten schon 1737 durch Senkenberg eines bessern belehrt werden, der in einer eigenen Abhandlung der allgemeinen Bewunderung mit grosser Schärfe und Kühnheit entgegengetreten war. In sehr präciser Form hat er die Unechtheit des Ligurinus zweifellos dargelegt[2]). Dennoch hat sich dieser fast noch ein volles Jahrhundert in seiner Autorität behauptet, obgleich einzelne, wie Hamberger[3]), sehr geneigt waren, den Dichter mit Senkenberg „für einen ganz und gar erdichteten Schriftsteller" zu halten. Auch der letzte Herausgeber Dümge kannte Senkenbergs funfzehn Gründe gegen die Echtheit sehr wohl, aber doch lange nicht hinreichend, denn er versuchte sie zu widerlegen, freilich schwach genug. Noch er wollte aus der Bearbeitung des

---

[1]) Guntheri monachi in coenobii Parisiensi historia Constantinopolitana, Canisii Lectiones antiquae ed. Basnage IV, S. I ff. Canisius gab sie *ex membranis manuscriptis academiae Ingolstadensis*, ohne die Handschrift näher zu charakterisiren. Am Schlusse derselben c. 26, S. XXII, findet sich von anderer Hand folgende Notiz hinzugefügt: *Scripsit autem hanc historiam magister Guntherus quidam tunc monachus, prius autem scholasticus.* Im Texte selbst wird der Name des Verfassers nirgend angegeben, desto häufiger der seines Gewährsmannes, des Abtes Martin, der als Kreuzprediger selbst an dem Zuge Theil genommen hatte. Das Buch scheint noch bei Lebzeiten König Philipps oder bald nach seinem Tode geschrieben. Auffällig ist, dass dieser c. 26 *serenissimus imperator* heisst; auch manches andere ist geeignet Zweifel zu erregen, doch könnte das auf Rechnung einer späteren Ueberarbeitung kommen, da das Ganze doch wohl einen echten Kern hat.

[2]) Coniecturae de Gunthero Ligurini scriptore suppositio, Parerga sive accessiones ad omnis generis eruditionem. Gotting. 1737 I, 3, S. 149.

[3]) Zuverlässige Nachrichten IV, 334.

Ligurinus eine Lebensaufgabe machen[1]), obwohl er selbst ihn eine Paraphrase Ottos von Freising nannte. Klüpfel, der Biograph des Celtis, erklärte ihn ganz im alten Geschmack, für einen Schatz tiefer historischer und politischer Weisheit[2]), und ein anderer, Namens Engel, begann Proben daraus in deutscher Uebersetzung mitzutheilen[3]). Aber auch Docen sah die Sache nicht anders an, und kam sogar auf Baronius' Einfall zurück[4]), selbst Stenzel legte 1823 einen besondern Werth auf den Apparat Withofs, der den Gedanken einer neuen Ausgabe des Ligurinus gehabt hatte. Erst 1832 in seinem Grundriss bezeichnete er ihn als werthlos, ohne auf die Frage nach dem Verfasser einzugehen[5]). Gleichzeitig führte Petit-Radel in dem Kapitel der Histoire littéraire de France über Günther noch einmal eine ausgesponnene Kombinirung aller alten Irrthümer vor, da das Gedicht *un des monuments littéraires les plus remarquables* jener Zeiten sei[6]). Auch noch Eichhorn nahm ihn 1835 in das Quellenverzeichniss seiner Staats- und Rechtsgeschichte auf[7]). Erst J. Grimm erklärte das Gedicht 1843 entschieden für ein humanistisches Produkt. Ihm, dem tiefsten Kenner des deutschen Mittelalters, konnte der gemachte, moderne Charakter desselben nicht entgehen, wohl aber ist seiner staunenswerthen Gelehrsamkeit dieses Mal eine litterarische Notiz wirklich entgangen, auch er kannte Senkenbergs Abhandlung nicht[8]). Ebenso sprechen sich dann Stälin und Pertz aus[9]), und seitdem ist über das anspruchsvolle und inhaltsleere Gedicht der Stab allgemein gebrochen[10]).

Senkenberg machte darauf aufmerksam, wie ängstlich der Versemacher den Fusstapfen des Geschichtschreibers folge, wie er aus der Fülle des historischen Inhalts nur einen kümmerlichen Auszug in blendendem metrischen Gewande gebe, und des Wissenswerthen bei weitem weniger bringe; er zuerst zog aus einigen besonders verdächtigen Uebereinstimmungen mit jenem die entschiedene Folgerung,

---

1) Heydelbergae 1812 tom. I. (und einziger) S. XXIII, XXXIV.

2) De vita et scriptis C. Celtis I, 190. II, 123.

3) Ueber die neueren lateinischen Dichter, in Vogt und Weitzels Rheinischem Archiv 1812, VIII, 116.

4) In Pertzs Archiv V, 656, spricht Docen so verworren von dem Ligurinus, dass man zweifeln muss, ob er ihn überhaupt angesehen habe. Wenn er von einem prosaischen Werke desselben Verfassers wissen will, das 1507 im Druck erschienen sei, so mag das auf der Notiz in Fabricii biblioth. med. latin. III, 174, beruhen, wo die Frage aufgeworfen wird, ob dieser Günther derselbe sei, der das Buch *de oratione, ieiuniis et elemosyna ed. Leontorius Basil.* 1507 geschrieben habe.

5) Archiv, V, 741. Grundriss zu Vorlesungen über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte S. 99.

6) XVII, 287, 288, 295.

7) Vierte Ausgabe II, 4.

8) Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer, S. 14, Vorlesung, gehalten in der Akademie der Wissenschaften 1843.

9) Stälin, Würtembergische Geschichte II, 23; Pertz, Vorlesung über das Heldengedicht von Heinrichs IV. Sachsenkriegen, 1848, Archiv X, 85; Leben Steins V, 266.

10) Wattenbach, Geschichtsquellen, S. 3. Potthast, Bibliotheca medii aevi S. 357.

dass man es mit einem viel späteren Verfasser, mit einem Fälscher zu thun habe. Doch keineswegs alle, noch überall die schlagendsten Momente hat er hervorgehoben; das Folgende möge zur Ergänzung seiner knappen Darstellung dienen.

Nach der Widmung und den üblichen Anreden beginnt der Ligurinus I, 167 mit Gesta Frider. II, 1, am Anfange des zweiten Buches ist er bei II, 11, des dritten bei II, 20, angekommen, getreulich werden später Friedrichs Lagergesetze und die Roncalischen Edikte VII, 247, VIII, 590 nach III, 26 und IV, 7 in Verse gebracht; mit dem zehnten Buche hat er IV, 38, und mit dem Schlusse der Gesten IV, 74, nach manchen Auslassungen und einigen gehaltlosen Zusätzen, das Jahr 1160 und das Ende seines eigenen Buchs erreicht. Auch der Titel desselben ist dieser Quelle entnommen, denn Mailand, das der Mittelpunkt der geschilderten Kämpfe ist, heisst bei Otto II, 13 *Liguriae metropolis*[1]). Mit einer möglichst genauen Zeitbestimmung beginnt dieser II, 1; auf Tag und Jahr stellt er die Wahl Friedrichs fest, das letzte nach Erbauung der Stadt 1800, und Christi Geburt 1152. Dennoch hat es geschehen müssen, dass drei Handschriften, die Wolfenbüttler aus dem 12ten, die Vaticanische, und bemerkenswerth genug, die Wiener aus dem 15. Jahrhundert, statt dessen lesen 1154; der Ligurinus wiederholt das, und giebt I, 170 *millenis adiice centum Mox quinquagenis subnectens quatuor annis.* Also einer dieser Handschriften ist er gefolgt. Das vierte Buch schliesst der Verfasser mit der durch zwanzig Verse 594—614 gehenden Entschuldigung, *haec de tam multis principis actis* zu geben; 607 sagt er:

> *Adde quod absenti de multis pauca referre,*
> *Remque verecundo leviter perstringere tactu*
> *Sufficit; hi solide possunt describere gesta,*
> *Quos oculata fides simul et praesentia facti*
> *Instruit, et notus falli non sustinet ordo.*

Diese Verse enthalten nichts als eine rhetorische Umschreibung der Worte Ottos II, 26: *Haec de expeditionis illius processu et proventu, pauca de multis, enarrare sufficiat. Neque enim cuncta ibi fortiter gesta a nobis ea ordinis integritate stilique urbanitate dici poterant, acsi oculis nostris illa vidissemus.* Am Schlusse X, 650 sagt der Verfasser, seinem früheren Buche *Solymarius* lasse er dieses zweite folgen, *quinto post se vix mense creatum Ac veluti medio proiectum ventris aborsu.* In der Vorrede zum dritten Buche der Gesta Frid. schreibt Ragewin, indem er an Stelle des verstorbenen Otto die Feder ergreift: *Praesentis operis pagina — nostrae parvitati velut abortiva et quasi de sinu domini sui* (Ottos) *funere rapta* etc. In beiden Fällen geben die ursprünglichen Worte den Ausdruck einer eigenthümlichen Lage. Dort klagt der tief in die Dinge eingeweihte Otto über die Unsicherheit der historischen Darstellung, hier Ragewin über den Zwang die Fortsetzung eines leider un-

---

[1]) M. G. XX, 345, 391, 395, 431, 447, 510, 515.

vollendeten Werks zu übernehmen, dem er sich nicht gewachsen fühle. Wie kommt es, dass der Poet, genau in demselben Zusammenhange, nicht allein diese Gedanken, sondern fast mit denselben Worten und demselben seltenen Gleichnisse von dem Abortus ausspricht? dass er sogar den Fehler der Handschrift wiederholt, und das alles, als käme es von ihm selbst? Wie ist diese Abhängigkeit an einer so entscheidenden Stelle zu vereinen mit der Originalität, die er sonst für sich in Anspruch nimmt?

Sehr wohlfeiler Natur sind andererseits seine eigenen Zusätze. Otto berichtet z. B. II, 22 einfach mit wenigen Worten, Friedrich sei die Krone auf dem Haupte, *equum phaleratum insidens*, als Kaiser in Rom 1155 eingezogen; daraus ist IV, 54 eine fast zwanzig Verse lange prunkende Beschreibung geworden, in der das Krönungskostüm ausführlich im Einzelnen geschildert wird, wie man es später stets zu sehen gewohnt war. Oder er legt dem Kaiser, oder irgend einer beliebigen Person, lange Reden in den Mund, für welche die Motive in der Quelle entweder nur mit wenigen Worten, oder direkt gar nicht angegeben werden, aber nach einer gewissen Wahrscheinlichkeit aus dem Zusammenhange leicht zu entnehmen sind. Die Reden selbst enthalten nichts Eigenthümliches, sie sind meist eine Aneinanderreihung von Gemeinplätzen. Von der ersten Art ist die 28 Verse lange Klage Friedrichs IV, 503, als der Pass an der Etsch gesperrt wird, dass der König dem Räuber Tribut zahlen müsse. Bei Otto II, 25 füllt sie kaum zwei Zeilen. In ähnlichem Verhältnisse zu einander sind folgende Stellen: Aus der Rede und Gegenrede II, 21 sind über 200 Verse III, 369—580 geworden; vergl. ferner VIII, 456 mit III, 42, IV, 50 und II, 22, IX, 197 und IV, 23, X, 504 und IV, 75. Ohne solche Unterlage ist die über 120 Verse lange Rede auf der Wahlversammlung. Oft sind die Redner namenlos. Es spricht *unus vir, nomine clarus, dux, comes an praesul dubium, quisquis fuit ille,* I, 227, 344, III, 30; VIII, 506 ist es wieder *unus* oder *clarior unus,* und als habe der Verfasser sich selbst charakterisiren wollen, setzt er hier hinzu, *volens facultatem potius monstrare loquendi.* Es sind schattenhafte abgeblasste Gestalten, nach einem allgemeinen Schema ist alles gemacht. So schreibt kein geschichtlicher Zeuge, der wirklich etwas zu sagen hat und weiss, was er will, sein höchstes Bestreben ist Anschaulichkeit und Deutlichkeit. Freilich haben Fälscher, die das wohl wussten, auch im Individualisiren des Guten mitunter zu viel gethan; die speziellste Ausprägung von Person, Ort und Zeit ist nicht immer eine sichere Gewähr gegen Fälschung, aber der vollständige Mangel an alle dem ist noch verdächtiger.

Doch es fehlt dem Verfasser nicht an andern Mitteln der Füllung. In landschaftlichen Schilderungen gefällt er sich, sei es Deutschlands oder Italiens[1]), I, 385, 415, II, 56, hier allerdings nach Ottos Vorgang II, 13, VI, 481. Er liebt es, seine Gleichnisse breit auszuführen, sie entfalten sich zu Bildern von 7 bis 10 Versen, mit besonderer Vorliebe sind sie der Natur entlehnt, und unverkennbar

---

[1]) Das ist auch Pétit-Radel Histoire litt. de France XVII, 288 aufgefallen.

nach virgilischem Muster, I, 38, 193, 274, 677, II, 218, so VII, 178. Die Verse sind auch sonst durchwebt mit Reminiscenzen aus dem Mythus und der Geschichte des Alterthums, wie sie dieser Art und Anzahl bei den Chronisten, selbst den versificirenden, im Mittelalter nicht eben häufig sind. Anerkannt ist ihr leichter Fluss, und die Glätte. Leoninische Hexameter finden sich hin und wieder, z. B. I, 65:

O bene, quod talem divina potentia regem
Instituit, qui sic studiis imbutus honestis,
Novit ab insipido doctum secernere vulgo,
Jamque diu mutas solitasque silere camoenas
Excitat ad veterem digna mercede laborem.

Vgl. ferner II, 249 ff., IV, 115 ff., V. 265 ff. Der Verfasser kennt sie, aber mehr zufällig entschlüpfen sie ihm, zu seinem Grundstil gehören sie nicht mehr. Sorglich vermeidet er den Hiatus, er hat ein empfindliches Ohr dafür.

Wie stehen dem gegenüber Hrotsuits Gedichte? In allen Punkten halten sie dem Ligurinus das Widerspiel. Angenommen, der Verfasser der Gesten Ottos hätte den Widukind benutzt, und dessen Sachsengeschichte in Verse bringen wollen, was sicher nicht der Fall ist, wie ganz anders und individueller ist er nicht zu Werke gegangen! Keinen einzigen persönlichen Zug Widukinds hätte er herübergenommen, es wäre ihm gelungen, die Spuren dieses Zusammenhanges so zu verwischen, dass sie erst jetzt erkannt werden konnten. Hrotsuit bleiben auch dann noch höchst wichtige Bestandtheile, die Werbung um Editha, die Geschichte Adelheids; woher stammen diese? Aschbach ist S. 109 mit der Antwort bei der Hand, aus englischen Annalen, aus italienischen Quellen. Aber mit solchen Allgemeinheiten ist es nicht gethan, auch nicht mit der Hinweisung auf Liutprand und Odilo, die viel weniger geben. Freilich werden Erzählungen dieser Art in Versen stets allgemeiner, rhetorischer, bald mehr bald minder wortreich gehalten sein, als die historische Treue es unmittelbar erfordert, es ist nicht der richtige Ausdruck für den nüchternen faktischen Inhalt, dem die einfache prosaische Rede viel besser entspricht. Oben habe ich gezeigt, dass auch Hrotsuit diesem Uebelstande zu ihrem eigenen Schaden unterliege. Dennoch kann man von ihr nicht sagen, dass sie die Dinge geflissentlich verflache, ebenso wenig, dass sie Geringfügiges breit ausmale, um über die Hauptsache leicht hinfortgehen zu können; im Gegentheil, was ihr das Wichtige ist, betont sie stark genug. Sie hat keine langathmigen Reden, die sich in hunderten von Versen verlaufen, keine namenlosen Redner, die sich breit in den Vordergrund stellen. Sind auch der chronologischen Haltpunkte bei ihr wenig, ebenso der Personen- und Ortsnamen, die beiden historischen Gedichte sind kurz, lebensvoll, individuell, mit einer sehr bestimmten Ueberzeugung tritt sie überall hervor. Ihre Gleichnisse sind weder zahlreich noch weit ausgeführt; das durchgeführteste möchte das in dem Briefe an die Gerberg vor den Gesten sein; auch mythologische

Reminiscenzen sind nicht häufig. Die Verse sind nicht elegant, nicht geleckt, durchgehend leoninisch, den Hiatus hörte sie nicht.

Nicht minder gross und geradezu entscheidend ist der Unterschied der Widmungsverse ihrer Gesten und des Ligurinus. Wenn Hrotsuit die Namen der beiden Kaiser an die Spitze stellt, so kann das keinen Anstoss geben, es ist der einfache Ausdruck ihrer besonderen Verhältnisse. Dem Vater weiht sie das Gedicht, das seine Thaten feiert, unmittelbar, dem Sohne, der davon Kenntniss nehmen will, übersendet sie es mit einer empfehlenden Zuschrift in Versen. Ohne Umschweif führt sie dann den Leser mitten in die Dinge hinein.

Anders der Ligurinus. Mit einer rhetorisch sorgfältig ausgeführten Anrufung und Widmung von 166 Versen hebt er an. Nicht dem Kaiser allein gelten sie, sondern auch seinen fünf Söhnen, die der Reihe nach aufgezählt und angeredet werden. *Gesta cano mundoque tuos, Friderice, triumphos* beginnt er feierlich; dann I, 20 ff.: *scriptos propria de laude libellos Offerimus, pariterque patrem cum prole canentes. — Suscipe, cunctorum regnator maxime regum — Annue vati — inpende favorem!* Ferner 56: *Tu primum placatus ades,* der Erbe und jugendliche König Heinrich, *rex puer,* den Italer und Tusker fürchten; 69: *Tu quoque — dux Friderice ducum, nostrae munuscula curae Suscipe!* den das Schwabenland ehrt. Dann 78: *Dubium, puer inclyte, dici rexne comesne velis,* Otto, der das mütterliche Reich der Allobroger beherrscht; 82: *nec tu — praetereundus eris,* der im Namen wie im Rechte dem Oheim Konrad folgt, *Francona rura Herbipolimque regis.* Endlich 89 der jüngste Sohn Philipp, *oblatum puerili suscipe dextra Munus!* Doch wie soll er diesen nennen? *Comitemne vocem regemne ducemne Pontificemne magis? sic quippe est fama, verendum disposuisse patrem;* schon sieht er den Knaben mit der Mitra geschmückt sitzen auf erhabener Kathedra! Dann folgt nochmals ein Gesammtlob aller, eine Hindeutung auf die Fülle des Stoffes; endlich 156 geht der Poet ans Werk, *solamine tutus principis ac iuvenum.*

Wer sollte nach dieser zuversichtlichen Widmung, mochte sie immerhin schmeichlerisch sein[1]), nicht einen Mann vermuthen, der dem Kaiser und seinen Söhnen nicht allzu fern stehe, der irgend eine Beziehung zum Hofe, mindestens Mittel und Wege habe, sein Buch an den Stufen des Thrones niederzulegen, und der gnädigen Aufnahme desselben im Voraus sicher zu sein? Doch ganz anders gestalten sich die persönlichen Verhältnisse des Poeten im Verlaufe des Gedichtes. Viel bescheidener tritt er am Ende des vierten Buches auf 612, *nos procul absentes,* ist er, die Herrscherthaten des Caesar zu sehen, nicht würdig, sehr fern steht er den Dingen. Demüthiger noch ist er am Schlusse des Ganzen X, 619: *Nos nominis alti Non sumus; egregios vix suscipit aula poetas!* Also er ist überhaupt nicht bei Hofe, er weiss auch nicht, wie sein Ligurinus an den Kaiser kommen

---

[1]) So bezeichnet Hahn, Reichs- und Kaiserhistorie III, 241, A. e., den Verfasser.

solle, denn er beruhigt sich mit dem kümmerlichen Troste, es werde sich dort vielleicht Einer oder der Andere finden, der sein Buch lesen, daran Gefallen haben und es endlich, wenn auch spät, vor den Kaiser bringen werde. Während er dem Freunde, der ihm diesen Dienst leiste, alles mögliche Gute zum Danke wünscht, giebt er seinem Gedichte als *novus hospes in aula* 630 ff. eine Schlussrede an die Herrscher mit auf den Weg, die daran erinnern soll, dass der Vates seine Arbeit nicht vergebens gemacht haben möge. Hatte er aber keine Verbindungen am Hofe, dann kann er des *solamen* des Kaisers und seiner Söhne unmöglich so sicher gewesen sein, als er I, 156 rühmt; es war eine leere Prahlerei, die er am Schlusse des Buchs wieder vergessen hatte.

Es sind das Widersprüche, allein schon ganz geeignet, den Verdacht zu erwecken, der Verfasser habe eine Verdunkelung seiner persönlichen Stellung absichtlich hervorrufen wollen. Ueberhaupt fehlt es auch sonst an jedem charakteristischen Zeichen, aus dem sich eine Folgerung auf die besonderen Verhältnisse des Dichters ziehen liesse, wie dergleichen unwillkürliche Andeutungen selbst wohl ein trockener Annalist giebt. Ganz allgemein sagt er dagegen von sich X, 641 *quas (res) scripserit ille,* wer es auch immer sei, der diese Verse geschrieben hat! Konnte aber ein solcher abstrakter, unfindbarer Nemo sich dem Kaiserhause zu besonderer Gnade und Berücksichtigung empfehlen? Aber so unfindbar als er vielleicht scheinen möchte, ist der Verfasser doch nicht, nur ist er es an einer Stelle, wo man ihn am wenigsten finden sollte, und er selbst es am wenigsten erwarten mochte. Denn der Einzelne, er stelle sich wie er wolle, kann die Signatur seiner Zeit nie ganz verleugnen. Diesem Schicksal ist auch der Ligurinus nicht entgangen.

Wenn er das Gedicht von den Thaten des Kaisers entweder diesem allein, oder seinen Söhnen allein zugeeignet hätte, so wäre das vollkommen hinreichend gewesen; es beiden Theilen zugleich, sechs Personen im Ganzen, zu widmen, ist ein unpassendes, ein unschickliches Uebermass. Aber auch die Prädikate, welche er den Einzelnen in der Anrede ertheilt, sind verdächtig, oder geradezu falsch, namentlich die der beiden letzten. Wenn er I, 107 den Kaiser bezeichnet *pater invalido robustus et integer aevo,* so stimmt das noch, denn zwischen 1186 und 1190 nimmt er seinen chronologischen Standpunkt. Die Kaiserin Beatrix ist bereits gestorben V, 347, freilich schwerlich *florente iuventa,* wie zu der Musterstelle Gest. II, 29 hinzugefügt wird, da sie 1184 nach acht und zwanzigjähriger Ehe stirbt. Heinrich, der 1165 geboren, um diese Zeit noch *puer* genannt werden mag, ist König von Italien, als solcher wird er I, 59 angeredet, V, 336 regiert er die Ausonischen Städte, zugleich wird seiner Heirath mit der sicilischen Erbin gedacht I, 737, V, 419, die *tempore nostro* vollzogen sei. Seine Hochzeit mit Konstanze fand am 27. Januar 1186 statt, an demselben Tage wurde er zum Könige von Italien gekrönt[1]).

[1]) Die gleichzeitigen Zeugnisse s. bei Toeche, Kaiser Heinrich VI., S. 27, 34, 515.

Der zweite Sohn Friedrich erscheint als Herzog von Schwaben, urkundlich zuerst 1170, seine persönliche Amtsführung begann 1184, er starb vor Accon 1191 [1]). Wie aber kommt der Verfasser zu dem Zweifel, ob er den dritten Sohn, Otto von Burgund, als König oder Grafen begrüssen solle? Von keinem Zeitgenossen wird dieser König genannt. Wenngleich der Sanblasische Fortsetzer Ottos 21 sagt, er sei auf das *archisolium Arelatense* erhoben worden, so heisst er doch stets *comes*, so in den Marbacher und den grossen Kölner Annalen, die seiner nicht selten gedenken; Friedrich selbst hatte 1178 die burgundische Krone zu Arles empfangen [2]). Der folgende Sohn Konrad erscheint seit 1188 urkundlich stets als *dux de Rotenburc* bis 1192, wo er seinem Bruder Friedrich als Herzog von Schwaben folgt; auch bei den Geschichtschreibern führt er keinen andern Namen. Das Herzogthum Franken, soweit es noch existirte, hatte seit langer Zeit der Bischof von Würzburg [3]). Wie konnte ein der Dinge irgend Kundiger das auf Konrad übertragen, und gar in einer feierlichen Zueignung von ihm sagen, er regiere Würzburg? Wie ihn mit Titulaturen anreden, die nicht ihm, sondern dritten Personen gebührten, die dadurch entschieden beeinträchtigt wurden? Das wäre die schlechteste Empfehlung für den Verfasser gewesen.

Bei Philipp, dem jüngsten Sohne, weiss er nicht, ob er ihn Graf, König, Herzog oder Bischof nennen solle. Aber in den Jahren 1186 bis 1190 war Philipp noch *scolaris parvus* [4]), und vor dem Antritte des Kreuzzuges einem Geistlichen zur Erziehung für die Kirche übergeben worden; 1189 ist er Propst von Aachen. Auch Heinrich VI. hält diese Absicht anfänglich fest, noch 1191 ist Philipp urkundlich *Wirzeburgensis electus*. Aber der Kaiser ändert seinen Plan, 1195 erhebt er ihn zum Herzog von Tuscien, nach Konrads Tode 1196 zum Herzoge von Schwaben, und nach Heinrichs Absterben 1198 wird Philipp König. Der Poet, der sich bei der Erwähnung Konrads der Gegenwart und nächsten Vergangenheit unkundig zeigt, ist hier ein wirklicher Vates, er thut prophetische Blicke in die Zukunft. Aber war für den geistlich erzogenen Knaben eine solche Laufbahn voraus zu sehen damals, als noch vier ältere Brüder lebten? War das auch nur zu ahnen möglich? Gewiss nicht! Dann bleibt nur Eines übrig, der Verfasser kannte den späteren Verlauf der Dinge. Darum konnte er Heinrich um so eher die Versicherung, I, 61, geben, die Thaten besingen zu wollen, die er in den folgenden Jahren noch ausführen werde. Dann aber sind diese Verse auch niemals an den Kaiser und seine Söhne in Wahrheit gerichtet worden, dann ist der Verfasser nicht das, was er scheinen will.

---

[1]) Die Nachweisungen der Urkunden s. Stälin Würtembergische Geschichte II, 113, 114, A. 1, 120, 121; Toeche, S. 32, 200.

[2]) M. G. XX, 314; Böhmer 2608.

[3]) Stälin II, 124, 130, 649 giebt die urkundlichen Nachweise.

[4]) Annales Stadens. 1185, M. G. XVI, 351 die anderweitigen Belege bei Böhmer Regest. 1198—1154 S. XI; Stälin II, 133; Abel, König Philipp S. 38, 319; Toeche S. 166, 218, 351.

Taktlos, ja unverschämt wäre es gewesen, wenn ein Zeitgenosse hätte wagen wollen, der kaiserlichen Familie ein Buch zu ihrer Verherrlichung zu überreichen, das nichts war als ein Auszug aus einem andern viel werthvolleren, das noch dazu ein Anverwandter fast im Auftrage des Kaisers geschrieben hatte. Zumal, wenn dieses Mannes selbst im Texte erwähnt wird. Dreimal nennt der Verfasser den Namen Ottos nach Anleitung der Gesten VI, 455, VII, 170, IX, 90, auch da, wo Ragewin dessen Tod berichtet; aber wie viel er ihm verdanke, hütet er sich mit einer Sylbe zu verrathen. Nicht minder verkehrt war es, mit einer Feier der ersten Thaten des Kaisers bis 1160, die nicht einmal mit einem entschiedenen Ergebniss abschliessen, fünf und zwanzig Jahr hinterher zu hinken, nachdem Mailand und Heinrich der Löwe gefallen waren. Statt so eine Ilias post Homerum zu geben, hätte ein ächter Geschichtschreiber oder Panegyrist gerade hier den reichsten Stoff und willkommenste Veranlassung gefunden, Ottos Gesten fortzuführen. Welche Gestalt ein Buch dieser Art hatte, beweist wenigstens für Italien Godfrieds von Viterbo *Carmen de gestis Friderici imperatoris in Italia*, es ist wirklich in der Zeit geschrieben, wo der Ligurinus geschrieben sein will, im Jahre 1181. Godfried macht einen Zeitraum von dreissig Jahren in 1220 Versen ab, der Ligurinus braucht für acht nicht weniger als 6000!

Aber noch in anderer Weise verräth er sich. Manches entschlüpft ihm, was, wenn es in der That an Friedrich I. gerichtet wurde, nur dessen ganze Ungnade erwecken konnte. Senkenberg bemerkt mit Recht, dass der Dichter, der den Kaiser nur rühmen wollte, in einem ihm gewidmeten Buche von dem Gegenpapste Viktor IV. ihm nimmermehr ins Gesicht sagen konnte IX, 282:

Qui post schismatica longum feritate rebellis
Perstitit ad tumulum successorique reliquit.

Vgl. X, 123. Also der Kaiser wird daran erinnert, dass er einst Schismatiker und Rebell gewesen sei, denn er hatte ja jenen Papst aufgestellt. Dieselbe kirchliche Haltung bewahrt der Verfasser auch da, wo er von der Verurtheilung Arnolds von Brescia unter dem Schutze des Kaisers spricht III, 344. Aber auch diese Erwähnung ist unglücklich, das hat Senkenberg nicht hervorgehoben. Ebenso feindlich wie Otto II, 20 schildert er diesen Reformprediger, nachdem er von dessen Rückzug nach Zürich gesprochen, fügt er III, 310 folgende originale Bemerkung hinzu:

Unde venenato dudum corrupta sapore,
Et nimium falsi doctrina vatis inhaerens,
Servat adhuc uvae gustum gens illa (die Züricher) *paternae.*

Wie kommt er zu diesem *adhuc,* zu dieser Ketzercensur gegen Zürich? Ich wüsste nicht, dass die Stadt seitdem als ketzerisch im zwölften Jahrhundert verrufen gewesen wäre. Unwillkürlich macht das *adhuc* den Eindruck, ein weit längerer Zeitraum als dreissig Jahr müsse zwischen Arnold und dem Verfasser liegen. In späteren Jahrhunderten war eine solche Ansicht von Zürich sehr

wohl möglich, nach dem sogenannten Pfaffenbrief von 1370 und dessen Erneuerung im Stanzer Verkommniss 1481, wie unter dem Eindrucke der kirchlichen Politik des Bürgermeisters Waldmann[1]). Hier handelte es sich um den Kampf des Staats mit den geistlichen Gerichten und deren Beschränkung, da erscheint die Stadt überall in erster Reihe; damals lag es nicht allzu fern, Arnolds Aufenthalt daselbst mit diesen Bewegungen in Verbindung zu bringen.

Ein Seitenstück dazu ist die Erwähnung der Roncalischen Gesetze, die Friedrich aufschreiben lässt VIII, 590:

Mox de communi feudorum iure, quod illa
Perspicuis nondum scriptis expresserat aetas.

Mit Recht legt Senkenberg, den grössten Nachdruck auf die *illa aetas,* die den Verfasser abermals in weiter Ferne vom zwölften Jahrhundert zeigt. Ebenso ist das *commune feudorum ius*, ein moderner Ausdruck, auf den damals kein Mensch verfallen konnte, der aber dreihundert Jahr später geläufig war. Wäre man doch fast versucht, bei dem *perspicuis scriptis expresserat* an den Druck zu denken! Dadurch werden Stellen, wie V, 419, X, 613, wo die *tempora nostra* die staufische Zeit bedeuten sollen, aufgehoben.

Danach kann es nicht fehlen, wo er seinen Gewährsmann verlässt, geräth er in arge Irrthümer. Hätte es einem Fürsten, der auf einer Wahlversammlung vom Tode des einen, und der Nachfolge des andern Kaisers spricht, auch nur entfernt einfallen können, ein Gleichniss anzuwenden, wie jenes in der fingirten Rede I, 237, *veluti cum luditur alea?* Bei Erwähnung Rogers II. von Sicilien, nach Gest. II, 7, will er eine erläuternde Episode über die Normannen geben, I, 654; dabei macht er den Zeitgenossen Friedrichs I. und Neffen Roberts Guiscard zu dessen Bruder; was er von ihm und seinen Nachfolgern sagt, ist in hohem Grade konfus. Während er I, 716 darüber klagt, dass die meisten in ihrer Darstellung diese Verhältnisse verwirren, weiss er selbst dem Leser auf die Frage, wie es mit seinen eigenen Angaben stehe, nichts weiter zu antworten als 734: *ambiguo scribenti grandia versu Ignoscat vati;* ihm selbst sei die Normannische Nachkommenschaft nicht hinreichend bekannt.

Nach dieser Probe wird man sich über den Verlust des Solymarius trösten, des zweiten Werkes dieses dichterischen Genius, dessen er an einigen Stellen gedenkt; denn gerade die Thaten der Normannen während des ersten Kreuzzuges sollen den Hauptinhalt desselben gebildet haben: *Unde Boamundo noster Solymarius illam — Antiochi — urbem Assignasse refert*, heisst es I, 729. Robert Guiskard soll seinem Sohne Boamund Lybien, Sicilien und Antiochia im Voraus als Erbtheil angewiesen haben! Schon I, 86 hat man erfahren, der Verfasser habe *scriptos sacra de sede libellos,* dem jungen Konrad, Friedrichs Sohne, gewidmet, und I, 14 der Solymarius sei in die Hand des mächtigen Jünglings gekommen, und

---

[1]) Hottinger, Helvetische Kirchengeschichte II, 183; Bluntschli, Geschichte des Schweizerischen Bundesrechts I, 124, 159.

werde vielleicht mit Beifall gelesen. Er bezeichnet das Buch als *prima novae tentamina* oder *munera Musae,* X, 649 als *leve munus,* wo es weiter heisst: *Qui* (Solymarius) *sibi te* (er redet sein eigenes Buch Ligurinus an) *quinto post se vix mense creatum, Ac veluti — aborsu, Accessisse — mirabitur — fratrem.* Also der Ligurinus war der jüngere Bruder des Solymarius, und nach den beiden ersten Stellen zu urtheilen, bedeutend später abgefasst, während es an der letzten den Anschein hat, als sei das nur fünf Monate darauf, und innerhalb dieses Zeitraums geschehen. Das wäre eine sehr rasche Produktion, aber den Charakter trägt das Buch durchaus nicht, der Verfasser betont wiederholt und stark die Mühe, die er darauf verwendet habe. X, 639 versichert er, es sei zu Stande gekommen, *tot in officio vigilatis noctibus isto.* Die Lösung dieses Widerspruchs ist gleichgültig, da der Solymarius überhaupt wohl nicht existirt hat, und wenn wirklich, war er sicher nichts werth.

Doch in bedenklichere Widersprüche verwickelt er sich an andern Stellen. Nicht etwa, dass er nur unbewusst aus der Rolle fiele, fast ganz scheint er sie zu vergessen, denn er vergisst von einem Buche zum andern, was er gesagt hat.

Am Ende des vierten, wo er sich bezeichnet als *procul absens,* behauptet er nur weniges zu geben, *vulgata superstite fama — tenui suscepimus aure;* also nach Hörensagen will er geschrieben haben. Man kann nicht anders sagen, als das sei geradezu gelogen, wenn, wie oben gezeigt, diese Stelle im Uebrigen aus Otto abgeschrieben ist. Aber im Prologe hat er selbst seine Bekanntschaft mit einer Litteratur der Geschichte Friedrichs unzweideutig ausgesprochen. Da redet er I, 124 von denen *Qui scripsere prius cupientes ordine certo Historiae servare fidem.* Er ist mit ihnen übel zufrieden. Sie geben allerlei, was dem Kaiser nicht eben zur Ehre gereiche; Ungehöriges schalten sie ein, *quae Nec contexta rei, sed tanquam adsuta cohaerent.* Diese Formlosigkeit missfällt ihm höchlich, im Vertrauen auf den grossartigen Stoff, heisst es von jenen 146, *metricas adsciscere leges spreverunt,* was ihnen nur ein kindisches Spiel sei. Anders der Verfasser. Er will alles Unangemessene entfernen, das *pulchrum minus eximiumque,* er will *de multis modicam condere summam,* und wie er 136 elegant sagt:

Ac velut e pleno decerptis floribus horto,
Principe digna suo breviter compingere serta.

In ähnlichen Wendungen spricht er IV, 33, 594, X, 594. Für sich selbst nimmt er die versificirte Form in Anspruch, er will die Erzählung unter das Gesetz des Numerus bringen. Zugleich aber charakterisirt er dies Verfahren in höchst bedenklicher Weise I, 150, *Singula — Verba superposito velabimus inlita fuco.* Wem seine Leistung sonst missfalle, den sollen wenigstens *versus canori* gewinnen.

Si quem igitur rerum prolixior ordo fidesque
Incorrupta iuvat, doctorum scripta virorum
Consulat, atque ipso latices de fonte petitos
Hauriat! —

sagt er I, 138. Wer also mit diesem anthologischen Kranze, mit dieser metrischen Schönfärberei nicht zufrieden ist, wer mehr Inhalt verlangt, wem es vor allem um ungefälschte Glaubwürdigkeit und Treue zu thun ist, der möge sich an die Bücher der Gelehrten halten, der schöpfe aus der Quelle! Und aus welcher sonst als der, aus welcher er selbst geschöpft hat? Denn was könnte das anderes heissen? Ein offeneres Geständniss lässt sich kaum ablegen. Es ist so verzweifelt naiv, dass man meinen könnte, ihm sei es überhaupt nur auf ein metrisches Schul- und Prunkstück angekommen, nur ein solches habe er wie halb im Scherz ankündigen wollen. Nicht minder aufrichtig, aber zugleich mit stolzer Zuversicht lässt er sich am Schlusse vernehmen. Er spricht X, 587 die Hoffnung aus, das allein schon werde ihn dem Ruhme weihen,

> — *quod iam per multa latentes*
> *Saecula, nec clausis prodire penatibus ausas*
> *Pierides vulgare paro, priscumque nitorem*
> *Reddere carminibus tardosque citare poetas.*

Hier erst kommt seine wirkliche Meinung von sich und seinem Unternehmen zu Tage. Viele Jahrhunderte lang haben die verscheuchten Musen in dunkler Vergessenheit gelebt, sie jetzt wieder ans Licht zu führen, dem Verse den alten Glanz zurückzugeben, die trägen Poeten anzufeuern, dazu fühlt er sich den rechten Mann. Denen, an die er hier dachte, weiss er sich im gewandten Gebrauche von Sprache und Vers weit überlegen, am Eingange einer neuen Litteraturperiode scheint er sich zu sehen. Dabei hat er freilich vergessen, beim Beginne des Gedichts I, 45 angekündigt zu haben, den Kaiser zu besingen, den *celebres optant laudare poetae.* Dass er diesen Dichtern gegenüber, die er gewiss nicht als *tardi* bezeichnen wollte, seinen Versuch *praeceps,* seine Muse *tenuis,* sich selbst *temerarius* genannt hat, dessen freilich erinnert er sich nicht mehr!

So denkt und schreibt kein Dichter des zwölften Jahrhunderts. Dieser hat keine innere Theilnahme, weder für die Dinge, die er erzählen, noch die Personen, die er besingen will; er hat kein Verständniss der Geschichtschreiber jener Zeiten noch eine Anschauung des Mittelalters überhaupt. Weit erhaben dünkt er sich über jene einfachere unmittelbare Weise des Ausdrucks, mit dem vornehmen Interesse der eleganten Form steht er dem Stoffe fremd und kalt, wie ein Künstler, gegenüber, er scheint der Ansicht, erst in seinen Versen kommen die grossen Ereignisse der Vorzeit zur angemessenen und würdigen Darstellung. Denkart, Sprache, Vers, Gleichnisse, alles ist modern. Darum hat er Recht in dem einen Punkte, der Ton, aus welchem er schreibt, ist *per multa saecula* unbekannt gewesen, d. h. er lebt Jahrhunderte später. Hier gesteht er es selbst, er ist kein Zeitgenosse.

Steht das fest, so tritt die Frage, wer der Verfasser in Wirklichkeit gewesen, um so mehr in den Vordergrund. Ebenso wenig wie seine Gelehrsamkeit hat er sein nationales Herkommen ganz verleugnen können. Schon im Allgemeinen wird man sagen dürfen, in späterer Zeit konnte nur ein Deutscher es unternehmen,

die Geschichte Friedrichs I. in dieser Weise zu bearbeiten. Auf einzelne Spuren, die dafür zeugen, hat früher schon Barth hingewiesen. Die Stelle VIII, 390, wo nach dem Vorgange der Gesta III, 47 der Titel des byzantinischen Hofbeamten *caniclinus* erscheint, aber abweichend von Otto und falsch durch *nobis camerarius idem* gedeutet wird, kann allein für die deutsche Herkunft noch nicht entscheiden. Aber wenn der Verfasser Namen wie Frankfurt mit *Francorum vadum,* Magdeburg mit *Virginea urbs,* Welf mit *catulus* übersetzt, Würzburg in der *lingua vulgaris* herleitet *ab herbis,* so vermochte das nur ein Deutscher zu thun, und wenig hilft es ihm, wenn er affektirt hinzusetzt: *nam neque barbaricum recipit mea pagina nomen,* I, 180, 556, V, 324, IX, 80. Ebenso beweisen die landschaftlichen Schilderungen der Main-, Rhein- und Moselgegenden, dass er hier sehr wohl bekannt sei. Das südwestliche Deutschland scheint seine Heimath, und in den dortigen Städten war die humanistische Gelehrsamkeit am meisten zu Hause. Diesem gelehrten Geschmacke entsprechen auch Ableitungen deutscher Städtenamen, wie I, 572 *Ratispona*, so genannt, *quod bona sit ratibus, vel quod consuevit in illa Ponere nauta rates!* Würde ein ehrlicher Chronist des zwölften Jahrhunderts sein *Reganespurc* je so geradebrecht haben? Verwandter Art sind die Versuche II, 37, 95.

Der Verfasser war ein süddeutscher Gelehrter der humanistischen Schule zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, das bleibt das Ergebniss jeder nähern Untersuchung dieses Buches, gehe sie aus vom Inhalt oder der Form. Man stelle dieses glatte Machwerk in die Mitte, zwischen Hrotsuits Gedichte, deren Grundton der tiefste Ernst ist, und Godfrieds historisches Carmen mit seinem ächten Gehalte aber seiner geschmacklos gekünstelten Form, seiner terzinenartigen Strophe von zwei Hexametern und einem Pentameter; oder man vergleiche es auf der andern Seite mit jenen lebensvollen frischen Versen, die zur Zeit Friedrichs I. entstanden und zum Theil an ihn gerichtet sind, und nur mit geschlossenem Ohr und Auge wird man den himmelweiten Unterschied in Abrede stellen können[1]). Hrotsuit und der Dichter des Ligurinus haben nichts mit einander gemein. Das böse Gewissen ist es, das ihm seine eigene Kritik ins Ohr raunt, wenn er I, 119 schreibt:

> — *Metus est, ne dum prodesse laboro,*
> *Inveniar nocuisse magis, rebusque serenis*
> *Arguar insanus tenebras obducere vates.*

Als weiterer Beweis seines humanistischen Charakters und Ursprungs kann die hohe Bewunderung gelten, die ihm von den Gelehrten gerade dieses und des folgenden Zeitalters gezollt worden ist. Keinem ächten Geschichtschreiber des Mittelalters ist sie in gleichem Masse zugewendet worden, auch Hrotsuit nicht. Während ihre Gesammtschriften in zweihundert Jahren nur zwei Ausgaben erfuhren, hat der Ligurinus binnen eines Jahrhunderts deren sieben aufzu-

[1]) Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer, herausgegeben von J. Grimm, S. 64 ff.

weisen [1]). Hier vergassen die Humanisten die tiefe Verachtung, mit der sie sonst auf die barbarischen Tirocinien mittelaltriger Latinität herabzusehen pflegten, und wetteifernd haben ihn elegante Juristen und Philologen edirt, emendirt, commentirt und gepriesen. Spiegel und Rittershausen haben ihn erdrückt mit ihrem Schwalle unnützer Noten, Cujacius und Hotomann den rechtshistorischen Inhalt in dieser Form bewundert; Melanchthon schrieb eine Vorrede dazu, Gruter besang, C. Barth und Heinsius emendirten, Casaubonus rühmte ihn als eleganten Poeten, Joh. Fr. Gronov ging mit dem Plane einer neuen Ausgabe um, und erkannte ihm vor allen die Dichterkrone zu. Wenn manchem dieser Gelehrten die Geringfügigkeit des Inhalts auch nicht ganz entging, so war doch was alle bestach und fesselte, eben das, was sie mit dem Poeten gemein hatten, und was dem Mittelalter fehlte, der Sinn für die klassisch abgerundete Form, die Herrschaft der Sprache, die Gewandtheit der Nachbildung. Sie bewunderten jenen *fucus*, den der Verfasser selbst rühmt, durch die humanistische Wahlverwandtschaft wurden sie angezogen, und unbewusst stellten sie ihm das Zeugniss aus, dass er einer der Ihren sei, d. h. dem Mittelalter nicht angehöre.

Endlich die Handschrift. Offen vor aller Augen liegt der alte Kodex Hrotsuits und widersteht allen Verdächtigungen, wer hat den des Ligurinus je gesehen? Seit Celtis und den Herausgebern Niemand. Umsonst hat sich Dümge die möglichste Mühe gegeben, irgend eine Notiz darüber aufzutreiben [2]); unter den zahllosen Handschriften, die für die Monumente untersucht worden sind, ist keine einzige des Ligurinus zu Tage gekommen. Statt ihrer muss der Druck gelten, an ihn knüpft sich die endgültige Lösung der Frage nach der Person des Verfassers, denn gelöst ist sie noch nicht; auf ihr zumeist ruht noch das Interesse der Forschung. Im allgemeinen neigen die Stimmen dahin, Celtis selbst sei es gewesen; dann würde ihm hier die ganze Verantwortlichkeit eines litterarischen Trugs zufallen. Daraufhin hat Aschbach auch den Herausgeber der Werke Hrotsuits zu deren Verfasser gemacht. Dennoch steht es in jenem Falle nicht ganz ebenso. Der Entdecker oder Verfasser des Ligurinus war nicht zugleich der Herausgeber. Das wäre eine Art von Vorsicht in der Vertheilung der Rollen gewesen, die er mindestens bei Hrotsuit verabsäumt hätte. Ruht auch dort der Verdacht der Fälschung in hohem Grade auf ihm, ganz klar ist die Sache noch nicht.

Denn nicht Celtis zuerst hat den Namen Ligurinus öffentlich genannt; aber wiederum ist er Entdecker der Handschrift, wie Hrotsuit hat er auch diesen Dichter mit einem lobpreisenden Epigramme begrüsst, und dann das Buch durch seine Freunde in die Litteratur einführen lassen. Darüber berichten in der Vorrede die Herausgeber der Editio princeps *per industrium et ingeniosum magistrum Erhardum*

---

1) Die Zusammenstellung der Ausgaben und der merkwürdigen Testimonien der *clarissimorum virorum* s. bei Reuber-Joannis S. 431 und in Dümges Ausgabe S. XLIV, LIII ff.

2) S. XLVIII ff.

Oeglin civem Augustensem Anno Sesquimillesimo et septimo mense Apprilio, der Propst von Bamberg Marquard von Stein nebst den Kanonikern Matth. Marschalk, Bernhard und Konrad Adelmann und den Augsburgern Peutinger und Herbart. Auf die Bitte, welche sie an den unermüdlichen Forscher Celtis gerichtet haben, der *hiis diebus* nach Augsburg gekommen ist, ihnen unbekannte Bücher, die er auf seinen Reisen entdeckt habe, mitzutheilen, sagt er ihnen, einen ausgezeichneten Dichter von den Thaten Friedrichs I., *Ligurinum quendam,* habe er gefunden in einem Kloster der *Francia orientalis.* Er giebt ihnen das Werk zur Lektüre *per otium;* sie wünschen die Veröffentlichung durch den Druck, ein solcher Schatz dürfe nicht verloren gehen, denn nur eine Handschrift, *unicum solum exemplar,* ist vorhanden. Da Celtis sich mit dem Drucker nicht einigen kann und Augsburg verlassen will, übernehmen sie die Kosten der Herausgabe zur Ehre des Vaterlandes und des Kaisers, dessen Thaten nach einigen Jahrhunderten wieder ans Licht treten sollen. Ihnen ist also der Dichter ein gleichzeitiger Zeuge, ein Deutscher, Ligurinus, *virtutum Friderici Caesaris praeco ex Germania proficiscens.*

An der Wahrhaftigkeit dieser Männer zu zweifeln ist kein Grund, aber sehr eilig sind sie zu Werke gegangen; erst während des Druckes scheint sich ihre Ansicht vom Dichter festgestellt zu haben. Denn in der Ueberschrift ist er einfach *Ligurinus,* in der Vorrede *Ligurinus quidam poeta*, erst in der Notiz des Druckers am Ende des zehnten Buches erscheint der Name *Guntherus Ligurinus poeta clarissimus;* woher, mit welchem Rechte wird nicht gesagt. Kaum zu glauben ist es, dass die Herausgeber den Verfasser ohne Weiteres für jenen Günther, Mönch von St. Amand gehalten haben sollten, dessen Namen sie bei Tritheim fanden, welcher ihn einen *poeta clarus* nennt, der mancherlei in Vers und Prosa geschrieben haben sollte; denn ausdrücklich setzt er diesen in die Zeit Heinrichs IV. zum Jahre 1100. Auch hatte über ihn schon Sigebert eine kurze Notiz gegeben [1]). Dann am Schluss der Ausgabe heisst es: *completus Ligurinus — iuventuti Germanicae ad legendum et enarrandum praebitus,* hier ist das Buch gemeint. Eine spärliche Nachricht von der Handschrift giebt noch die Ueberschrift, *nuper apud Francones in silva Hercynia et druydarum Eberacensi coenobio A Chunrado Celte reperti,* und die *Errata* zum ersten Buch, die veranlasst seien, *vetustate et ferme cariae et blaptis absumpti exemplaris.* Hier glaubt man Celtis selbst zu hören. Auch in der Widmung der Hrotsuit sucht er nach Handschriften in *Hercinia silva — in monasteriis et cenobiis druidarum,* und findet sie *situ et carie et, ut cum gemitu dicam, a blaptis etiam non satis tuta.*

Vorhanden also war eine Handschrift, denn dass die sechs Herausgeber die Unwahrheit gesagt, und mit Celtis zur Durchfüh-

---

[1]) Tritheim de ecclesiast. script. c. 354, führt ausser der Passio s. Cyriaci, die Sigebert de script. eccles. c. 166 allein kennt, noch an *et metra et prosa quaedam praeclara volumina.*

rung eines gemeinschaftlichen litterarischen Betrugs im Bunde gewesen sein sollten, ist auch hier schwer anzunehmen. Freilich ohne Palaeographen zu sein, messen sie ihr ein hohes Alter bei, und sie schien auch alt. Ihrer Beschaffenheit ungeachtet, musste sie ebenfalls, wie der Kodex der Hrotsuit, unmittelbar in die Druckerei wandern. War sie von Wurm und Moder angefressen, so mochte sie an irgend einem ungünstigen Orte mehrere Jahre gelegen haben. Doch hier erheben sich eine Reihe schwieriger Fragen. War jener Ort wirklich das Kloster Eberach, hatte Celtis sie in der That dort gefunden, wie kam das humanistische Produkt an diese Stelle, und wie konnte es hier in Vergessenheit gerathen? wie entfremdet werden, um zuletzt ganz abhanden zu kommen? Oder hätte er wie das Gedicht so die Handschrift hergestellt, wie vermochte er ihr dieses Ansehen zu geben?

Aber nicht Celtis allein und die Herausgeber, auch andere wussten von diesem Schatze, und sprachen schon früher davon. Wenn am Schluss der Ausgabe gesagt wird, dieser Ligurinus sei *per universam Germaniam et eius publica gymnasia iam notus*, er werde der studirenden Jugend interpretirt zu Wien durch Celtis, zu Freiburg durch Hieron. Baldung, in Tübingen durch Heinr. Bebel, in Ingolstadt von Jac. Philomusus, in Leipzig von Hermann Bost (Busch), so konnte das mit Hülfe von Abschriften geschehen. Aber das ist nicht wahrscheinlich, denn sollte sich von allen keine einzige erhalten haben? Oder durch Vertheilung der Aushängebogen; der Eifer dieser Männer konnte den Schluss des Druckes nicht abwarten. Aber mindestens schon 1504, ja wohl schon 1501, wusste der Humanist Bebel, einer der namhaftesten jener Zeit, von der vollendeten Form und historischen Wahrhaftigkeit dieses Dichters zu sprechen, der als Lucans glücklicher Nebenbuhler gepriesen werde. Es geschieht in dem Briefe an den Tübingischen Kanzler Johannes Nauclerus oder Fergenhans, *Qui auctores legendi sint novitiis ad comparandam eloquentiam et qui fugiendi*, dessen bereits oben erwähnt ist. Dieser erschien in seinen *Opusculis* 1504 und ist möglicherweise schon 1501 geschrieben. Der Verfasser des Ligurinus heisst darin *mihi nondum visus quidam Christianus, vel, ut alii volunt, Guntherus Alemannus;* es werden ihm zwölf, statt zehn, Bücher *Gesta Friderici* zugeschrieben, und die Herausgabe seiner *Opuscula* sehnlichst gewünscht. Damals also konnte Bebel das Gedicht noch nicht interpretiren, seine Kunde ist noch sehr unsicher.

Aber auch Nauclerus selbst beruft sich auf das Zeugniss des Ligurinus in dem Abschnitte über Friedrich I. in seiner grossen Weltchronik, die ihrer unkritischen Kompilirung ungeachtet, sich eines ungemeinen Ansehens erfreute. Sie schloss mit 1501 ab, die letzten Zusätze, hat der Verfasser offenbar damals gemacht, und noch in demselben Jahre erschien sie zu Tübingen in erster Ausgabe [1]). Nauclerus Todesjahr ist unsicher, meist wird als solches

---

[1]) *Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici commentarii*, in zweiter Ausgabe mit einer Vorrede von Reuchlin und einer Fortsetzung von Nic. Basell

1510 angegeben. Bei der Charakteristik Friedrichs sagt er: *Quas optimorum scriptorum fide animae et fortunae dotes habuerit, e Gunthero Ligurino poeta cognoscere licet*, worauf die Verse I, 282—293 folgen; sie bieten weder eine Variante dar, noch erfährt man, woher dem Verfasser dieser früher unbekannte Zeuge gekommen sei. Andererseits kannte Tritheim, der allgelehrte Litterarhistoriker, dem bei seinen nahen Beziehungen zu Würzburg die Bibliothek des Klosters Eberach nicht verschlossen sein konnte, den Ligurinus nicht, wie auch Senkenberg bemerkt. Unter allen Namen, die seine beiden Verzeichnisse von 1494 und 1495 bringen, findet sich dieser nicht. Der Poet ist also in den fünf oder sechs Jahren zwischen 1495 und 1501 zuerst ans Licht gekommen. Mithin später als Hrotsuit; neben ihr hätte dieser zweite Fund, der, wie man ihn auffasste, nicht minder merkwürdig war, in den Briefen der humanistischen Freunde aus jener Zeit erwähnt werden müssen. Als Celtis 1501 im Hause Pirkheimers zu Nürnberg die Widmung der Werke Hrotsuits schrieb, konnte der Ligurinus kein Geheimniss mehr sein, das *nuper repertus* auf der ersten Seite der Ausgabe von 1507, wäre dann ähnlich zu verstehen, wie das *nuper* in jener Zueignung. Die Mittheilung an die Freunde zu Augsburg, die den Druck besorgten, geschah wie sie in der Vorrede sagen, *hiis diebus*, wahrscheinlich 1505 oder 1506, da der Druck nach der Schlussnotiz im April 1507 beendet war. Ihnen war der Poet *antea incognitus*, d. h. sie mochten wie Bebel nur von ihm gehört haben, und Nauclerus hatte vielleicht schon früher, wie Tritheim über Hrotsuit, so über den Ligurinus von Celtis selbst eine Notiz erhalten.

Vieles bleibt hier noch dunkel, manche Fragen und Möglichkeiten sind übrig, die sich weder beantworten noch entscheiden lassen, so lange nicht ein grösseres Material dafür vorliegt. Doch Eines steht fest, Celtis' Freunden galt der neuentdeckte Poet als echt, und er selbst als Entdecker. War er der Verfasser, so hätte er dieses Mal wenigstens allein agirt; dass er es gewesen, würde nicht widerlegt werden durch sein patriotisches Epigramm auf den Dichter, vor dem er die Knie beugt, weil er den grossen Kaiser, wie Virgil seinen Helden, verherrlicht habe [1]). Dagegen scheint für ihn am belastendsten die Uebereinstimmung des Ligurinus in der falschen Zeitangabe 1154 gerade mit der Wiener Handschrift. Dennoch bleibt das Urtheil schwierig. Ich sollte meinen, Celtis' ganze Art sei zu rastlos und ungeduldig, seine Arbeiten zu episodisch gewesen, um sich die Ruhe zu gönnen, die ein sorgfältig durchgefeiltes Gedicht dieses Umfanges erforderte. Eine Entscheidung liesse sich vielleicht durch eine genaue Vergleichung dieses dichterischen Stils mit seinen anerkannten Poesien gewinnen, wenn die Frage solcher Mühe werth sein sollte. Senkenberg ist geneigt, Celtis eher

---

bis 1514, Tübingen 1516. Die angezogene Stelle s. f. CLXXXVI'. Die erste Ausgabe von 1501 ist sehr selten, ich habe sie nicht gesehen; aber der Abschluss des Buchs in diesem Jahre ist wohl unzweifelhaft.

[1]) Reuber-Joannis S. 429.

für den Getäuschten als den Täuscher zu halten; Grimm dagegen meint, er oder einer seiner Freunde sei der Verfasser gewesen, Pertz hält ihn dafür.

---

2. Gesta Heinrici imperatoris metrice.

Noch einen zweiten Zeugen hat Aschbach vorgeladen, durch dessen Konfrontation mit Hrotsuit er diese als Fälschung meint darstellen zu können, es ist das oft besprochene Carmen de bello Heinrici contra Saxones, oder wie in der einzigen Handschrift der Titel lautet, Gesta Heinrici imperatoris metrice. Hier liegen die Dinge lange nicht so klar und einfach, wie beim Ligurinus, darum mag es verstattet sein, meine Ansicht sogleich kund zu geben; in der Beurtheilung des Zeugen stimme ich mit Aschbach überein, in der Schlussfolgerung, die er gegen Hrotsuit daraus zieht, widerspreche ich ihm. Auch ich halte diese Gesta für untergeschoben, aber eben darum ist zwischen ihnen und den Werken jener der grösseste Unterschied.

Nachdem zuerst Pertz in der akademischen Vorlesung vom 13. März 1848 die Unechtheit dieses bis dahin nicht angezweifelten Buches ausgesprochen, und zugleich Celtis als den wahrscheinlichen Verfasser bezeichnet hatte [1]), behauptete Floto dagegen die Echtheit um so entschiedener [2]), und Waitz unternahm 1857 die Begründung derselben in einer eigenen Abhandlung, deren Ergebnisse er dahin zusammenfasste, dass dieses Gedicht die ihm versagte Stelle in den Monumentis Germaniae wiederfordere [3]). Seitdem ist im allgemeinen ein Umschwung zu Gunsten desselben eingetreten. Wattenbach findet die Echtheit überzeugend dargethan [4]), und Giesebrecht, obgleich er es scharf kritisirt, und ihm fraglich scheint, ob wir es in ganz unverdorbener Gestalt besitzen, meint doch, nach Waitz werde sich kaum bezweifeln lassen, dass es in den Verhältnissen des 11. Jahrhunderts wurzele [5]). Als die Frage, ob dieses Buch in die Mon. Germ. aufzunehmen sei oder nicht, zur Entscheidung kommen musste, ward ich ebenfalls veranlasst, die Berechtigung desselben zu untersuchen, und bald kam ich zu der Ueberzeugung, dass eine solche nicht vorliege. Befremdend waren mir zunächst die zahlreichen Reminiscenzen aus alten Dichtern, namentlich Virgil, aber darauf allein könnte man keinen Beweis der Unechtheit gründen, auch Hrotsuit ist sehr reich daran; entscheidend aber war eine

---

1) Archiv X, 75, 85.
2) Kaiser Heinrich IV, 427 ff.
3) Gel. Göttinger Anzeigen, Nachrichten der k. Gesellschaft 1857, S. 13, 38.
4) Geschichtsquellen S. 318.
5) Kaisergeschichte III, 1016.

Reihe von Einzelheiten, die ein modernes, speziell das Gepräge der humanistischen Zeit an sich zu tragen schienen. Wie ich Pertzs Ansicht damals beigepflichtet habe, so halte ich sie auch heute noch aufrecht.

Nach der Verbindung, in welche das Buch mit Hrotsuit auf der einen, und dem Ligurinus auf der andern Seite gebracht worden ist, kann es nicht befremden, wenn ich an dieser Stelle auch diese Untersuchung, die Prüfung von Gründen und Gegengründen, noch einmal aufnehme.

Vor allem scheint es nothwendig, den Verfasser aus seinem geflissentlichen Dunkel hervorzuziehen. Freilich ist das nicht leicht, doch eben darum halte ich das Dunkel für geflissentlich. Darüber lässt er uns nicht im Unklaren, dass er ein Zeitgenosse und Bewunderer Heinrichs sei. Häufig spricht er von diesem im Praesens, *superat virtutibus annos, pari virtus caret atque carebit, parcit subiectis* I, 20, 222, III, 281; er ist *domnus rex* I, 11, 237; II, 34, unmittelbar redet er ihn an, *tu, rex invicte, rex auguste* III, 288, 291; Kaiser nennt er ihn nicht. Durch alle Tonarten feiert er ihn, er ist fromm, gerecht, stark, tapfer, mild, weise, nicht seinen, nur Gottes Ruhm sucht er, I, 8, 222; II, 204; III, 44 und sonst. Gewidmet hat er das Buch seinem Helden nicht, aber er stellt sich ihm unmittelbar gegenüber. Ebenso gründlich hasst er die *gens fera* und *rebellis* der Sachsen, denen er alles Böse nachsagt. Darum will er auch ihre Besiegung feiern, Gottes Hülfe ruft er dazu an. Zugleich ist er von den Wirkungen seines Heldenliedes tief durchdrungen. Die getreuen Mannen des Königs weiht er der Unsterblichkeit, dem *decus immortale per aevum;* bescheiden setzt er hinzu, *si quid mea carmina possunt!* I, 142; II, 193. Gross ist sein Triumph nach der Niederlage des treulosen Volkes an der Unstrut, mit deren Schilderung das Buch abschliesst; mit Feuer und Schwert wird das Strafgericht an dem Lande vollzogen, der König nimmt die Fürsten gefangen III, 263, *pontifices comitesque cepit.* Zur endlichen Unterwerfung fordert der Dichter das halsstarrige Volk feierlich auf, wenn es nicht, wie die Gegenwart, so jede Zukunft verlieren wolle III, 273:

Exue duritiam cordis, gens saeva! Vel ipso
Temporis articulo iam nunc delebere vel tu,
Vel tua posteritas, nisi colla superba remittas!

Zugleich verheisst er ihnen des Königs schonende Milde, wenn sie sich vollends unterwerfen, diese ruft er in den letzten Versen unmittelbar selbst an. Ein Beispiel ist statuirt, das helfen wird, dann sagt er III, 290:

Ut virtute geris, sic et pietate parentes,
Rex auguste, gere, tu substratis miserere!
His satis exempli, fortissime, iam statuisti,
Si qui forte tuis obsistent amplius armis.
Nunc tibi supplicibus propone quibusque futuris,
Quid de te sperent, dum se tibi, rex pie, dedent.

Der Schluss ist: Zeige durch diesen Akt der Milde, was künftig Besiegte und Gnadeflehende von dir zu hoffen haben; denn *sperent* ist zu lesen für das *spernent* des Textes.

Hier steht der Verfasser mitten in den Dingen. Die Schlacht bei Hohenburg ist geliefert am 9. Juni 1075, am 25. Oktober haben sich die sächsischen Fürsten bei Gerstungen der Gnade des Königs unterworfen, denen die hier noch fehlen oder im Widerstande verharren, ist eine letzte Frist gestellt. Am 10. November ist der König in Worms. Zugleich aber hat er die einzelnen Fürsten aus Sachsen nach entfernten Haftorten abführen lassen, wie Lambert das im einzelnen berichtet [1]). Das Schicksal der Fürsten konnte Bedenken erregen; der Dichter möchte das Herz des Königs zur Milde stimmen. Indess nehmen die Dinge eine andere Wendung, der Papst spricht den Bann aus, und um Pfingsten 1076 beginnen die Wächter der Haft die ihnen überwiesenen Sachsen auf eigene Hand zu entlassen. Von diesem Ereigniss weiss der Dichter natürlich noch nichts, sonst hätte er statt zur Milde lauter als je zu den Waffen rufen müssen, denn der Abfall begann aufs neue. Er schrieb also vor Pfingsten, d. i. Mai 1076 und nach dem Oktober 1075, in einem Augenblicke, wo ihm der Untergang des Volks kaum zweifelhaft schien. Innerhalb dieser sechs Monate hätte er den Stoff seiner Geschichte der Sachsenkämpfe in den letzten drei Jahren 1073 bis 75 zusammengebracht, und ihm diese Form gegeben. Nach der Zuversicht zu urtheilen, mit welcher er auftritt, musste er Aussicht haben, sein Siegeslied, das im Ton der Verherrlichung zugleich den Rath weiser Milde ertheilt, bald vor den König zu bringen, sonst wäre der gute Rath leicht zu spät gekommen.

Das alles würde uns, der Einseitigkeiten ungeachtet, einen gewandten, nicht gerade schlecht unterrichteten, und wahrscheinlich einflussreichen Mann zeigen, es würde auch nichts dagegen zu erinnern sein, wenn nur das Uebrige zu diesen trefflichen Aussichten passte. Die Erwartung wird hoch gespannt, um am Ende leer auszugehen. Man sollte meinen, einem solchen Verfasser müsste doch irgend wo eine Andeutung seiner persönlichen Stellung entschlüpft sein, aber mit keiner Sylbe weist er darauf hin. Ob er Laie, Geistlicher oder Mönch gewesen, ob er in einem Kloster, einem Bischofssitz oder der Pfalz des Königs gelebt habe, ob in Baiern oder am Rhein, nichts von alle dem erfährt man. Wenn daher Floto II, 427 meint, es sei der Kaplan Siegfried, der 1077 Bischof von Augsburg ward, so ist das bei dem Mangel aller Zeugnisse nichts weiter, als ein neuer Vorschlag an Stelle des Goldastischen, der sich noch eher empfehlen möchte, Rupert von Bamberg sei der Verfasser gewesen. Giesebrecht vermuthet, vielleicht sei die Grundlage des Buches gewesen, Lamberts eigene Zeitgeschichte *heroico metro* geschrieben, von der er in der erhaltenen Vorrede der Geschichte von Hersfeld spreche. Aber das Gedicht musste in den Wintermonaten

---

[1]) Lambert 1075, M. G. V, 228, 235, 244; Giesebrecht, Kaisergeschichte III, 362, 363, 1098.

1075 auf 1076 verfasst sein, etwa anderthalb Jahr später mochte Lambert sein grosses Werk beginnen. Sollte in dieser Zeit eine so radikale Wandelung seines Parteistandpunktes vor sich gegangen sein? Die Masslosigkeiten jenes entsprechen seinem Charakter überhaupt nicht [1]).

So ist der Verfasser denn eben nichts als ein abstrakter Verfasser, der hinter seinem Werke ganz verschwinden würde, wenn nicht zwei Leidenschaften seine Seele ausschliesslich erfüllten, der Hass gegen die Sachsen und die Bewunderung Heinrichs. Jene strenge objektive Selbstverleugnung will zu diesem rücksichtslosen Subjektivismus so wenig passen, als zwei Seelen in einer Brust wohnen können. Ich sollte meinen, allein schon bei dem Einblick in diesen Gegensatz müsste sich ein starker Verdacht erheben, dass hier doppeltes Spiel getrieben werde. Ein Mann, der in einem entscheidenden Momente sein Wort mit solchem Nachdruck in die Wagschale werfen konnte, vermochte sich nicht, schon allein psychologisch genommen, in ein solches undurchdringliches Dunkel zu hüllen.

Und was giebt das Buch zur Geschichte dieser schweren Kämpfe? Sind es neue Aufschlüsse? Der Verfasser scheint es zu meinen, wenigstens kündigt er etwas derartiges an.

Alme Deus, sucurre mihi proferre latentes
Usque modo causas —

hebt er I, 5 sein Heldengedicht mit feierlichem Pathos an. Grossen Dank würde man ihm dafür wissen, wenn er die bisher geheimen Ursachen mittheilen wollte, denn über die wesentlichen Motive der sächsischen Erhebung sind wir bekanntlich sehr wenig im Klaren. Aber was berichtet er nach dieser Ankündigung? Nicht einmal, was wir ohnehin schon wissen. Die Sachsen klagen über Gewaltakte der Anhänger des Königs, dieser stellt das in Abrede, darauf greifen sie zu den Waffen. Das waren Dinge, die vor den Augen des ganzen Reichs geschehen waren, die jedermann wissen konnte, und das sollten *latentes usque modo causae* sein? Kein unterrichteter Zeitgenosse, und das will der Verfasser doch sein, hätte das seinen Lesern oder gar dem Könige selbst dafür verkaufen können. Noch an einer andern Stelle lässt er grosse Dinge vermuthen, aber er findet es nicht gerathen, sie auszusprechen. II, 42 deutet er auf den geheimen Abfall der Fürsten auf dem ersten Gerstunger Tage, Oktober 1073:

Sed quibus inducti primates artibus, illi
Genti consensum tunc praebuerint scelerosum,
Hoc alias patefit, mihi vita salusque supersit.

Sonderbar! Gerade an der Stelle, wo es hingehört hätte, will er nicht sagen, was er weiss, aber ein anderes Mal, künftig vielleicht! Fast erscheint das als kindische Geheimnisskrämerei, um so mehr, da er ja vorher eine Art von Historia arcana verheissen hat. Freilich nach der ersten Probe zu urtheilen, dürfte daran nicht viel verloren sein.

---

1) M. G. V, 136, Kaisergeschichte III, 1017.

Aber auch von dem, was er wirklich gegeben hat, wird es gelten, dass das Gute nicht neu, das wenige Neue nicht gut, eigentlich werthlos sei.

Der Verfasser liebt, in grossen Zügen zu malen. In 759 Versen giebt er eine Geschichte der inhaltschweren zwei Jahre, etwa von den Goslarer Verhandlungen, die im Juli 1073 dem ersten Angriff auf die Harzburg vorangingen, bis auf die Unterwerfung der Fürsten im Oktober 1075. Davon kommen auf den Fall der Heimburg I, 84—115, 121—130, die Kämpfe um Harzburg I, 139—186, 190—213, 228—237; II, 74—115; III, 1—29, endlich auf die Schilderung der ersten Rüstungen 1074 II, 116—176, des zweiten Heeres und der Schlacht an der Unstrut fast das ganze dritte Buch 37—209, 214—272. Den hier so wichtigen Verhandlungen, wo die *causae latentes* hätten zu Tage kommen müssen, gelten nach dem Eingange I, 1—19, noch I, 20—83; II, 1—50, 177—202; alles Uebrige geht so ziemlich darauf, um moralisch rhetorische Exkurse, emphatische Anreden, und kleinliche Ausmalungen einzelner Gegenstände zu geben. Namentlich in wiederholten unmittelbaren Anreden der *gens effera Saxonum* macht sich der Zorn des Verfassers Luft, in den Versen I, 116—120, 187—189, 214—227; II, 51—64; III, 30—36, 210—213, 273—281; eine ähnliche Deklamation ergeht an die Besatzung von Heimburg I, 131—139. Also fast siebzig Verse werden allein für solchen rhetorischen Schmuck verwandt. Man sollte meinen, ein Verfasser geheimer Geschichte hätte andere Dinge zu sagen gehabt, wo Bruno und Lambert, die ähnliche Ansprüche nicht machen, unter der Fülle des Stoffes zu erliegen bekennen.

Auf einiges Einzelne gehe ich näher ein. Gleich in den ersten Versen stellt der Dichter seinen Helden so hoch als möglich; *cuius et externi gaudent iuga ferre tyranni* sagt er I, 9, niemals habe sich ihm ein Feind ungestraft entgegengestellt. Doch eine stark schmeichlerische Unwahrheit, denn noch im Herbst 1074 war sein Feldzug nach Ungarn gänzlich misslungen. Und wer können die *externi tyranni* anders sein, als Polen und Ungarn, die sich gerade damals, Heinrichs Bemühungen ungeachtet, dem deutschen Einfluss zu entziehen anfingen? [1])

Die Anrede der ersten sächsischen Gesandtschaft, deren Sprecher Meginfried ist, und des Königs Antwort I, 38—60 findet Waitz sehr merkwürdig, er sieht darin Hinweisungen auf die fiskalischen Rechte, die Heinrich in Anspruch nahm. Davon vermag ich nichts zu erkennen, mir scheinen die zu den Versen herangezogenen Worte Lamberts und Brunos viel gehaltvoller, als diese allgemeinen Klagen der Sachsen. Sie beschweren sich über Verletzung des alten Landesrechts, über Beeinträchtigung in den Gemeindenutzungen wie im Privatbesitz durch *pupillus et advena quivis*, die dann I, 82 wieder als die Leidenden genannt werden; endlich I, 41 klagen sie: *Vim qui ferre solent aliis in partibus orbis Hanc nobis faciunt.* Das, wie die ableugnende Antwort des Königs sind zunächst lauter Allgemein-

[1]) Giesebrecht, Kaisergeschichte III, 172, 299.

heiten, denen man erst nach Massgabe der anerkannten Geschichtschreiber den rechten Inhalt geben muss. Aber der Verfasser kennt den Sprecher der Gesandtschaft Meginfried, der *animis maximus et armis* gewesen sein soll, während Lambert nur von *legati* spricht. Unter so vielen sächsischen Fürsten, die er aufzählt, nennt er diesen Namen überhaupt nicht; Bruno gedenkt des Mannes zweimal, seines Todes auch Berthold [1]). Es ist der Burggraf von Magdeburg, aber schwerlich war dieser vor so vielen andern bedeutend genug, um bei solchen Gelegenheiten den Sprecher zu machen.

Eine geringfügige Episode in diesen Kämpfen war die Einnahme der Heimburg. Nach dem Verfasser wird sie erst von 3000, dann unter Führung eines Pfalzgrafen (warum nennt er ihn nicht?) von 6000 Mann angegriffen, zuletzt muss man die Besatzung noch bestechen I, 93, 125. Das kann keine kleine militairische Operation gewesen sein, wenn solche Kräfte aufgeboten werden. Nach Lambert war es das Werk weniger Tage, die Besatzung wurde ungekränkt entlassen; Bruno erwähnt der Sache gar nicht. Wäre sie in der That ein so wichtiges Ereigniss gewesen, beide den Sachsen so günstige Geschichtschreiber hätten diesem Erfolge sicherlich mehr Worte gegönnt. Sehr sonderbar ist mitunter, was von den Kämpfen um Harzburg erzählt wird. Wenn der Wiederausbruch derselben durch zwei Jünglinge, die nach Goslar gehen, herbeigeführt wird I, 185, so mag diese geringe Differenz mit Lambert dahingestellt bleiben; wenn aber I, 140, 155 weiter berichtet wird von dreihundert Mann Besatzung, welche die Burg gegen 20,000 halten, wenn unter diesen Umständen 200 *equites* einen siegreichen Ausfall machen, also nur 100 zur Deckung zurückbleiben, so ist das doch kaum glaublich. Wenn Heinrich, nach Bruno 21, siebzig Mann hinreichend erachtet, um das feindliche Lüneburg zu halten, so möchte die Annahme von 300 für Harzburg noch zu hoch sein. Gewiss waren in der Feste nicht 200 *equites,* die man doch als rittermässige Kämpfer zu Ross ansehen muss.

Ueberhaupt hat der Verfasser die Neigung, in seinen militairischen Schilderungen Zahlenangaben, und in der Regel grosse, zu machen, 3000, 6000 Mann stehen vor Heimburg, von den 300 der Besatzung agiren je nach Umständen 100 oder 200, I, 140, 155, 202, das Gegenkastell wird mit 1200 Mann belegt II, 95, bei dem zweiten Gerstunger Tage, der als Sieg geschildert wird II, 190, stehen den 60,000 Sachsen nur 6000 entgegen. Auch Lambert macht ähnliche Angaben, auch er schlägt den sächsischen Heerbann 1073 auf 60,000 Mann an; aber bei ihm, in der Fülle eines kaum zu übersehenden Details, das fast überall für sich selbst spricht, haben diese Zahlen eine ganz andere Bedeutung, als bei dem Panegyristen, wo sie nur als augenfällige, isolirte Spitzen auf einer breiten, leeren Fläche erscheinen. Sie sollen individualisiren, aber so genau sie scheinen, wie leicht waren sie am Ende nicht zu haben!

---

[1]) Brunon. bell. Saxon. 52, 117; Bertholdi, Ann. 1080; M. G. V, 348, 378, 325.

Andererseits ist nicht minder auffällig der fast gänzliche Mangel an wirklich individueller Bezeichnung von Orten und Personen. Ausser Goslar, Harzburg, Heimburg und der Unstrut wird kein einziger Lokalname genannt; ausser Heinrich selbst nur die Herzoge Rudolf und Welf und die beiden Lothringer Gotfried und Tiedrich, von den Sachsen nur Meginfried, nicht Magnus, nicht Otto von Nordheim, nicht Burchard von Halberstadt, kein einziger. Dem geschworenen Feinde der Sachsen hätten doch diese Namen geläufig sein müssen; oder verachtet er sie zu sehr, um sie zu nennen? Auch Hrotsuit ist, wie ich oben hervorgehoben habe, nicht freigebig mit Namen, aber es ist doch nicht diese absolute Dürftigkeit, und sind auch bei ihr die Charaktere der Männer verflacht, so ist die Darstellung der Frauen um so eigenthümlicher, sie trägt um so mehr den Stempel der Wahrheit. Bei der Charakteristik des Heeres III, 59 ff. durfte ferner ein solcher Schriftsteller nimmermehr sagen, Karl der Grosse habe die Sachsen mit Hülfe der Schwaben besiegt. Während in der Schilderung der Entscheidungsschlacht Lambert und Bruno 46 [1]) das Schlachtfeld durch Angabe der Ortschaften genau begrenzen, nennt der Verfasser nur den Fluss, die Unstrut III, 129, 187, nach dem man in späterer Zeit die Schlacht allgemein zu bezeichnen pflegte. Dafür erinnert er sich aus seiner Lektüre eines andern Umstandes, von dem jene nichts wissen. Er sagt von der Unstrut III, 129, *qui cladem nomine genti iam praesignasset,* und III, 198 *humana cadavera pontem Nostris praebebant;* er denkt an die erste Niederlage der Thüringer durch die Franken, in deren Schilderung bei Gregor von Tours die Leichenbrücke ebenfalls erscheint [2]). Diese und das Hineindrängen der Sachsen in den Fluss ist fast der einzig klare Punkt, der in der langen Beschreibung der Schlacht erkennbar ist, von deren Fortgang man sich nach Lamberts und Brunos Darstellung sehr wohl einen Begriff machen kann. Im Uebrigen giebt der Poet nur ein Phantasiegemälde eines wirren Durcheinanderwogens, eines blutigen Gemetzels, wie es in jeder Schlacht sein kann.

Für seine Art ist ferner die Vorliebe charakteristisch, mit welcher er bei solchen Detailschilderungen verweilt, wo eine etwas lebhaftere Phantasie das gegebene Thema mit Leichtigkeit in den einzelnen Zügen weiter ausmalen kann. So III, 164:

Hic pedibus calcans sua viscera currit in hostem,
Ille trahens proprio gelidum de corpore ferrum,
Interfectorem moriens interficit hostem.

Das ist kleinlich und geschmacklos, aber offenbar mit der Absicht einer bedeutenden Wirkung angelegt. Aehnlich, wenn im Sturm auf die Harzburg I, 115 die zurückgeschlagenen Feinde sich in ihre eigenen Waffen spiessen; wenn bei der Zerstörung der Feste III, 8

---

1) M. G. V, 226, 345.
2) III, 7; s. darüber Glöel, Zur Geschichte der alten Thüringer; Deutsche Forschungen IV, 199, A. 1.

alle Möglichkeiten erschöpfend hergezählt werden, wie heilige und unheilige Gefässe erbrochen und geplündert, Gewänder zerrissen werden, wie die Böhmen die Beute aus dem Sachsenlande zu ganzen Wagen fortführen, und mit Hülfe der *odora canum vis* die geheimsten Winkel aufspüren III, 240 ff.; oder endlich die Härte des Winters 1073 auf 1074, wo man statt der Schiffe auf Wagen über die Flüsse geht, das Vieh in den Ställen erfriert, die Menschen bei den Wachtfeuern halb gebraten werden, halb erfrieren, das Metall zerspringt u. s. w. II, 146 ff.. Das Alles schmeckt nach kleinlicher Effekthascherei, und war sehr wohlfeil zu haben, dazu brauchte man die *latentes causas* nicht zu kennen; aber wo diese fehlten, waren dergleichen selbstverständliche langathmige Geschichten, die überall und zu allen Zeiten vorkommen, treffliche Lückenbüsser.

Wer auch der Verfasser sein mochte, seine Phantasie war besser als die von ihm beanspruchte Kenntniss der Dinge. Doch noch eine Reihe anderer Punkte kommt hinzu, deren moderner Charakter von der einen Seite zum Theil geltend gemacht, aber, wie mir scheint, von der andern keineswegs widerlegt worden ist.

Stets habe ich für den schlagendsten Beweis gehalten, was Giesebrecht zuerst geltend gemacht hat [1]). In der Schilderung des königlichen Heeres II, 122 heisst es:

— scutis impicta gerebant
Fortia facta patrum, quo talia visa virorum
Incendant animos solius laudis avaros.

Also die Thaten der Ahnen im Bilde dargestellt auf den Kriegsschilden, welche die Söhne im Kampfe führen. Das wären Wappenschilder, in denen an die Thaten der Väter symbolisch erinnert wird, erbliche Familienwappen! Wer hat davon je etwas im elften Jahrhundert, in den Zeiten der fränkischen Kaiser gehört, wo es kaum noch für die fürstlichen Familien erbliche Namen gab, geschweige für die des übrigen Adels? Zu den ältesten Beispielen gehört der Löwe im Schilde des Grafen Robert von Flandern auf dessen Wappensiegel von 1072; allgemeinere Sitte bei dem hohen Reichsadel ward das erst seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, bei dem niedern ist es selbst damals noch sehr selten [2]). Zu dem allein wird man den *regius miles* rechnen können, der mit solchen Waffenemblemen schon unter Heinrich IV. ins Feld gezogen sein soll. Zu der Annahme, diese Verse seien etwa interpolirt, liegt nicht der mindeste Grund vor; aber der Fälscher verräth sich hier, er überträgt den Gebrauch seiner Zeit ohne Weiteres auf frühere Jahrhunderte.

Dem entspricht jene andere Stelle, die Pertz S. 82 mit Recht hervorgehoben hat, in der Schilderung des Aufgebots der Einwohner von Goslar gegen die Räuber auf der Harzburg I, 198;

---

1) III, 1016.

2) S. F. v. Wyss, Ursprung und Bedeutung der Wappen, in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich VI, 8; auch Kopp, Entstehung der Wappen S. 108. Das älteste Beispiel, was Stälin II, 660 anführt, ist von 1181, und das der Staufer selbst.

die *sutores, fabri, pistores, carnificesque* sind und bleiben mehr als verdächtig. Die Sache ist durch die Gegenbemerkung Flotos nicht erledigt, Bucco von Halberstadt sei ja durch einen *faber* in Goslar 1088 ermordet worden. Dass es dergleichen Handwerker hier so gut wie anderswo gegeben habe, wird Niemand bezweifeln, nur darauf kommt es an, wie der Verfasser sich ihre Stellung bei diesen Ereignissen dachte. Nach Lambert gab es in Köln 600 reiche *mercatores,* aber Goslar ist ihm eine *villa*, und wenn auch *locus ditissimus*, konnte es sich doch schwerlich mit jenem messen. Es hat Marktrecht, aber die *pastores Goslariensium,* die Gemeindehirten, machen doch den Eindruck einer etwas anfänglichen Entwickelung[1]). Ob daher bei einem Massenaufgebot der Einwohner die genannten Handwerke so zahlreich vertreten sein konnten, um augenfällig grosse Bestandtheile desselben zu bilden, ist sehr zweifelhaft.

Aber freilich auch von einem Ausrücken der Zünfte ist nicht die Rede, Waitz hat Recht, wenn er in den Worten des Verfassers den Ausdruck der Verachtung gegen die Stadtbevölkerung findet. Jung und alt, Alles greift zu den Waffen, um dem Feinde die Beute abzujagen; *militibus comites ibant in bella ruentes* heisst es I, 199, es sind jene Handwerker im Gegensatze zu den *milites.* Fast wörtlich wird derselbe Vers wiederholt II, 143, und Aehnliches III, 113, wo von dem Gesammtheerbanne der Sachsen und dessen buntscheckiger Bewaffnung die Rede ist. Besonders merkwürdig scheint mir die Stelle II, 131: *cunctus populus, indiscreta agmina* stürzen zu den Waffen, der *rusticus* verlässt den Pflug, die *pastores* ihre Heerden, die *custodes domorum* vergessen ihrer Sorgen, der *mercator* des Gewinns, *omnis conditio, omnis ordo* will den Krieg. *Pastores* und *custodes* kehren III, 110 wieder. Wer sind die letzten? Häuserbesitzer, Stubensitzer doch wohl. Mit wenig Worten schildert auch Lambert diesen Vorgang 1073, auch er sagt *omnis conditio,* aber nicht *omnis ordo.* Würde ein Schriftsteller des elften Jahrhunderts, Schustern, Schmieden, Hirten oder sonst irgend einem handwerksmässigen Beruf das aristokratische und schwerwiegende Prädikat *ordo* ertheilt haben? Gewiss nicht! Hier erkennt man den späteren Bewohner einer grossen betriebsamen Stadt, dem das Handwerk ein Stand geworden ist; er denkt an eine zahlreiche, in friedlicher Beschäftigung unkriegerisch gewordene Bevölkerung, die mit ihren im Augenblicke der Noth improvisirten Waffen neben dem *miles* von Beruf eine klägliche Rolle spielt. Im elften Jahrhundert waren die anwachsenden Bevölkerungen der Städte zwar noch nicht stark organisirt, aber nichts weniger als unkriegerisch, doch zu Anfang des sechszehnten waren sie es geworden, als das Landsknechtswesen emporkam. Ich meine, solche Zustände sieht man hier.

Wenn ferner in der Schilderung des königlichen Heeres III, 63 erscheint:

> *Hos Romanorum sequitur de gente vetusta*
> *Dux Catulus, nomen referens moresque genusque;*

---

[1]) Lambert M. G. V, 215, 205, 179, 197, 229.

so gereicht es dem Verfasser nicht zur sonderlichen Empfehlung, wenn dieselbe Gelehrsamkeit auf den späteren Welf angewendet, sich auch im Ligurinus findet IX, 80:

> *Hunc ex Romano Catulorum sanguine clarum,*
> *Et genus et nomen (nisi fallit fama) trahentem*
> *Teutonicus verso Guelphonem nomine sermo*
> *Dixerat —*

Sollte etwa gar einer vom andern gewusst haben?

Was sollen ferner die *Vangiones, gens antiqua* III, 70, deren Schlachthaufen zwischen Schwaben und Baiern auf der einen, Lothringern und Westfalen auf der andern Seite, in der Mitte stehen? Ein Geschichtschreiber des elften Jahrhunderts konnte nicht etwa den Heerbann von Worms so bezeichnen wollen, und meinte er die Franken, die er ganz gut kennt II, 71, III, 270, wie kommt er dazu, sie antiquarisch gelehrt und unpassend *Vangiones* zu nennen?

Ferner gar die Einwohner der Riphaeischen Städte unter der Führung Herzog Gotfrieds III, 82!

> *Ripheas habitant urbes, Thilen Nimagumque*
> *Extremos regni fines, ubi bella moventur*
> *Semper, et hostili crudescit sanguine terra.*

Mag sein, dass der Verfasser, wie Pertz und Waitz meinen, an Tiel in Holland dachte, da er *urbes* sagt, aber der Name scheint ihn an Thule erinnert zu haben und die Riphäen. Denn dass die beiden folgenden Verse die Vorstellung weiter Entfernung und barbarischer Rohheit erwecken sollen, ist nicht zweifelhaft. Offenbar hat er doch keine rechte Vorstellung von dem, was er schildern will, und so erscheint das Ganze als klassische Reminiscenz. Flotos Deutung auf das Ripuarische Rifland ist sehr scharfsinnig, aber ob sich dafür irgendwo Beispiele nachweisen lassen?

Wenn II, 111 die Wachtposten des sächsischen Lagers *aediles* heissen, so scheint mir das humanistische Affektation; selten einmal kommt meines Wissens *aedilis* für *ostiarius* vor. Der Vers II, 173 *Versuras celeres duplicantque decenter equestres*, es ist von den Reitern im Heere Heinrichs die Rede, scheint den gelehrten Verfasser zu verrathen. Allbekannt ist die Bedeutung von *versura* in Beziehung auf Geldgeschäfte; die agrarischen Schriftsteller brauchen es auch für die Wendung der Ackerfurche am Ende derselben, oder auch der Ackerstiere; der Verfasser spricht von den Volten und Courbetten der kampfgierigen Ritter. II, 189 vergleicht er die Stärke des königlichen und des sächsischen Heeres, *victores devictos addecimabant*, jene sind 6000, diese 60,000 Mann stark, jene betragen den zehnten Theil dieser. Auch das Wort ist sehr selten; sonst kennt man es nur in der kirchlichen Bedeutung, den Zehnten auferlegen.

Durchaus im modernen Charakter finde ich die allgemeinen spitzfindig pointirten Sentenzen, die er einschaltet und gelegentlich ausspinnt. So erörtert er II, 60 - 67 die Frage, *an praestet multis multos, an vincere paucis,* und kommt dabei zu solchen Aussprüchen wie: *Tale et omne bonum minus est in plura direptum;* oder: *Hoc*

ratio probat, adversis adversa cohaerent! Aehnlich I, 132, II, 185; namentlich in den pathetischen Apostrophen findet sich dergleichen. Auch die Gleichnisse schmecken nach der Schule I, 204, III, 117, 149, 173.

Als der späteren Abfassungszeit widersprechend, hebt Waitz die leoninischen Verse I, 173—178 hervor; indess die nicht leoninischen Hexameter sind jedes Falls zahlreicher. Dass man im sechszehnten Jahrhundert jene Form keineswegs ganz vergessen hatte, beweisen am besten die oben aus dem Ligurinus angeführten Beispiele. Aber wie käme, fragt Waitz weiter, ein moderner Verfasser zu solcher Ankündigung eines später noch zu gebenden Aufschlusses wie II, 44? wie käme er überhaupt zu dieser Stimmung des Hasses gegen die Sachsen, zu dieser Parteinahme? Wäre das, könnte man dagegen fragen, denn etwas anderes, als wenn der Verfasser des Ligurinus als Zeitgenosse und Bewunderer Friedrichs I. gelten will? Welche Beweggründe hatte er, den Leser von seinem *Solymarius* zu unterhalten, der wohl nie geschrieben war? Gerade diese Züge scheinen die Absicht des Truges am deutlichsten zu verrathen, denn in einem blossen harmlosen Schulstück, was ein Humanist zur Uebung, als Studie ja wohl gemacht haben könnte, sind sie zu absichtsvoll, da wären sie allerdings nicht zu erklären. Doch darauf beruht das Wesen dieser litterarischen Fälschungen, dass ihre Verfasser sich in die Stimmungen, Ansichten und Leidenschaften früherer Zeiten hinein zu versetzen, und ihnen, so gut es gehen will, einen täuschenden Ausdruck zu geben suchen, während sie selbst persönlich weit davon entfernt sind. Ihre eigensten Motive knüpfen sich vielmehr an die Frage, was sie zu solchem Beginnen veranlasste. Darauf in dem einzelnen Falle bestimmt zu antworten, wird sehr schwer, häufig unmöglich sein.

Die Hauptfrage würde sich sicherer und kürzer entscheiden lassen, wenn die Quelle, der der Verfasser folgte, offener zu Tage läge. Floto II, 428 meint nach seinem genauen Studium des Lambert versichern zu können, diesen habe jener nicht vor Augen gehabt. Ich glaube das Gegentheil versichern zu können, und halte auch diese Ansicht von Pertz aufrecht. Die Hauptmasse des Stoffes ist aus Lamberts Annalen entlehnt, wenn den Ton der Stimmung etwa auch die *Vita Heinrici imperatoris* angegeben haben mag. Man urtheile nach folgenden Stellen:

Gesta I, 13:

*Non falsum vero, nec **iniquum** segregat aequo,*
***Quod fuerat libitum** sibi quisque secutus eorum,*
Ecclesias** spoliant, **viduis** sua **diripiebant,
***Pupillos** miserosque **premunt**, vi cuncta geruntur,*
Pauperis** heredem statuit fortuna **potentem;

Lambert 1072, S. 189:

*Ubi dum ei **populus** vehementer obstreperet pro iniuriis et calamitatibus, quibus passim per totum regnum innocentes **opprimebantur, pupilli** et **viduae diripiebantur**, monasteria et **ecclesiae** vastabantur, et ruptis **iniquitas habenis** in omne **quod voluisset** facinus **impune** bachabatur.* Anno wird berufen: *Tum*

Plus nocuit qui plus potuit, lex nulla coercet
Fasque nefasque, sibi fuerat cuiusque voluntas.
Sed rex, ut teneros superat virtutibus annos,
Ante nimis laxas huic genti strinxit habenas,
Jura dedit, leges statuit, cohibenda coercet,
Ecclesiis, viduis, miseris vi rapta requirit,
Nec fecit quisquam posthaec impune rapinam.
Talia quod populus tolerabat frena superbus
Perdoluit etc.

primum respublica in pristinum statum dignitatemque reformari coepit, frenaque iniecta sunt vaganti usque ad id tempus licentiae. — Divites, si qui per potentiam pauperes oppressisse delati fuissent, severissima animadversione castigavit, castella eorum, quae male agentibus perfugium erant, funditus everti iussit, plerosque ex ipsis, et genere et opibus clarissimos, in vincula coniecit.

Oder die Beschwerden der Sachsen I, 43:

Indigenas prohibent silvis communibus uti,
Pascua praeripiunt, abigunt armenta gregesque,
Heredes circumveniunt, vi praedia tollunt,
Omnibus atque modis fit ab his iniuria nobis.
—
Leges redde tuis ablataque patria iura.

Lambert 1073, S. 194:

Omnia quae in villis et agris erant, in dies facta eruptione diripiebant, tributa et vectigalia silvarum et camporum importabilia exigebant, et plerumque sub praetextu decimarum totos simul greges abigebant. 198: — — *ut aquas nostras pecunia bibere et ligna nostra precio comparare cogeremur. — — Patrimonia nobis per vim seu per calumpniam erepta restituat; postremo iusiurandum det, quod legitima genti nostrae a primis temporibus constituta, numquam deinceps infringere moliatur.*

I, 75:

Sex ibi castellis multo munimina firmis
Praesidia imposuit, victum quoque largiter addit.

Lambert S. 192:

Montes omnes colliculosque Saxoniae et Thuringiae castellis munitissimis extruxit praesidiumque imposuit. Quibus cum victui necessaria minus sufficerent, permisit, ut ex proximis villis et agris hostili more praedas agerent.

II, 130—140:

Denique per patriam mittebant nuntia totam,

S. 196:

His auctoribus orta seditio, ita brevi totum Saxoniae populum

Cunctus ut ad bellum populus properaret agendum.
— —
Omnis conditio bellum cupit, omnis et ordo,
Maxima pars pedes ivit, equis pars fertur in altis,
Armati variis sibi quae sors obtulit armis.

quasi rabie quadam infecit, ut omnis dignitas, omnis conditio, omnis aetas, quae modo faciendis stipendiis idonea foret, uno animo, pari voluntate, ad arma conclamaret.

Ferner vor der entscheidenden Schlacht:

III, 131:

Ecce vident nigras glomerari pulvere nubes,
Et magis atque magis tenebras insurgere campis.

S. 226:

Cum repente conspicantur caelum pulvere obtenebratum, exercitum, super arenam maris innumerabilem, totam adiacentis campi latitudinem instar locustarum occupasse.

Endlich vergleiche man noch II, 76 mit S. 201 *quod cibaria,* II, 146 mit 207 *frigus erat,* III, 10 mit 211 *thesauros diruunt,* III, 214 mit 228 *rex paulo post.*

Wer diese Parallelstellen genau ins Auge fasst, wird nicht zweifeln können, es herrscht hier eine Uebereinstimmung in einzelnen Worten, deren Stellung und Folge nicht zufällig sein kann, zu häufig kehrt sie wieder, namentlich in geringfügigen Punkten. Aber freilich ist sie nicht der gewöhnlichen Art, mit Absicht scheint sie verschleiert. Die gehaltvollere und eigenthümlichere Nachricht ist stets die Lamberts, oft mit viel weniger Worten als bei dem Panegyristen; jener giebt die Thatsachen, dieser die Redensarten. So hat ihn Pertz mit Recht charakterisirt. Aus Lamberts reichem Material hat er herausgegriffen, was ihm bequem war, das Meiste ausgelassen, Weniges hinzugesetzt, die Thatsachen verschoben, verwischt und verdunkelt, Alles erscheint wie im Nebel und Halbdunkel. Mit ihm zu rechten, ihn mit Lambert in Einklang zu bringen, wo er willkürlich von ihm abweicht, ist weder möglich noch der Mühe werth.

Das Ergebniss, zu dem man immer wieder hingedrängt wird, ist, dies Carmen ist ein humanistisches Prunk- und Trugstück des 16. Jahrhunderts. Man kann es Pertz nur Dank wissen, dass er es von den Monumenten ausgeschlossen hat.

Wer der Verfasser gewesen, ist freilich schwer zu sagen. Aus derselben Feder wie der Ligurinus sind diese Verse nicht geflossen, sie stehen in Glätte und Eleganz, auch in der Behandlung der Sprache entschieden zurück. Jener Verfasser war diesem weit überlegen; ist es dort Celtis, dann ist er es hier nicht. Näher läge es, auf den Herausgeber Gervasius Soupher zu vermuthen, falls er nicht selbst der Betrogene war, denn der *codex vetustissimus,* auf den sich dieser als seine Quelle beruft, ist bekanntlich weder vorhanden, noch wohl je vorhanden gewesen. Die fünf Distichen,

die nach Pertzs Beschreibung der ersten Ausgabe von 1508 unter der Ueberschrift *Liber de se* auf dem Titelblatte stehen: *Caesaris arma cano Romani et martia gesta Henrici quarti*, sind ganz im Geschmacke des Gedichts selbst, und nicht minder, wenn die Inhaltsanzeigen versetzt sind mit Redensarten gegen das *vipereum Saxonum genus, gentem perfidam, sacrilegam et foedera pacis saevissime confringentem.* Dass Soupher mit den *Saxones* auch hier die Franzosen gemeint haben sollte, gegen die er in der Vorrede und in jenen Versen eifert, ist doch schwer anzunehmen. Wie kommt aber dieser Mann zu dem Zorn gegen die Sachsen? Mir scheint hier noch irgend ein anderes politisch litterarisches Motiv verborgen. Sollte es zusammenhängen mit der Oppositionsstellung Friedrichs des Weisen in der Reichspolitik gegen Maximilian? Denn Soupher ist ein eifriger Anhänger des Kaisers.

Doch wie dem immer sei, das Buch ist ein humanistisches Machwerk. Nachdem der überraschendste und glänzendste litterarische Fund, der ein neues Licht auf die rückwärts liegenden dunkeln Jahrhunderte warf, Hrotsuits Werke 1501 zu Nürnberg erschienen waren, folgten 1507 zu Augsburg der Ligurinus, 1508 zu Strassburg dieses Heldengedicht. Wie die ersten das Ottonische, so schienen diese beiden das Staufische und Salische Zeitalter nicht minder überraschend zu verherrlichen. Der litterarische wie der nationale Wetteifer in der Aufdeckung der Quellen der Geschichte des Vaterlands und in der Verkündigung seines Ruhmes war auf das Lebhafteste angeregt. Fürs erste freilich noch in sehr unkritischer und verkehrter Weise, denn mochten die an den beiden letzten Büchern betheiligten Männer die Täuschenden oder Getäuschten sein, von dem Vorwurfe des Mangels an Kritik, oder an Wahrhaftigkeit und historischem Sinn sind sie nicht frei zu sprechen.

Zum Schlusse endlich die Nutzanwendung. Auch mit dem Verfasser dieses Gedichts hat Hrotsuit in ihren Werken nichts gemein, weder nach Auffassung des Inhalts noch Form und Art der Darstellung; nichts mit seiner Leere und Armuth an Thatsachen, nichts mit seiner breiten selbstgefälligen Ausmalung des Geringfügigen und Trivialen, mit seiner Effekthascherei im Einzelnen, mit seiner Schönrednerei, zugespitzten Sentenzen und rhetorischen Deklamationen. Ueberall ist es der einfache Ton der Wahrheit, der Ueberzeugung, den sie anschlägt. Auf das erste Wort komme ich zurück, auch darum sind ihre Werke echt, weil dieses Gedicht mit diesen Eigenschaften unecht ist. Wenn die Kritik es in die apokryphe Litteratur verweist, vor deren Gebrauch zu warnen ist, werden Hrotsuits Bücher, aller Versuche der unkritischen Hyperkritik ungeachtet, bleiben was sie sind, das eigenthümlichste Zeugniss zur Geschichte des zehnten Jahrhunderts.

Nachtrag.

Nach dem Schluss des Drucks geht mir durch Jaffés gütige Mittheilung dessen so eben im 14. Bande von Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum erscheinende Ausgabe der Cambridger Lieder zu. Die einzelnen Stücke dieser Sammlung gehören, soweit die Zeit der Abfassung nachweisbar ist, den Jahren 968 bis 1039 an. Unter andern bisher unbekannten findet sich hier ein Gedicht in rhythmischer Prosa, das für Hrotsuit in Betracht kommen könnte, N. X. de Proterii filia. Es ist derselbe Stoff, den die sechste Legende behandelt, Conversio cuiusdam iuvenis desperati per s. Basilium episcopum, nur geschieht das in dieser mit viel grösserer Ausführung im Einzelnen und in engerm Anschluss an die Vita s. Basilii s. Text S. 54 ff. Der Legende kann also nicht etwa das Gedicht, wie vielleicht Jemand vermuthen möchte, zu Grunde liegen. Aber auch das Umgekehrte ist schwerlich der Fall. Die in einzelnen Worten bemerkliche Uebereinstimmung beider stammt aus ihrer gemeinsamen Quelle, der Vita.

Wortregister

der im Texte besprochenen Stellen

Hrotsuits.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

*

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin, Wilhelmstrasse 122.

F. 63. V. 31.

Quē apperare quidem cicius pre cepit in urbē.
Hunc functum cernens pdictus lumine princeps

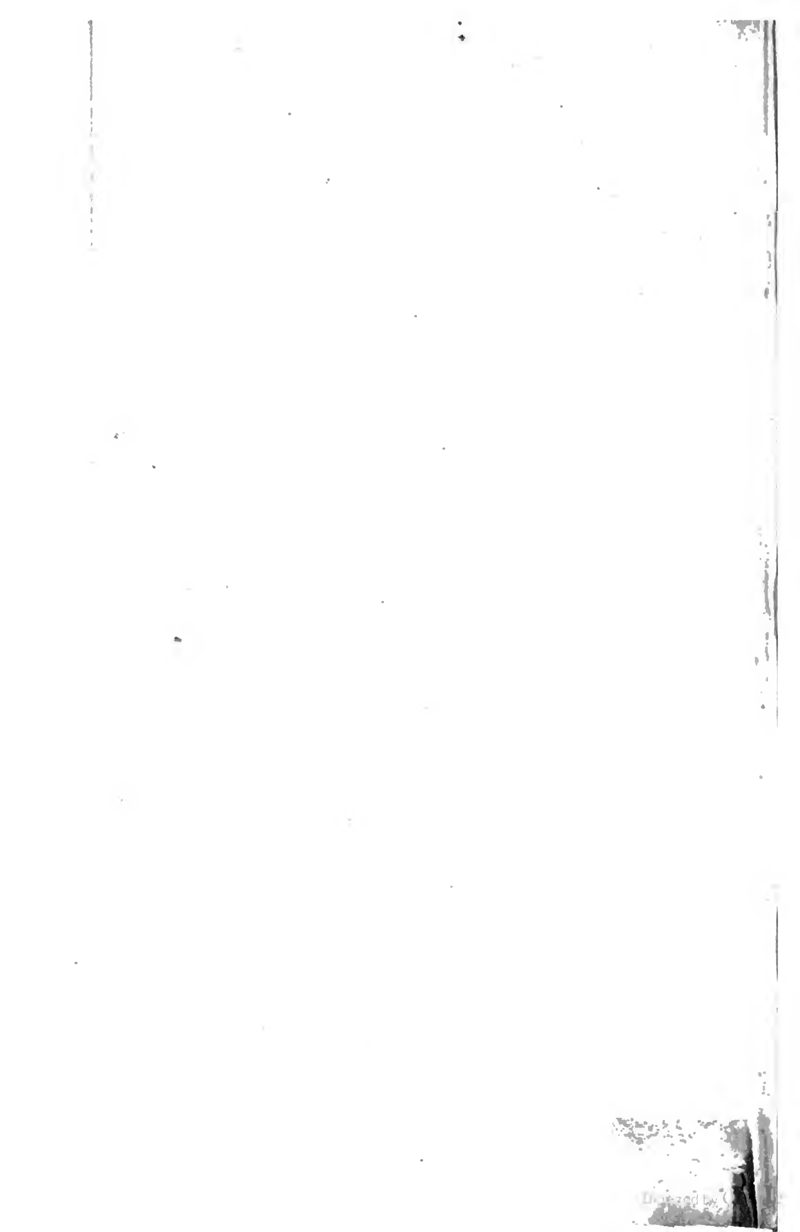
I 12

F. 133'.

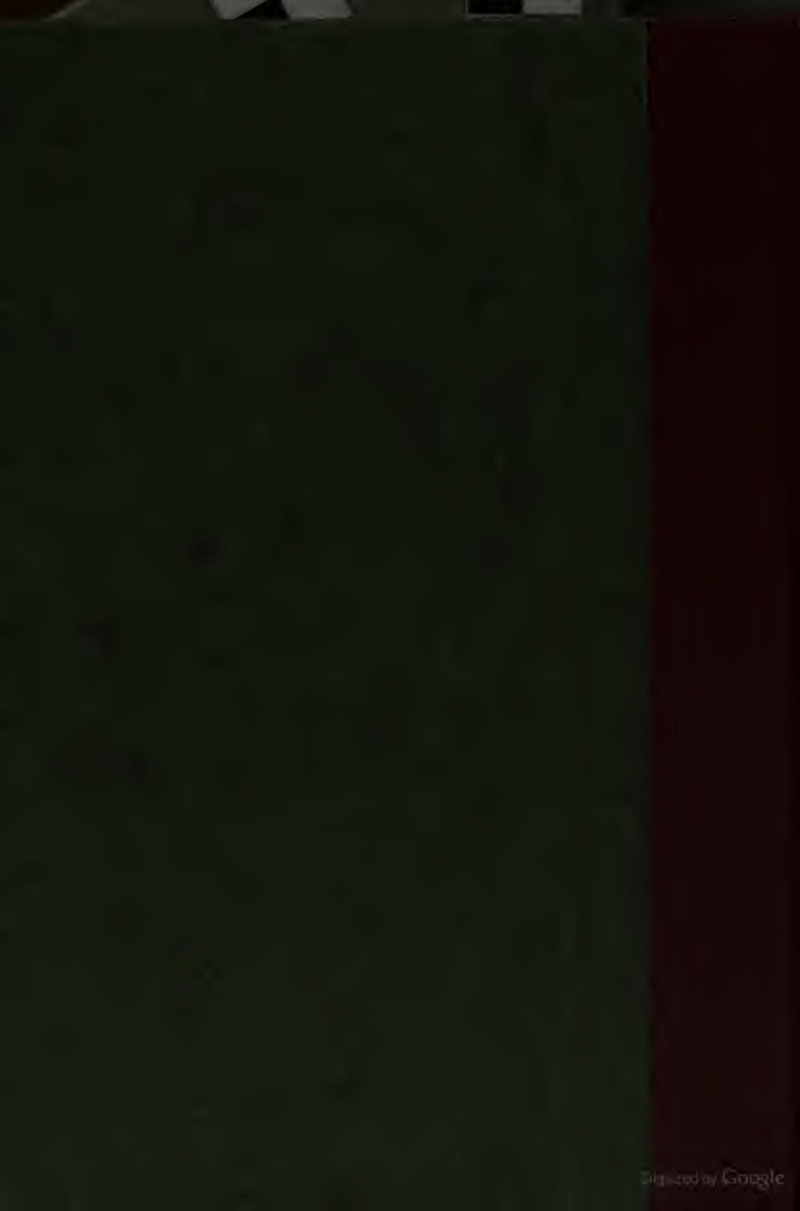
INCIPIT HYSTORIA

postquā stirps Caroli magni defecit imperium Romanum ad saxones migrauit quod Henricus primus cum uxore mathilda suscepit

Postquā rex regum qui solus regnat in euum
Per se cunctorū transmutans tempora regum
Iussit francorū transferri nobile regnum
Ad claram gentem saxoniū · nomen habentem
A saxo · pduriciam mentis bene firmam
Filius oddonis magni ducis et uenerandi






Digitized by Google